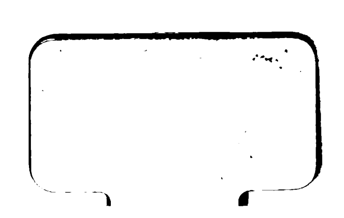





TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA







Gustav Schwab.



Gustav Schwab.

Sein Leben und Wirken

geschildert

von

Karl Klüpfel.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 8 FEB 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Mit der vorliegenden Biographie möchte ich einen Beitrag zur Kenntniß unserer literarischen Zustände geben, indem ich das Leben eines Mannes schildere, welcher darauf während drei bis vier Jahrzehnden einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Wenn auch Schwab's Leben einen einfachen Verlauf hatte und nicht durch Wechsel der äußern Geschicke in Spannung versetzt, wenn auch sein Name als Dichter und Schriftsteller nicht in erster Reihe glänzt, so glaube ich doch, daß seine persönliche Bedeutung und Wirksamkeit eine so weitgreifende war, daß der Versuch gerechtfertigt erscheint, ihn zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung zu machen. Denn er ist von vielen im deutschen Vaterlande und auch über dessen Grenzen hinaus gekannt, aufgesucht und geliebt worden, er ist ein Mann des öffentlichen Vertrauens gewesen, wie es wenige gibt; seine geistige Ueberlegenheit ist in weiten Kreisen anerkannt und deswegen sein Rath und Urtheil in der Nähe und Ferne begehrt worden; und auch wo er nicht thätig in die Bewegung seiner Zeit eingriff, ist es doch von Interesse zu sehen, wie ein solcher Mann die Dinge aufgefaßt und beurtheilt hat.

Möge denn dieses Buch dazu dienen, den vielen, die sich dem Dichter im Leben genähert, sein Bild auf-

zufrischen und zu vervollständigen, der Nachwelt aber das Andenken eines Mannes zu überliefern, der eine hervorragende Stellung in Literatur und Leben mit Ehren behauptet hat.

Seit dem Jahre 1824, in welchem ich Schwab's Schüler wurde, in fortwährender Verbindung mit ihm, später noch durch Familienbande enger an ihn geknüpft, war ich in der Lage, nicht nur aus eigener Erinnerung, sondern auch aus der seiner Gattin und Kinder zu schöpfen. Dazu standen mir die mündlichen Mittheilungen einiger seiner vertrautesten Freunde und seine ausgedehnte Correspondenz zu Gebote. Besondern Dank für die Mittheilung von Briefen des Verstorbenen und Nachrichten über ihn bin ich schuldig den Herren Prälat Ullmann in Karlsruhe, Dr. Uhland und Oberjustizrath Mayer in Tübingen, Oberappellationsrath Pauli in Lübeck, Präsident von Köstlin, Dekan Dillenius und Oberstudienrath von Roth in Stuttgart, Dr. Justinus Kerner in Weinsberg, Hofrath Schöll in Weimar.

Ein sehr wichtiges Hülfsmittel waren mir die Briefe an Schwab. Mehrere seiner noch lebenden Freunde haben mir die ausdrückliche Erlaubniß gegeben, wo ich es nöthig fände, Stellen aus ihren Briefen meiner Darstellung einzuverleiben. Bei einigen andern ist es geschehen, ohne Ermächtigung einzuholen, doch nur in Fällen, wo ich Zustimmung voraussetzen zu dürfen glaubte, und ich bitte die verehrten Männer um freundliche Entschuldigung der Freiheit, die ich mir genommen habe.

Tübingen, im Mai 1858.

Der Verfasser.

Inhalt.



I.

Aelternhaus. Knabenalter.

1792—1809.

Gustav Benjamin Schwab wurde im Jahre 1792 den 19. Juni zu Stuttgart geboren, als der jüngste Sohn des damaligen Geheimen Hofraths Johann Christoph Schwab, eines an Geist und Charakter ausgezeichneten Mannes, der auf die Entwickelung unsers Dichters einen so entschiedenen Einfluß hatte, daß auch von ihm zur Einleitung ein Wort gesagt werden muß.

Johann Christoph Schwab, der Sohn eines Beamten in Ilsfeld, am 10. Dec. 1743 geboren, wuchs zu Hause in ziemlich beschränkten Verhältnissen auf und wurde, da seine Fähigkeiten sowol als die Lage des Vaters dies geeignet erscheinen ließen, zur theologischen Laufbahn bestimmt. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung wie viele seiner Landsleute, die sich später in Wissenschaft oder Kirche einen Namen gemacht, in den niedern theologischen Seminarien und im Stift zu Tübingen. Nach-

dem er seine Universitätsstudien beendigt hatte, trat er eine Stelle als Hauslehrer in der französischen Schweiz an und machte hier während elf Jahren in verschiedenen Familien eine für ihn sehr wichtige Lebensschule durch. Neben seiner Ausbildung hatte er auch den Zweck, sich etwas zu ersparen, womit es indessen nicht schnell ging, da er es für seine Pflicht hielt, seinen Vater und seine Geschwister zu unterstützen. Er fand in diesen Lehrjahren Gelegenheit und Anregung, in den Geist der französischen Sprache und in die Tiefen der mathematischen Wissenschaft einzudringen. Der damalige Herzog von Würtemberg, Karl Eugen, berief ihn im Jahre 1778 an die in Stuttgart neuerrichtete Hohe-Karlsschule als Professor der Philosophie und Mathematik, was er gern annahm, da er des Hofmeisterlebens und Dienstes bei Privatpersonen müde geworden war; und in dieser Stellung, die er bis zur Aufhebung der Akademie im Jahre 1794 innehatte, erwarb er sich nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller einen bedeutenden Namen. Eine seiner Arbeiten, die Beantwortung der von der berliner Akademie gestellten Aufgabe „Ueber die Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache und die wahrscheinliche Dauer ihrer Herrschaft“ wurde 1784 mit dem ersten Preise gekrönt und lenkte die Aufmerksamkeit Friedrich's des Großen auf den Verfasser. So erhielt er einen Ruf nach Berlin als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und Professor an der Ecole militaire, auch wurde ihm das seit Sulzer's Tod erledigte Directoriat bei der philosophischen Klasse der Akademie zugesagt. Friedrich der Große, der aus eigenem Antrieb die

Berufung veranlaßt hatte, erwartete die sich verzögernde Antwort mit großer Ungeduld und fragte seinen Vertrauten Merian an jedem Posttag, ob noch keine Nachricht von Schwab gekommen sei? Seine Antwort lautete indessen ablehnend; denn Anhänglichkeit an seine Heimat sowie Rücksicht auf die dringenden Wünsche seines Herzogs hielten ihn ab, dem mit sehr vortheilhaften Bedingungen verbundenen Antrag zu folgen. Zur Entschädigung wurde ihm nun von Herzog Karl neben seinem Lehramt die Stelle eines Geheimen Secretärs für die französischen Ausfertigungen mit dem Titel eines Geheimen Hofraths übertragen. Als nach dem Tode Herzog Karl's seine Schöpfung, die Hohe Karlsschule, aufgehoben wurde, ernannte dessen Nachfolger, Herzog Ludwig Eugen, Schwab, den er bei seinem Aufenthalt in der französischen Schweiz persönlich kennen gelernt hatte, zum Vorstand des Geheimen Cabinets und schenkte ihm so unbedingtes Vertrauen, daß er den Stempel, welcher dazu bestimmt war seine Namensunterschrift zu vertreten, in Schwab's Hände gab. Herzog Ludwig Eugen wurde später verkannt, und namentlich wurden seine Fähigkeiten zu gering angeschlagen. Solche Urtheile thaten Schwab in der Seele weh und beschäftigten ihn noch in seinen letzten Jahren lebhaft. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß, wenn dem Herzog eine längere Regierungszeit vergönnt gewesen wäre, die Nachwelt eine bessere Meinung von seiner geistigen Bedeutung wie von seinem guten Willen gewonnen haben würde.

Schwab bewährte in diesem Amt eine seltene Uneigennützigkeit und war so weit davon entfernt, dasselbe zu

seinem und der Seinigen Vortheil auszubeuten, daß er nach dem schon nach achtzehn Monaten erfolgten Tode des Herzogs freiwillig in seine frühere Amtsstellung zurücktrat und ohne besondere Belohnung dreißig Jahre lang das volle Geschäft eines Geheimen Secretärs versah, während er nur zu den französischen Ausfertigungen verbunden war. Fünf Jahre vor seinem Tode wurde er zum Oberstudienrath ernannt und war in diesem Collegium bis zu seinem Ende thätig. Neben seiner vielfachen Berufsthätigkeit hörte er nicht auf, dem Drange seines Geistes nach wissenschaftlicher Forschung zu folgen, und fuhr fort, eine Reihe wichtiger Aufgaben in Philosophie und Mathematik zu bearbeiten. Dabei erfreute er sich eines solchen Erfolgs, daß er fünf mal von gelehrten Gesellschaften mit einem Preise gekrönt und von der berliner und petersburger Akademie sowie von der Batavischen Gesellschaft zu Harlem als Mitglied aufgenommen wurde. Mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit stand er in freundschaftlicher Beziehung; unter seinen nachgelassenen Papieren finden sich Briefe von dem Grafen von Hertzberg, Wieland, Mendelssohn, Cuvier und andern, besonders aber von Le Sage, L'Huillier, Kästner, Nicolai. In seiner Jugend widmete er sich neben den ernstern Wissenschaften auch der Dichtkunst, und es wurden „Vermischte Gedichte" von ihm in deutscher und französischer Sprache in zwei Auflagen (1775 und 1782) gedruckt. Haller's, Uz' und Ramler's Art sind darin unverkennbar, doch fehlt es diesen dichterischen Versuchen nicht an Originalität. Eine seiner wichtigsten Schriften ist die von der berliner Akademie gekrönte Preisschrift

„Ueber die Fortschritte der Metaphysik in Deutschland seit Leibniz' und Wolff's Zeiten" (Berlin 1796). Er nahm gegen die damals zur Herrschaft gelangte Kant'sche Philosophie eine durchaus gegnerische Stellung ein, und machte es sich zur Aufgabe seiner literarischen Thätigkeit, die bleibenden Verdienste der Leibniz-Wolff'schen Philosophie zur Anerkennung zu bringen. In diese Richtung suchte er auch seine Söhne einzuführen. Gustav erzählte öfters scherzend, daß, wie Hannibal gegen die Römer, so er von seinem Vater gegen Kant in Pflicht genommen worden sei.

Bald nach seiner Anstellung in Stuttgart gründete sich Johann Christoph Schwab ein eigenes Hauswesen durch die Heirath mit Friederike Rapp, der Tochter des angesehenen Kaufmanns und Handlungsvorstehers Philipp Heinrich Rapp, mit welcher er den 15. April 1779 getraut wurde. Die um sechzehn Jahre jüngere Gattin war eine Frau von lebendigem Geist und warmem Gemüth, deren Bildung über die Schranken der damals gewöhnlichen weiblichen Erziehung hinaus ging. Aus dieser Verbindung entstand ein harmonisch geordnetes Familienleben, das durch einen christlichen, heiter-ernsten Sinn, durch feine und doch einfache Sitte einen wohlthuenden Eindruck auf alle machte, die damit in Berührung kamen, und auch für einen größern Verwandtenkreis eine liebevolle Heimat wurde. Mehrere Mitglieder der beiderseitigen Familien fanden auf kürzere oder längere Zeit ein friedliches Asyl im Schwab'schen Hause, dem aller Egoismus fremd war, und dessen Bedürfnißlosigkeit es möglich machte, viel für andere zu thun. Die Ehe

wurde mit sieben Kindern gesegnet, von denen jedoch zwei in zartem Alter starben. Der erstgeborene Sohn, Philipp Christoph Friedrich, war ein außerordentlich talentvoller und liebenswürdiger Knabe, der aber den Aeltern zu ihrem großen Schmerze schon im achtzehnten Jahre entrissen wurde. Auf ihn folgte ein zweiter Sohn, Karl Heinrich (geboren 20. März 1781), der später die Rechte studirte, den würtembergischen Staatsdienst mit Auszeichnung durchlief, eine Reihe von Jahren Chef des Justizministeriums und bis zu seinem Tode, 1847, Mitglied des Geheimen Raths war. Im Jahre 1783 wurde eine Tochter geboren, Friederike, die als Witwe des Directors von Jäger im Jahre 1855 zu Stuttgart starb. Diese Schwester stand im zehnten Jahre, als der jüngste Sohn, Gustav Benjamin, geboren wurde. Nach seiner Geburt erschien derselbe dem Hausarzt so zart und schwächlich, daß er den Ausspruch that: „Wird wol kein Erdenbürger!" Doch das mütterliche Auge betrachtete den Sohn mit besserm Vertrauen, und es hatte richtiger gesehen, denn der Kleine erstarkte bald, obgleich er mehrere Monate lang viel wimmerte. Hierauf bezüglich wurden auf einem Denkstein, den der Vater um jene Zeit seiner Gattin nach einer glücklich überstandenen tödtlichen Krankheit in dem Garten setzen ließ, die Worte eingegraben: „Gustav's Wimmern ist erhört." In seine Pflege theilte sich mit der Mutter und Schwester eine im Hause lebende Anverwandte, welche ihn sehr liebte und ihm seinen Willen ließ, oft mehr als der Mutter lieb war. Doch die Gefahr, daß er als jüngstes Kind zu sehr verzogen worden wäre, wurde dadurch beseitigt,

daß ihm, als er zwei Jahre alt war, der Himmel in seiner Schwester Lotte noch eine Gespielin bescherte, mit der er alle Freuden und Leiden seiner Kindheit und Jugend treulich theilte. Es ist dies die noch lebende Gattin des Obermedicinalraths Georg von Jäger, deren Mittheilungen der Verfasser dieser Biographie manche interessante Züge aus der frühern Jugend Gustav Schwab's verdankt.

Lebendigkeit, Energie, ja sogar Heftigkeit des Charakters machten sich bald bei dem Kinde bemerklich; allein der große sittliche Ernst der Erziehung, die gewissenhafteste Aufmerksamkeit auf alles, was für die Ausbildung des Charakters der Kinder von Einfluß sein konnte, lenkte vom Anfang an alles zum guten. Seine edle Natur und das Beispiel der ältern Geschwister, deren Verhältniß zu den Aeltern auf Ehrfurcht und Liebe bereits fest begründet war, erleichterte die Erziehung. Sobald ein Kind fähig war, sich selbst mit etwas zu beschäftigen, konnte es der Vater keinen Augenblick müßig sehen. Freundlich, aber bestimmt sagte er: „Kinder, thut etwas, spielt etwas, was ihr wollt; nur nicht müßig dastehen!“ Da mußten sie sich denn besinnen, was sie vornehmen konnten, und diese Mahnungen ergingen unermüdet an sie, bis die Gewohnheit fest und unverlierbar war, jede, auch die kürzeste Zeit zu nützen, auszubeuten. Früh wurde Gustav in die Schule geschickt, und er erzählte oft, daß er sich genau erinnere, bald nach seinem vierten Jahre dort eine kurze lateinische Vorschrift, deren Worte er angab, abgeschrieben zu haben. Als er etwa fünf Jahre alt war, starb sein ältester

Bruder, der von Kindheit auf durch Drüsen viel gelitten hatte, kurz ehe er mit dem um ein Jahr jüngern Bruder die Universität hätte beziehen sollen. Trotz langer und heftiger Augenkrankheiten blieb Philipp liebenswürdig und heiter selbst in der letzten Zeit seines Lebens, da ein empfindliches Brustleiden ihn seinem früh gesteckten Ziele langsam entgegenführte. Neben großer Leichtigkeit und Gründlichkeit im Erlernen der Sprachen und anderer Schulfächer zeichnete diesen begabten Jüngling auch eine nicht gemeine Dichtergabe aus; seinen regen Sinn für alles Gute und Schöne, seinen Geschmack und frischen Humor bekunden noch viele nachgelassene Aufsätze und Gedichte ernsten und komischen Inhalts. Die Mutter glaubte im Aeußern und in der Naturanlage Aehnlichkeit zwischen beiden Brüdern zu finden, und es verfolgte sie längere Zeit der Gedanke, auch den jüngsten Sohn verlieren zu müssen. Daher legte sie eine Aengstlichkeit in Beziehung auf Gustav's Gesundheit an den Tag, zu welcher kein Grund vorhanden war. Er blieb gesund, obgleich er weder groß noch besonders stark war, und seine Mutter ärgerte sich später nicht wenig, als einer der Lehrer am Obern Gymnasium, wo er wie in den untern Klassen den ersten Platz einnahm, einmal zu ihr sagte: es sei nur schade, daß Gustav als Primus äußerlich nicht mehr vorstelle. Vom Anfang an lernte er ohne Unterbrechung immer gleich gern, schnell und nachhaltig. Er fing bald an, zu produciren; in seinem sechsten Jahre zeichnete er einiges auf, was er eine Naturgeschichte nannte, und machte Verse auf den Geburtstag der ältern Schwester. Die Proben ließen eben nicht auf besonderes

Talent schließen, dieses entwickelte sich erst nach seinem funfzehnten Jahre; aber die Lust zu schreiben, der Wunsch und die Gabe andern sich mitzutheilen, sie zu belehren, war bereits vorhanden. Einige Jahre lang lebten die beiden Kinder, Gustav und Lotte, fast allein auf sich beschränkt (denn die Aeltern suchten keine Gespielen für sie auf), in gutem Frieden, der nur selten und ganz vorübergehend durch das von Natur zur Aufwallung geneigte Temperament des Bruders gestört wurde. Was die Schwester von Erinnerungen ihrer Kindheit uns mitgetheilt hat, ist so bezeichnend für den Bruder, daß wir sie einiges mit ihren eigenen Worten erzählen lassen.

„Viele von Gustav's Freistunden“, sagt Lotte, „verwendete er mit großer Befriedigung dazu, daß er den Vater Campe vorstellte, und mir — als der Mutter Campe — den «Robinson» und «Columbus» vorlas. Meine Puppen mußten als Kinder den Kreis ausfüllen. Diese Vorlesungen liebten wir, um recht isolirt für uns zu sein, auf einem sogenannten, damals gebräuchlichen Betttische zu halten. — Die Winterabende füllte der Vater mit Unterricht oder belehrender Unterhaltung theilweise aus. In der guten Jahreszeit ging er abends regelmäßig mit uns in den nicht weit von der Stadt gelegenen Garten, wo er uns volle Freiheit des Spielens ließ. Nur durften wir denselben nicht verlassen. Einmal wurde von uns das Gebot übertreten; die Lust, den benachbarten Wirthsgarten, den ersten, welcher für die elegante Welt Stuttgarts eingerichtet wurde, zu besehen, übermannte uns. Dort sahen uns einige Bekannte

unserer Aeltern und beglückten uns mit Bonbons. Aber die Freude war kurz: man hatte uns im Garten vergeblich gesucht, dort vermuthet, ließ uns aus dem verbotenen Paradies abholen und wir wurden vor ein so strenges älterliches, besonders väterliches, Gericht gestellt, daß wir tiefe Reue fühlten und uns nie wieder einen Ungehorsam zu Schulden kommen ließen. — Außerhalb des Gartens befand sich ein Graben, der eben die rechte Breite hatte, um uns im Springen zu üben. Der gute Vater sprang unermüdet voran, und diese Uebung galt für das damals noch nicht eingeführte Turnen. Selten kamen wir weiter ins Freie hinaus. — Das größte Fest des Jahres war es für uns Kinder, wenn die Aeltern einmal im Sommer einen Besuch in dem benachbarten Dorfe Däzingen machten, wo ein Freund unsers Hauses mit seiner Familie in einem hübschen Schlosse wohnte, der Residenz eines der letzten Maltesercomthurs, des Bailli von Flachslanden. Dahin fuhr man mit einem Lohnkutscher morgens in aller Gemüthlichkeit. Daß der Weg und die Gegend zu den langweiligsten in Würtemberg gehören, wußten und sahen wir nicht; unser Sinn stand nach den Herrlichkeiten, die unser warteten. Die großen weißen Angorakatzen, deren mehrere als Lieblingsthiere der Tochter des Hauses im Hofe behaglich lagen oder langsam herumspazierten, waren das erste, was uns in die Augen fiel. Fast erschienen sie uns als heilige Thiere. Das Schloß mit seinem im damals noch neuen englischen Geschmack angelegten Garten bot uns Kindern unendliche Reize. Wir wagten kaum zu athmen, als uns erlaubt wurde in das Tempelchen einzutreten, und konnten

uns nicht satt durch die Fensterscheiben von farbigem Glas sehen, welche uns den Garten bald in frostigem bläulichem Licht, bald im wärmsten Gelb, dann wie in Purpurfeuer getaucht erblicken ließen. Längst sind dergleichen Zierden vervollkommnet, aber wohlfeil und gewöhnlich geworden. Die feierliche Stille, welche über dem Ganzen lag, der nach altfranzösischer Art gemessene, aber freundliche Anstand der Bewohner flößte uns einen tiefen Respect ein, und ein feines Mittagsmahl, das ungeahnte Delicatessen bot, machte das Glück eines solchen Tages vollkommen, in dessen Erinnerung wir, nach der friedlichen Heimfahrt am Abend, noch lange schwelgten. Den Kindern der damaligen Zeit erschien ein solcher Tag wie ein Stern, der in ihr stilles ruhiges Dasein einen lieblichen Schimmer warf, dessen Schein ihnen selbst im Alter nicht ganz erlischt.

„Als Gustav acht Jahre alt sein mochte, trat ein zehnjähriger verwaister Schwestersohn unsers Vaters, Christoph Sigwart, als Pflegesohn in unser Haus ein. In das äußere Leben der Kinder brachte dies wenig Veränderung, denn der Ankömmling war von sehr ernstem Charakter und stillem Wesen. Keines einzigen Streits zwischen ihm und uns erinnere ich mich, wohl aber eines großen Jammers, den er treulich mit uns theilte. Wir drei Kinder hielten uns einst in einer unglücklichen Stunde in des Vaters Studirzimmer auf, und durch irgendein Ungeschick wurde der alte Barometer, ein sehr hoch gehaltenes Stück, zerbrochen. Auf uns Geschwister fiel die meiste Schuld, allein der Vetter, welcher als der ältere den Unfall hätte abwenden sollen, erhielt

auch seinen Antheil an dem sehr ernsten Verweis. — Der Vetter lernte vortrefflich; mein Vater unterrichtete ihn gemeinschaftlich mit meinem Bruder im Französischen und andern Fächern, und war ihm Vater im vollen Sinne des Worts, an der Stelle des verstorbenen. Als er einige Klassen des Gymnasiums durchlaufen hatte, erkannte der Onkel in ihm den «philosophischen Kopf», wie er sich ausdrückte, und bestimmte ihn seinem eigenen Wunsche gemäß zum Studium der Theologie. Nach vierjährigem Aufenthalt, welcher gewiß nicht ohne günstigen Einfluß auf meinen Bruder war, trat er in ein niederes Seminar ein. Dort, wie später im theologischen Stift in Tübingen nahm er den ersten Platz in der Promotion ein und bekleidete später 25 Jahre lang die Stelle eines Professors der Philosophie an dieser Universität. So erhielt jenes Urtheil meines Vaters volle Bestätigung. — Gustav's geistige Entwickelung nahm indessen den erwünschtesten Gang. Voll Eifer und Beharrlichkeit im Erlernen alter Sprachen und alles ernsten Wissens, das gefordert wurde, machte er sich und seinen Kameraden — denn sein geselliger Sinn zog nach und nach mehrere Knaben an — viele frohe Stunden durch seine Lebendigkeit und sein Talent. Er schrieb heroische Stücke für ein Theater, zu dem er mit Hülfe eines Gespielen Coulissen aus Packpapier verfertigte. Die Vorstellungen liefen immer glücklich und zur Zufriedenheit ab, nur ein mal gab es eine bedenkliche Störung. Als ein langgewachsener Knabe die Worte recitirte «Von diesem Thurm herab will ich mich stürzen», machte er eine ungeschickte Bewegung mit dem Arm, ganz hoch hinauf — und der

Thurm war leider nicht einmal so hoch als der Knabe. Da übermannte den Dichter, welcher schon ärgerlich über des Knaben schlechtes Spiel war, der Zorn, schnell trat er zwischen den Coulissen hervor, ebenso schnell wieder zurück, — aber der arme Schauspieler hatte eine tüchtige Ohrfeige, er wußte kaum woher sie kam. Die Empörung des Knaben und das Lachen der Zuschauer war groß; dem Spiel drohte ein verdrießliches Ende. Aber mein guter Bruder besaß schon als Knabe die liebenswürdige und seltene Tugend, auch die kleinste Verfehlung gegen andere sogleich einzusehen, und die glückliche Gabe, sie auch durch Worte wieder gut zu machen. Diese schöne Seite seines Charakters blieb sich während seines ganzen Lebens gleich und war bezwingend für jedes Herz.

„Manche angenehme Tage verlebte Gustav während der Ferien in dem Pfarrhause zu Untertürkheim, wo das geräumige Haus und der Garten am Ufer des Neckar, verbunden mit der Gastfreundschaft der Bewohner, alle Spiele begünstigte, und die liebliche Gegend, für welche jetzt der Sinn zu erwachen begann, dem Leben einen eigenthümlichen Reiz verlieh. — Immer noch blieb das Theaterspielen die beliebteste Unterhaltung. Gustav hatte die « Jungfrau von Orleans » für unser Personal, das aus etwa fünf Kindern bestand, bearbeitet. Als einzigem Mädchen fiel mir die Rolle der Jungfrau zu. Der Schauplatz war ein für allemal der Garten. So vergnügt sah ich ihn nach keiner frühern Aufführung wie nach dieser, welche er für ganz gelungen hielt. In der Schlußscene, ehe ich die letzten Worte zu sagen hatte,

stieß ich an irgendeinen Gegenstand an, was mir etwas wehe that. Da sagte er nachher ganz glücklich zu mir: «Das war das Schönste, das war so natürlich als du riefst: ‚Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!‘ Du konntest es fast nicht sagen, es war so geschickt, daß du dich gerade vorher gestoßen hattest!» — So geordnet und ohne Anstoß sein Lernen immer vorschritt, war doch eine leichte Spur dieser Zerstreuungen dem scharfen Auge des Lehrers Roth nicht entgangen, der ihn einstmals faßte und, ihn schüttelnd, heftig ausrief: «Er treibt allotria! Er treibt theatralia!»“

Gustav mochte zu der Zeit, von welcher hier die Schwester spricht, zwölf Jahre alt sein, und jene Liebhaberei machte ernstern Beschäftigungen Platz. Da er sich, seit er denken und sprechen konnte, zur Freude der Aeltern, welche ihn als dafür geschaffen erkannten, dem geistlichen Berufe bestimmt hatte, so galt es jetzt tüchtig zu lernen, was er mit Freuden that. Da gab es keine Klagen, kein Hetzen und Treiben, keine Angst vor einem Examen. Das stuttgarter Gymnasium war damals noch nicht das, was es später geworden ist, und stand gegen andere würtembergische Lehranstalten zurück; doch waren zwei Lehrer an demselben, die, beide in ihrer Art besonders tüchtig, eine nachhaltige Anregung auf Schwab übten. Der eine war Friedrich Roth, an der mittlern Abtheilung der Anstalt thätig, ein ernster strenger Schulmann, der seine Schüler zum Fleiß zu nöthigen und in der Grammatik sattelfest zu machen wußte. Zu ihm wurde Gustav, als er schon das Obere Gymnasium besuchte, noch öfters von seinem Vater geschickt, um ihm privatim

lateinische Ausarbeitungen vorzuzeigen. Der andere war Drück, Professor am Obern Gymnasium, ein liebenswürdiger humaner Mann, der in seiner ganzen Persönlichkeit die classische Bildung ausprägte und als Lehrer in hohem Grade geeignet war, in den Geist des Alterthums einzuführen.

Neben der philosophisch-humanistischen Pflege seines Geisteslebens blieb aber auch die religiöse Seite nicht ohne besondere Anregung. Der Prediger, bei dem er den Confirmationsunterricht genoß, war der damalige Diakonus an der Hospitalkirche, Christian Adam Dann, ein Geistlicher, von dem man recht eigentlich sagen konnte, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. Seine segensreiche Wirksamkeit steht bei allen, die ihm nahe gekommen, in lebendigem Andenken; namentlich aber hatte er eine ausgezeichnete Gabe, die Gemüther der Jugend anzufassen. Gustav stand ihm schon als langjährigem Freunde des Hauses näher und hatte seine Unterrichtsstunden für Knaben schon mehrere Jahre vor der Confirmationsvorbereitung besucht. Er bewahrte diesem Lehrer immer die aufrichtigste Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, und rühmte es oft und freudig, daß er ihm vorzugsweise ein lebendiges Christenthum zu danken habe. Seinem Vater, pflegte er öfters zu sagen, verdanke er seine religiöse Ueberzeugung, seinem Lehrer Dann die persönliche Liebe zu Christus, der er treu geblieben ist bis zu seinem letzten Athemzuge.

Zu den Bemühungen der Lehrer kam die Sorgfalt des Vaters, mit welcher er Gustav's äußere und innere Bildung leitete. Sein Organ war von Natur nicht

ganz günstig, er konnte den Buchstaben r nicht scharf aussprechen. Der Vater forderte ihn dringend auf, diesen Fehler durch fortgesetzte Uebung zu verbessern. Er that es mit großer Ausdauer, las laut und recitirte oft und anhaltend, überwand jenen Anstoß bis auf ein Minimum und errang seiner Aussprache vollständige Deutlichkeit, seinem Organ die möglichste Weichheit und Anmuth. In einer andern Beziehung hatte die Anleitung des Vaters weniger Erfolg. Er gab sich eine Zeit lang Mühe, Gustav in die Mathematik einzuführen, was diesem viele Pein machte und äußerst langsam vorwärts ging. Der Vater wurde durchaus nicht ungeduldig, sagte aber am Ende, er sehe, daß Gustav's Anlage dazu gering sei; er würde bei fortgesetzter Anstrengung wol zu Stande kommen, aber so viel sei die Sache nicht werth; und somit wurde der Unterricht aufgehoben.

Das Interesse für die Kunst trat dem jungen Schwab besonders durch zwei Verwandte von mütterlicher Seite nahe, durch seinen kunstsinnigen Oheim, den Kaufmann Heinrich Rapp, den nachherigen Director der königlichen Hofbank, und durch den Bildhauer Dannecker, gleichfalls seinen Oheim. Bei beiden gewöhnte er sich, künstlerische Bildung als ein wesentliches Element des Geisteslebens anzusehen, und hatte Gelegenheit, manche Fremde, die in diesem Gebiete Ruhm und Geltung hatten, kennen zu lernen. Dannecker war an eine jüngere Schwester seiner Mutter verheirathet, und dieses liebenswürdige Paar war Ein Herz und Eine Seele. Kinderlos, wandte es seine ganze Liebe den Neffen und Nichten zu, die von den Geschwistern der Frau abstammten,

denn Dannecker, der Sohn eines Stallknechts, war der einzige, welcher sich der Armuth und Dunkelheit seiner Familie entwunden hatte. Um jene Zeit hatte sich Dannecker ein Haus in der Nähe des königlichen Schlosses bauen und ganz nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen einrichten lassen. Die eine Hälfte des hohen Erdgeschosses war zu der Werkstätte des Künstlers, die andere zu einem Saale bestimmt, in welchem König Friedrich die von ihm angekauften Abgüsse der berühmtesten Antiken aufstellen ließ, wo sie auch blieben, bis das jetzige Kunstgebäude fertig war. Das Publikum hatte unter Dannecker's Aufsicht freien Zutritt in diesen Saal; man sah aber stets mehr Fremde als Einheimische ihn betreten. An beiden Orten durfte auch das nachwachsende Geschlecht der Familie ungehindert aus- und eingehen. Hier, in der Ehrfurcht gebietenden Stille, unter den hehren Gestalten weilten die Schwab'schen Kinder öfters, auch jedes für sich allein. Oft, wenn sie die Tante besuchten, zog es sie zuerst nach der Thür rechts am Eingang, welche, meist unverschlossen, sie in das Heiligthum der Kunst einließ. Hier gewöhnte sich das jugendliche Auge an reine, vollendete Formen, lernte hohe Schönheit kennen und vom Gemeinen unterscheiden für das ganze Leben. Dort, in der Werkstätte, sahen sie unter des Künstlers fleißiger Hand Kunstwerke, namentlich seine unsterbliche Ariadne entstehen. Der gemüthvolle, bei aller Gunst der Fürsten Europas immer kindlich bleibende Mann freute sich stets, wenn eines der Verwandten kam. Es störte ihn nicht in der Arbeit, er theilte oft und gern seinen jugendlichen Besuchern vieles Interessante und Lehr-

reiche aus seiner Lebens- und Künstlerlaufbahn mit, und hell leuchteten dabei seine offenen blauen Augen. Dabei meißelte er unaufhörlich, oft mit Anstrengung, fort, und die einzige Klage, welche er zuweilen laut werden ließ, war die: daß er in Stuttgart keine Hände finden könne, die ihm so lange vorarbeiten könnten als es thunlich wäre, denn nur zur Arbeit aus dem Groben waren solche zu haben, bis er sich später einige Schüler herangebildet hatte. Wie gern hörte man ihn von seiner harten Jugend, seinem Leben in der Karlsschule, wo man ihn mit Gewalt zum Schauspieler hatte bilden wollen, von seiner Reise nach Rom, auf welche er nur einen Dukaten zu verwenden gehabt, erzählen! Er berichtete, was er zur Zeit einer Theuerung dort gelitten, wie er sich durchgeschlagen, endlich das Ziel erreicht habe und als fertiger Künstler in die Heimat zurückgekommen sei, wie er die Gattin gefunden habe und ihm dann alles zugefallen sei, was sein Herz wünschen mochte. Er fühlte sich im sichern Besitz von unendlich vielem Schönen, Guten und Lieben vollkommen glücklich, denn für das eine Glück, das ihm versagt blieb, hielt ihn bei seiner durchaus zufriedenen, heitern Gemüthsart die Verehrung aller derer, welche mit ihm in Berührung kamen, die zärtliche Anhänglichkeit der Familie und die wirklich kindliche Liebe der verwandten Jugend schadlos. In seiner Wohnung befand sich ein mäßiger Saal, in welchem Familien- und andere gute Bilder zu sehen waren. Doppelten Reiz erhielt dieser Raum, wenn irgendein Fest darin gefeiert wurde. Die Zahl der jugendlichen Gäste war bei solchen Gelegenheiten nicht gering, denn der Onkel

Rapp war mit einem Kreise begabter und blühender Kinder gesegnet, welche fast täglich in innigem Verkehr mit dem Dannecker'schen Hause lebten. Auch in dieser allgemein hochgeachteten Familie, wo edle Gesinnung und reine Sitte mit vieler Ungezwungenheit vereint war, verlebte Gustav manche frohe Stunde in harmloser Lust, namentlich in dem schönen und großen Garten der Familie und bei kleinen Landpartien, zu denen man die jungen Leute mit vollkommener Ruhe ohne Aufsicht irgend einer ältern Person für einen halben oder ganzen Tag ziehen ließ. Mit seinen Bäschen war Gustav sehr befreundet und fühlte sich von einer derselben besonders angezogen, ihren blonden Haaren widmete er das freundliche Lied „An Pauline" in der ersten Ausgabe seiner Gedichte. Der Vater Rapp hatte ein bedeutendes Talent zum Landschaftsmalen ohne allen Unterricht bei sich ausgebildet und war eine feine, wahre Künstlernatur, die sich aber täglich verleugnen mußte, denn er war von seinem Vater mit aller Strenge der frühern Zeit zum Kaufmann bestimmt worden, damit er als ältester Sohn das von ihm gegründete Geschäft fortführen möge. Dieser Mann, welcher gern still für sich lebte und jede freie Stunde nur seiner ästhetischen Bildung widmete, stand mit Dannecker in vertrautestem Umgang und ergänzte ihn aufs erfreulichste. Wo es galt die Feder zu führen, wenn der Künstler nicht Zeit oder Lust zum Schreiben hatte, war Rapp mit seinem modernen, gewandten und klaren Stil bei der Hand. Auch Gustav nahm als jugendlicher Autor seinen Rath in Anspruch, und stets hing er mit Liebe und Hochachtung an diesem Oheim. Es war

eine seiner ältesten Erinnerungen, wie man davon sprach, daß Goethe, der auf seiner Schweizerreise 1797 durch Stuttgart kam, eines Abends im Rapp'schen Hause „Hermann und Dorothea" vorgelesen.

Gustav's warmes Herz, seine ganze gemüthliche Anlage brachte es mit sich, daß er schon als Knabe sich zu dem einen oder andern Mädchen hingezogen fühlte. Diese Gegenstände seiner vorübergehenden Neigung verherrlichte er in seinem Innern und legte ihnen Eigenschaften bei, welche nicht vorhanden waren. In seinem sechzehnten Jahre nahmen diese Gefühle schon eine bestimmtere Gestaltung an. Ein wirklich schönes, einige Jahre älteres Mädchen von edeln Formen, mit schwarzen Haaren, dunklen Augen, bleicher aber rein weißer Gesichtsfarbe, erfüllte ihn mit Bewunderung, denn Liebe kann man ein solches Gefühl nicht nennen; — diese gehörte einzig und allein seiner nachherigen Gattin an. Jenes Mädchen war die Göttin, die er aus der Ferne verehrte, seine Muse, welche ihn zu den ersten, wahrhaft poetischen Liedern begeisterte. Er verlangte niemals Karoline, welche für ihn Thekla hieß, zu sprechen, oder daß sie seine Empfindungen auch nur ahnen solle; sein Glück war vollkommen, wenn er sie jeden Tag gesehen hatte. Nur in dieser Richtung berührte ihn Karolinens Verlobung mit einem Ausländer schmerzlich. Aber ein „liebes Bild" mußte er „im Herzen tragen", und so gingen seine Gefühle theilweise — denn alles hat seine Zeit — auf eine jüngere Schwester über, welche groß, schlank, blond, viel weniger schön als jene, aber durch ihre schwärmerischen blauen Augen und den Ausdruck von Sanftmuth,

der sich in Gestalt und Mienen und in jeder Bewegung aussprach, eine interessante Erscheinung war. Sie hieß Adelheid, und dieser Name genügte dem Dichter. An sie ist das den „Sonetten aus dem Bade" vorgedruckte Gedicht „An die Geliebte" gerichtet.

Aber auch das Gefühl der Freundschaft, für das Schwab sein Leben lang so ganz besonders empfänglich und offen war, erwachte in dieser Periode stärker in ihm. Die Freunde, mit denen er am meisten umging und auch regelmäßige Zusammenkünfte hatte, waren Göritz (später Director des Kriegsraths), Drück, Hochstetter, Waechter, Osiander, und sie blieben ihm, meist in verschiedenen Gegenden Würtembergs als Geistliche wirkend, auch im spätern Leben nahe. Zu diesen Jugendfreunden gehörte auch der früh verstorbene Ferdinand Weckherlin, ein ausgezeichnet talentvoller und geistreicher Mensch, der, obgleich ein Sohn des damaligen Finanzministers, vom König Friedrich nicht die Erlaubniß erhielt, seiner Neigung gemäß die Universität zu beziehen, aber dagegen, um dem Militärdienst entzogen zu werden, vom Gymnasium aus als Bibliothekar angestellt wurde. Für die feinern Formen des geselligen Verkehrs hatte Gustav in seinem Vater einen Führer, dessen Beispiel und Anleitung von wesentlichem Einfluß war. Derselbe hatte in seinem Hofmeisterleben erfahren, welchen Werth für das Fortkommen im Leben die Aneignung feiner Umgangsformen habe, er legte daher für sich selbst Gewicht darauf und war auch bemüht, seine Söhne frühzeitig daran zu gewöhnen. Im Zusammenhang damit stand auch eine sorgfältigere Pflege der französischen Sprache, als man sie sonst in den

Kreisen des gebildeten Mittelstandes für nöthig hielt. Der Vater, der in der Schweiz mit der französischen Literatur und Sprache vertraut geworden war und sich mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich darin ausdrückte, hielt auch bei dem Sohne darauf, und so kam es, daß er sich unter seinen Studiengenossen durch Fertigkeit im Französischen auszeichnete und auch später eine Vorliebe für französische Sprache und Literatur behielt. Die Correspondenz zwischen Vater und Sohn wurde während der Universitätszeit zur Uebung des letztern meist französisch geführt. Nebenher liefen freilich die vertraulichen Briefe an seine Schwester Lotte, in denen er seiner Feder freien Lauf ließ. Eine andere Vertraute gewann er an der Frau seines Bruders Karl, der seit dem Jahre 1805 mit der Tochter jener befreundeten Familie in Däzingen, Antoinette Goullet, verheirathet war.

Als sein Abgang zur Universität nahe bevorstand, wurde ihm ein Abschiedsfest im Dannecker'schen Hause gegeben. Es herrschte dabei die heiterste Stimmung, denn der Gefeierte zog ja nicht weit fort. Gustav entfernte sich kurze Zeit von der Gesellschaft, kam bald mit einem schnell gedichteten Abschiedsliede zurück, das er recitirte, und welches mit dem Wunsche schloß, er möchte beim Wiedersehen der Gäste ausrufen können: „Es fehlt kein theures Haupt!" Das war schon damals nichts Neues mehr, aber der junge Dichter wurde für seinen gemüthlichen Abschied mit allgemeinem Beifall belohnt, und mit herzlicher Liebe und den wärmsten Segenswünschen aus dem trauten Kreise entlassen.

II.

Universitätsjahre.

1809—14.

Mit siebzehn Jahren, im Herbste des Jahres 1809, bezog Schwab die vaterländische Universität Tübingen, ausgerüstet nicht nur mit einer tüchtigen classischen Vorbildung, sondern auch mit einer soliden sittlichen und geselligen Grundlage. Er wählte das Studium der Theologie ohne besondern Entschluß dazu, denn einerseits war es damals in Würtemberg vorherrschende Sitte, begabte Jünglinge für die Theologie zu bestimmen, andererseits schien auch seine geistige Anlage und religiöse Richtung diesem Beruf zu entsprechen. Er trat in das für die würtembergische Gelehrtenbildung so wichtige Theologische Seminar in Tübingen ein, wo ihm die Angewöhnung anfangs nicht ganz leicht wurde. Schon der Austritt aus dem älterlichen Hause und dem glücklichen Familienkreise war ihm schwer gefallen, und die kahlen weißen Wände und schmuzigen Fußböden des Klosters machten ihm einen unbehaglichen Eindruck, bis später auch diese Räume sich mit tausend lieben Erinnerungen belebt hatten. Er wurde zwar in mehreren tübinger Familien freundlich aufgenommen, allein es brauchte doch einige Zeit, bis er die Sehnsucht nach dem stuttgarter Leben überwand und sich in der neuen Lage heimisch fühlte.

stieß ich an irgendeinen Gegenstand an, was mir etwas wehe that. Da sagte er nachher ganz glücklich zu mir: «Das war das Schönste, das war so natürlich als du riefst: ‚Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!‘ Du konntest es fast nicht sagen, es war so geschickt, daß du dich gerade vorher gestoßen hattest!» — So geordnet und ohne Anstoß sein Lernen immer vorschritt, war doch eine leichte Spur dieser Zerstreuungen dem scharfen Auge des Lehrers Roth nicht entgangen, der ihn einstmals faßte und, ihn schüttelnd, heftig ausrief: «Er treibt allotria! Er treibt theatralia!»“

Gustav mochte zu der Zeit, von welcher hier die Schwester spricht, zwölf Jahre alt sein, und jene Liebhaberei machte ernstern Beschäftigungen Platz. Da er sich, seit er denken und sprechen konnte, zur Freude der Aeltern, welche ihn als dafür geschaffen erkannten, dem geistlichen Berufe bestimmt hatte, so galt es jetzt tüchtig zu lernen, was er mit Freuden that. Da gab es keine Klagen, kein Hetzen und Treiben, keine Angst vor einem Examen. Das stuttgarter Gymnasium war damals noch nicht das, was es später geworden ist, und stand gegen andere würtembergische Lehranstalten zurück; doch waren zwei Lehrer an demselben, die, beide in ihrer Art besonders tüchtig, eine nachhaltige Anregung auf Schwab übten. Der eine war Friedrich Roth, an der mittlern Abtheilung der Anstalt thätig, ein ernster strenger Schulmann, der seine Schüler zum Fleiß zu nöthigen und in der Grammatik sattelfest zu machen wußte. Zu ihm wurde Gustav, als er schon das Obere Gymnasium besuchte, noch öfters von seinem Vater geschickt, um ihm privatim

lateinische Ausarbeitungen vorzuzeigen. Der andere war Drück, Professor am Obern Gymnasium, ein liebenswürdiger humaner Mann, der in seiner ganzen Persönlichkeit die classische Bildung ausprägte und als Lehrer in hohem Grade geeignet war, in den Geist des Alterthums einzuführen.

Neben der philosophisch-humanistischen Pflege seines Geisteslebens blieb aber auch die religiöse Seite nicht ohne besondere Anregung. Der Prediger, bei dem er den Confirmationsunterricht genoß, war der damalige Diakonus an der Hospitalkirche, Christian Adam Dann, ein Geistlicher, von dem man recht eigentlich sagen konnte, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. Seine segensreiche Wirksamkeit steht bei allen, die ihm nahe gekommen, in lebendigem Andenken; namentlich aber hatte er eine ausgezeichnete Gabe, die Gemüther der Jugend anzufassen. Gustav stand ihm schon als langjährigem Freunde des Hauses näher und hatte seine Unterrichtsstunden für Knaben schon mehrere Jahre vor der Confirmationsvorbereitung besucht. Er bewahrte diesem Lehrer immer die aufrichtigste Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, und rühmte es oft und freudig, daß er ihm vorzugsweise ein lebendiges Christenthum zu danken habe. Seinem Vater, pflegte er öfters zu sagen, verdanke er seine religiöse Ueberzeugung, seinem Lehrer Dann die persönliche Liebe zu Christus, der er treu geblieben ist bis zu seinem letzten Athemzuge.

Zu den Bemühungen der Lehrer kam die Sorgfalt des Vaters, mit welcher er Gustav's äußere und innere Bildung leitete. Sein Organ war von Natur nicht

ganz günstig, er konnte den Buchstaben r nicht scharf aussprechen. Der Vater forderte ihn dringend auf, diesen Fehler durch fortgesetzte Uebung zu verbessern. Er that es mit großer Ausdauer, las laut und recitirte oft und anhaltend, überwand jenen Anstoß bis auf ein Minimum und errang seiner Aussprache vollständige Deutlichkeit, seinem Organ die möglichste Weichheit und Anmuth. In einer andern Beziehung hatte die Anleitung des Vaters weniger Erfolg. Er gab sich eine Zeit lang Mühe, Gustav in die Mathematik einzuführen, was diesem viele Pein machte und äußerst langsam vorwärts ging. Der Vater wurde durchaus nicht ungeduldig, sagte aber am Ende, er sehe, daß Gustav's Anlage dazu gering sei; er würde bei fortgesetzter Anstrengung wol zu Stande kommen, aber so viel sei die Sache nicht werth; und somit wurde der Unterricht aufgehoben.

Das Interesse für die Kunst trat dem jungen Schwab besonders durch zwei Verwandte von mütterlicher Seite nahe, durch seinen kunstsinnigen Oheim, den Kaufmann Heinrich Rapp, den nachherigen Director der königlichen Hofbank, und durch den Bildhauer Dannecker, gleichfalls seinen Oheim. Bei beiden gewöhnte er sich, künstlerische Bildung als ein wesentliches Element des Geisteslebens anzusehen, und hatte Gelegenheit, manche Fremde, die in diesem Gebiete Ruhm und Geltung hatten, kennen zu lernen. Dannecker war an eine jüngere Schwester seiner Mutter verheirathet, und dieses liebenswürdige Paar war Ein Herz und Eine Seele. Kinderlos, wandte es seine ganze Liebe den Neffen und Nichten zu, die von den Geschwistern der Frau abstammten,

denn Dannecker, der Sohn eines Stallknechts, war der einzige, welcher sich der Armuth und Dunkelheit seiner Familie entwunden hatte. Um jene Zeit hatte sich Dannecker ein Haus in der Nähe des königlichen Schlosses bauen und ganz nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen einrichten lassen. Die eine Hälfte des hohen Erdgeschosses war zu der Werkstätte des Künstlers, die andere zu einem Saale bestimmt, in welchem König Friedrich die von ihm angekauften Abgüsse der berühmtesten Antiken aufstellen ließ, wo sie auch blieben, bis das jetzige Kunstgebäude fertig war. Das Publikum hatte unter Dannecker's Aufsicht freien Zutritt in diesen Saal; man sah aber stets mehr Fremde als Einheimische ihn betreten. An beiden Orten durfte auch das nachwachsende Geschlecht der Familie ungehindert aus- und eingehen. Hier, in der Ehrfurcht gebietenden Stille, unter den hehren Gestalten weilten die Schwab'schen Kinder öfters, auch jedes für sich allein. Oft, wenn sie die Tante besuchten, zog es sie zuerst nach der Thür rechts am Eingang, welche, meist unverschlossen, sie in das Heiligthum der Kunst einließ. Hier gewöhnte sich das jugendliche Auge an reine, vollendete Formen, lernte hohe Schönheit kennen und vom Gemeinen unterscheiden für das ganze Leben. Dort, in der Werkstätte, sahen sie unter des Künstlers fleißiger Hand Kunstwerke, namentlich seine unsterbliche Ariadne entstehen. Der gemüthvolle, bei aller Gunst der Fürsten Europas immer kindlich bleibende Mann freute sich stets, wenn eines der Verwandten kam. Es störte ihn nicht in der Arbeit, er theilte oft und gern seinen jugendlichen Besuchern vieles Interessante und Lehr-

reiche aus seiner Lebens- und Künstlerlaufbahn mit, und hell leuchteten dabei seine offenen blauen Augen. Dabei meißelte er unaufhörlich, oft mit Anstrengung, fort, und die einzige Klage, welche er zuweilen laut werden ließ, war die: daß er in Stuttgart keine Hände finden könne, die ihm so lange vorarbeiten könnten als es thunlich wäre, denn nur zur Arbeit aus dem Groben waren solche zu haben, bis er sich später einige Schüler herangebildet hatte. Wie gern hörte man ihn von seiner harten Jugend, seinem Leben in der Karlsschule, wo man ihn mit Gewalt zum Schauspieler hatte bilden wollen, von seiner Reise nach Rom, auf welche er nur einen Dukaten zu verwenden gehabt, erzählen! Er berichtete, was er zur Zeit einer Theuerung dort gelitten, wie er sich durchgeschlagen, endlich das Ziel erreicht habe und als fertiger Künstler in die Heimat zurückgekommen sei, wie er die Gattin gefunden habe und ihm dann alles zugefallen sei, was sein Herz wünschen mochte. Er fühlte sich im sichern Besitz von unendlich vielem Schönen, Guten und Lieben vollkommen glücklich, denn für das eine Glück, das ihm versagt blieb, hielt ihn bei seiner durchaus zufriedenen, heitern Gemüthsart die Verehrung aller derer, welche mit ihm in Berührung kamen, die zärtliche Anhänglichkeit der Familie und die wirklich kindliche Liebe der verwandten Jugend schadlos. In seiner Wohnung befand sich ein mäßiger Saal, in welchem Familien- und andere gute Bilder zu sehen waren. Doppelten Reiz erhielt dieser Raum, wenn irgendein Fest darin gefeiert wurde. Die Zahl der jugendlichen Gäste war bei solchen Gelegenheiten nicht gering, denn der Onkel

Rapp war mit einem Kreise begabter und blühender Kinder gesegnet, welche fast täglich in innigem Verkehr mit dem Dannecker'schen Hause lebten. Auch in dieser allgemein hochgeachteten Familie, wo edle Gesinnung und reine Sitte mit vieler Ungezwungenheit vereint war, verlebte Gustav manche frohe Stunde in harmloser Lust, namentlich in dem schönen und großen Garten der Familie und bei kleinen Landpartien, zu denen man die jungen Leute mit vollkommener Ruhe ohne Aufsicht irgend einer ältern Person für einen halben oder ganzen Tag ziehen ließ. Mit seinen Bäschen war Gustav sehr befreundet und fühlte sich von einer derselben besonders angezogen, ihren blonden Haaren widmete er das freundliche Lied „An Pauline“ in der ersten Ausgabe seiner Gedichte. Der Vater Rapp hatte ein bedeutendes Talent zum Landschaftsmalen ohne allen Unterricht bei sich ausgebildet und war eine feine, wahre Künstlernatur, die sich aber täglich verleugnen mußte, denn er war von seinem Vater mit aller Strenge der frühern Zeit zum Kaufmann bestimmt worden, damit er als ältester Sohn das von ihm gegründete Geschäft fortführen möge. Dieser Mann, welcher gern still für sich lebte und jede freie Stunde nur seiner ästhetischen Bildung widmete, stand mit Dannecker in vertrautestem Umgang und ergänzte ihn aufs erfreulichste. Wo es galt die Feder zu führen, wenn der Künstler nicht Zeit oder Lust zum Schreiben hatte, war Rapp mit seinem modernen, gewandten und klaren Stil bei der Hand. Auch Gustav nahm als jugendlicher Autor seinen Rath in Anspruch, und stets hing er mit Liebe und Hochachtung an diesem Oheim. Es war

eine seiner ältesten Erinnerungen, wie man davon sprach, daß Goethe, der auf seiner Schweizerreise 1797 durch Stuttgart kam, eines Abends im Rapp'schen Hause „Hermann und Dorothea" vorgelesen.

Gustav's warmes Herz, seine ganze gemüthliche Anlage brachte es mit sich, daß er schon als Knabe sich zu dem einen oder andern Mädchen hingezogen fühlte. Diese Gegenstände seiner vorübergehenden Neigung verherrlichte er in seinem Innern und legte ihnen Eigenschaften bei, welche nicht vorhanden waren. In seinem sechzehnten Jahre nahmen diese Gefühle schon eine bestimmtere Gestaltung an. Ein wirklich schönes, einige Jahre älteres Mädchen von edeln Formen, mit schwarzen Haaren, dunklen Augen, bleicher aber rein weißer Gesichtsfarbe, erfüllte ihn mit Bewunderung, denn Liebe kann man ein solches Gefühl nicht nennen; — diese gehörte einzig und allein seiner nachherigen Gattin an. Jenes Mädchen war die Göttin, die er aus der Ferne verehrte, seine Muse, welche ihn zu den ersten, wahrhaft poetischen Liedern begeisterte. Er verlangte niemals Karoline, welche für ihn Thekla hieß, zu sprechen, oder daß sie seine Empfindungen auch nur ahnen solle; sein Glück war vollkommen, wenn er sie jeden Tag gesehen hatte. Nur in dieser Richtung berührte ihn Karolinens Verlobung mit einem Ausländer schmerzlich. Aber ein „liebes Bild" mußte er „im Herzen tragen", und so gingen seine Gefühle theilweise — denn alles hat seine Zeit — auf eine jüngere Schwester über, welche groß, schlank, blond, viel weniger schön als jene, aber durch ihre schwärmerischen blauen Augen und den Ausdruck von Sanftmuth,

der sich in Gestalt und Mienen und in jeder Bewegung aussprach, eine interessante Erscheinung war. Sie hieß Adelheid, und dieser Name genügte dem Dichter. An sie ist das den „Sonetten aus dem Bade" vorgedruckte Gedicht „An die Geliebte" gerichtet.

Aber auch das Gefühl der Freundschaft, für das Schwab sein Leben lang so ganz besonders empfänglich und offen war, erwachte in dieser Periode stärker in ihm. Die Freunde, mit denen er am meisten umging und auch regelmäßige Zusammenkünfte hatte, waren Göritz (später Director des Kriegsraths), Drück, Hochstetter, Waechter, Osiander, und sie blieben ihm, meist in verschiedenen Gegenden Würtembergs als Geistliche wirkend, auch im spätern Leben nahe. Zu diesen Jugendfreunden gehörte auch der früh verstorbene Ferdinand Weckherlin, ein ausgezeichnet talentvoller und geistreicher Mensch, der, obgleich ein Sohn des damaligen Finanzministers, vom König Friedrich nicht die Erlaubniß erhielt, seiner Neigung gemäß die Universität zu beziehen, aber dagegen, um dem Militärdienst entzogen zu werden, vom Gymnasium aus als Bibliothekar angestellt wurde. Für die feinern Formen des geselligen Verkehrs hatte Gustav in seinem Vater einen Führer, dessen Beispiel und Anleitung von wesentlichem Einfluß war. Derselbe hatte in seinem Hofmeisterleben erfahren, welchen Werth für das Fortkommen im Leben die Aneignung feiner Umgangsformen habe, er legte daher für sich selbst Gewicht darauf und war auch bemüht, seine Söhne frühzeitig daran zu gewöhnen. Im Zusammenhang damit stand auch eine sorgfältigere Pflege der französischen Sprache, als man sie sonst in den

Kreisen des gebildeten Mittelstandes für nöthig hielt. Der Vater, der in der Schweiz mit der französischen Literatur und Sprache vertraut geworden war und sich mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich darin ausdrückte, hielt auch bei dem Sohne darauf, und so kam es, daß er sich unter seinen Studiengenossen durch Fertigkeit im Französischen auszeichnete und auch später eine Vorliebe für französische Sprache und Literatur behielt. Die Correspondenz zwischen Vater und Sohn wurde während der Universitätszeit zur Uebung des letztern meist französisch geführt. Nebenher liefen freilich die vertraulichen Briefe an seine Schwester Lotte, in denen er seiner Feder freien Lauf ließ. Eine andere Vertraute gewann er an der Frau seines Bruders Karl, der seit dem Jahre 1805 mit der Tochter jener befreundeten Familie in Däzingen, Antoinette Goullet, verheirathet war.

Als sein Abgang zur Universität nahe bevorstand, wurde ihm ein Abschiedsfest im Dannecker'schen Hause gegeben. Es herrschte dabei die heiterste Stimmung, denn der Gefeierte zog ja nicht weit fort. Gustav entfernte sich kurze Zeit von der Gesellschaft, kam bald mit einem schnell gedichteten Abschiedsliede zurück, das er recitirte, und welches mit dem Wunsche schloß, er möchte beim Wiedersehen der Gäste ausrufen können: „Es fehlt kein theures Haupt!" Das war schon damals nichts Neues mehr, aber der junge Dichter wurde für seinen gemüthlichen Abschied mit allgemeinem Beifall belohnt, und mit herzlicher Liebe und den wärmsten Segenswünschen aus dem trauten Kreise entlassen.

II.

Universitätsjahre.

1809—14.

Mit siebzehn Jahren, im Herbste des Jahres 1809, bezog Schwab die vaterländische Universität Tübingen, ausgerüstet nicht nur mit einer tüchtigen classischen Vorbildung, sondern auch mit einer soliden sittlichen und geselligen Grundlage. Er wählte das Studium der Theologie ohne besondern Entschluß dazu, denn einerseits war es damals in Würtemberg vorherrschende Sitte, begabte Jünglinge für die Theologie zu bestimmen, andererseits schien auch seine geistige Anlage und religiöse Richtung diesem Beruf zu entsprechen. Er trat in das für die würtembergische Gelehrtenbildung so wichtige Theologische Seminar in Tübingen ein, wo ihm die Angewöhnung anfangs nicht ganz leicht wurde. Schon der Austritt aus dem älterlichen Hause und dem glücklichen Familienkreise war ihm schwer gefallen, und die kahlen weißen Wände und schmuzigen Fußböden des Klosters machten ihm einen unbehaglichen Eindruck, bis später auch diese Räume sich mit tausend lieben Erinnerungen belebt hatten. Er wurde zwar in mehreren tübinger Familien freundlich aufgenommen, allein es brauchte doch einige Zeit, bis er die Sehnsucht nach dem stuttgarter Leben überwand und sich in der neuen Lage heimisch fühlte.

Die damalige Tracht der Seminaristen mochte auch für einen jungen Mann, der bisher an keinen Zwang in der Kleidung gewöhnt war, sehr unbequem sein. Es war Gesetz, daß sie sich nicht anders zeigen durften als in schwarzem Anzuge, nämlich in kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, in Frack und weißen Ueberschlägen und einem spitzen Klapphut; über den Rücken hing am Sonntag noch ein schmaler Streifen vom leichtem Seiden= oder Wollenzeug hinab, der einen Mantel vorstellen sollte. An kalten Wintertagen war es oft Mitleid erregend, wie die armen jungen Leute in der Kirche frieren mußten; im Sommer dagegen brannte die Sonne auf dem schwarzen Tuch um so lästiger, nnd bei nasser Witterung waren sie in den schmuzigen Gassen stets in Gefahr, die Schuhe stecken zu lassen. Kein Wunder daher anch, wenn sie sich an jedem Vacanztage das Vergnügen machten, in bunter und gewöhnlicher Kleidung einherzugehen. In der Stadt nannte man sie als Gegensatz zu den übrigen Studenten nur „die Schwarzen". Auch die Strenge der Zeiteintheilung mußte Schwab beengen, denn außer den Collegien, die meistens im Klostergebäude gehalten wurden, waren sie auch für die übrige Zeit des Tages, mit Ausnahme weniger Erholungsstunden, an das Kloster gebunden, und mußten namentlich abends, wo andere der Freiheit genossen, zu Hause bleiben, wenn ihnen nicht durch besondere Einladung Erlaubniß zum Ausgehen erwirkt wurde. Durch Besuche in der Heimat, die er der Stiftsclausur doch abzugewinnen wußte, befriedigte Gustav manchmal seine Sehnsucht. So machte er, obgleich er Weihnachten bei seinen Aeltern gefeiert

hatte, schon einige Wochen darauf, am Lichtmeßfeiertage, wieder einen Ausflug nach Stuttgart. Es trieb ihn dazu besonders die Sehnsucht, sein Ideal, die schöne Thekla, zu sehen; ihr hoffte er in dem neuangelegten Schloßgarten, wo sich die elegante Welt an schönen Wintertagen zu ergehen pflegte, zu begegnen. Eine schön geglättete Schlittenbahn und der reinste blaue Himmel waren seinem Unternehmen günstig, und er verabredete mit einem Bekannten den Plan, den einzigen freien Tag, über den sie verfügen konnten, zur Hin- und Herreise zu benutzen. Morgens um 2 Uhr wurde mit dem Schlitten aufgebrochen, und nach einem beschwerlichen Anfang führte der Himmel den beiden des Rosselenkens unkundigen Jünglingen in Gestalt eines ehemaligen Soldaten einen geschickten Fuhrmann zu, der denselben Weg zu machen hatte, mit großer Freude auf dem Schlitten Platz nahm und sie rasch ihrem Ziel entgegenführte. Die beiden Reisenden thaten sich nicht wenig darauf zugute, sich heute im flotten Studentenanzug in Stuttgart zeigen zu können, und in der glücklichsten Stimmung betrat Gustav das Aelternhaus, wo ihn zuerst Schwester Lotte mit Jubel empfing. Aber wie ein kalter Schlag traf ihn der bestürzte Empfang der Aeltern, denen schon sein baldiges Wiederkommen befremdlich war, und vollends die etwas burschikose Kleidung für einen Theologen anstößig erschien. Erst nach und nach milderte sich der Eindruck, da sie den Sohn im übrigen unverändert fanden, und er selbst wurde, da der klare sonnige Wintertag seinen Spaziergang begünstigte und die gehoffte Begegnung eintraf, vollkommen befriedigt. Aber, o

Jammer! im Lauf des Nachmittags brannte die Sonne so warm, daß der Schnee mehr und mehr zu schwinden begann, und die ohne einen Führer ohnehin bedenkliche Rückfahrt noch bedeutend schwieriger wurde. Mit Mühe gelang es, den Schlitten auf die Höhe zu bringen, wo er dann eine Zeit lang im Schnee besser vorwärts kam, aber bald mußten die Studenten von Ort zu Ort Vorspann nehmen, um bei völligem Thauwetter nur nicht im Schmuz stecken zu bleiben. Nach großer Mühsal kamen sie erst nach Mitternacht in Tübingen an, und als sie tags darauf vom Ephorus Gaab zur Verantwortung gezogen wurden, rief dieser ärgerlich aus: „Ihr Stuttgarter würdet auf dem Bauche hinunterrutschen, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk fändet!"

Doch mehr und mehr schwand das Heimwehgefühl bei Gustav, seine Studien, sein Freundeskreis und bei dem erwachenden Frühling die schöne Natur machten ihm Tübingen heimisch. Ganz von fern ging ihm auch schon die Ahnung einer neuen Liebe durch die Seele.

Die damalige Studienordnung brachte es mit sich, daß er die ersten zwei Jahre der Philologie und Philosophie, die drei folgenden der Theologie zu widmen hatte. Unter den damaligen Lehrern der Universität war keiner, dem wir einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Richtung Schwab's zuschreiben könnten. Am meisten scheint ihn der Philolog Conz angeregt zu haben, der mit der classischen Literatur wohl vertraut, ästhetisch gebildet war, als Dichter sich einen Namen gemacht und einige gelungene Uebersetzungen von einzelnen Stücken der griechischen Dramatiker herausgegeben hatte. Aber seine

Persönlichkeit war nicht derart, daß er als Lehrer hätte begeisternd wirken und Führer für die Studien werden können. Eine in ihrer Art originelle Schwerfälligkeit und ein ungünstiges Organ machten ihn wenig geeignet zu bedeutsamer Lehrthätigkeit. Schwab selbst schildert ihn in seinem „Leben Schiller's" auf eine Weise, die ganz bezeichnend ist für den Eindruck, den er zu machen pflegte: „Viele Männer unsers Schwabenlandes erinnern sich von ihren Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolsterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen keinen Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig und die Lippen brachten in Gesellschaft und auf dem Katheder Töne hervor, die sich mit Mühe zum Artikulirten steigerten. Aber wenn der Mann ins Feuer kam und die blauen Augen zu leuchten begannen, so lösten sich die Worte allmählich verständlicher von der sich überschlagenden Zunge; seine Bemerkungen, gewürzte Scherze, sprühende Funken seines Geistes, selbst tiefere Gedanken und gelehrte Untersuchungen ließen sich unterscheiden, man konnte dem stammelnden Lehrer der Beredsamkeit das Zeugniß des alten Poeten nicht versagen: «In uns waltet ein Gott, sein regend Bewegen erwärmt uns.»" Wir sehen daraus, daß Schwab diesen Lehrer trotz seiner unbehülflichen Außenseite zu schätzen und den geistigen Kern aus der dicken Hülle herauszufinden wußte. Er sagte auch später öfters, daß er Conz manches verdanke. Viel weniger war der Lehrer der Philosophie dazu angethan, Begeisterung für irgendeines der damals herrschenden Systeme zu wecken. A. H. Schott, der damalige ordentliche Professor der Philosophie, war

zwar ein gescheidter witziger Kopf, aber alles tiefern Interesses für philosophische Aufgaben bar, behandelte Leibniz, Kant und Fichte mit kalter Verständigkeit bei rein äußerlicher Auffassung, und sein trockener näselnder Vortrag wurde nur hin und wieder durch einen Witz einigermaßen belebt. Schwab ließ sich durch solche Vorlesungen die Philosophie nicht verleiden und studirte sie um so eifriger privatim. Schon von seinem Vater war ihm zur Pflicht gemacht, nicht nur die Schriften von Leibniz, sondern auch die von ihm so eifrig bekämpften Kritiken Kant's mit der Feder durchzuarbeiten, und zu der damals allerneuesten Schelling'schen Philosophie zog ihn schon das poetische Interesse. Die daraus gewonnenen Lebensanschauungen gaben ihm auch Stoff und Anregung zu poetischen Versuchen, die anfangs vorherrschend didaktischer Art waren. Nach dem Eintritt in das theologische Triennium studirte er auch die Theologie mit gewissenhaftem Fleiß, obgleich er später oft äußerte, er hätte die Studienzeit noch besser benutzen sollen. Daß er in dieser Zeit nicht dazu kam, selbständige Studien auf einem bestimmten Gebiete zu machen, davon mag wol der Mangel an einem anregenden Lehrer mit die Ursache gewesen sein.

Oft kehrte er in seinen Studien zu Platonischer und Schelling'scher Philosophie zurück, welche letztere übrigens von den Vorgesetzten nicht begünstigt war. Ein Ereigniß in seinem Leben war die persönliche Bekanntschaft mit Schelling, die er im Hause des damaligen Diakonus Köstlin machte, mit dessen Bruder er sehr befreundet war, und wo Schelling als bei seinem Verwandten zu Besuche

wohnte. Schwab's Begeisterung für den verehrten Philosophen war so groß, daß sie ihn befangen machte und er sich nachher ärgerte, nicht mehr Worte gefunden zu haben, um sich ihm zu nähern.

Sein Umgang in Tübingen waren zunächst die stuttgarter Freunde, die er hier wiederfand. Mit einem derselben, Hochstetter, machte er in den Herbstferien des Jahres 1810 seinen ersten Ausflug über die Landesgrenze nach Heidelberg und Manheim. Die neuen Anschauungen der Reise, die herrliche Natur, ein Besuch bei dem Dichter Voß, von dem sie, durch Conz empfohlen, sehr freundlich aufgenommen wurden, alles erfüllte die empfänglichen Jünglinge mit Enthusiasmus und machte Epoche in ihrem Leben. Auf dem Rückwege besuchten sie einen Freund in Heilbronn, August Mayer, in dessen Familie sie ein paar glückliche Tage zubrachten. Mit diesem war Schwab durch das gleiche dichterische Streben vertraut geworden; er war schon im Gymnasium mit ihm bekannt gewesen und hatte gleichzeitig mit ihm die Universität bezogen, um die Rechte zu studiren. Der liebenswürdige, in Poesie und Musik productiv begabte Jüngling verband mit vieler Leichtigkeit im Umgang ein für tiefere Freundschaft empfängliches Gemüth. In der poetischen Technik war er Schwab voraus und hatte schon mehr als dieser vom Goethe'schen Geist in sich aufgenommen. Schwab fand bei ihm Verständniß und gleichartige Richtung, die zu einem regen Austausch der Gedanken und Versuche führte. Ein Freund Mayer's, der auch von Stuttgart her schon mit Schwab bekannt war, August Köstlin, ebenfalls Jurist (jetzt Präsident

des Consistoriums), hatte die Universität schon früher bezogen und gehörte bald zu den vertrautesten Genossen Schwab's. Durch ihn wurde er im September 1810 mit Justinus Kerner bekannt. Uhland hielt sich damals in Paris auf, und Schwab erfuhr, daß sich derselbe an einem Sonett von ihm erfreut habe, was ihn ganz beglückte. Uhland und Kerner, die, um einige Jahre älter als Schwab, ihre Universitätsstudien schon vollendet hatten, waren zwar noch nicht öffentlich mit Gedichten hervorgetreten, genossen aber doch unter Freunden schon so vieler Anerkennung, daß es ihn sehr verlangte, ihnen näher zu kommen. Dazu gab auch bald der „Poetische Almanach“ Veranlassung. Im Februar 1811 kam Uhland von Paris zurück und es blieb Schwab unvergeßlich, wie er zum ersten mal in einem Concert mit ihm zusammentraf. Uhland hatte seinen Weg über Wildbad genommen, wo Kerner als Arzt lebte, und acht Tage bei ihm verweilt, um das Manuscript des „Poetischen Almanach“, den diese beiden für das Jahr 1812 miteinander herausgaben, zum Druck vorzubereiten. Auch Schwab hatte mit Mayer Beiträge gerüstet und von andern gesammelt und nahm jetzt an der Redaction Antheil. Im folgenden Jahre gaben die Freunde eine ähnliche Sammlung, den „Deutschen Dichterwald“ (Tübingen 1813), heraus. Dieses erste gemeinsame Auftreten der jungen Dichter war entscheidend für ihre Erfolge und verschaffte ihnen eine ehrenvolle Stelle in der literarischen Welt.

Der Freundeskreis Schwab's erweiterte sich immermehr. Außer den schon Genannten standen ihm mehrere seiner Compromotionalen und Stiftsgenossen sehr nahe,

besonders Steudel, Dillenius, Schott, Moser von Ulm. Unter der im Herbst 1810 einrückenden Promotion befand sich ein Jüngling, der ihn besonders anzog und mit dem er bald eine begeisterte Freundschaft schloß. Es war S. L. A. Pauly, der Sohn eines maulbronner Professors. Bei großer äußerer Verschiedenheit fand Schwab mit seinem innern Wesen die innigste Uebereinstimmung. Während er sein volles Herz den Freunden offen entgegenbrachte und seine Empfindungen da, wo er sich verstanden wußte, ohne Rückhalt ausströmen ließ, war Pauly als ein stiller, sinniger, schwärmerischer Mensch nur gegen wenige Freunde mittheilend. Von größern Kreisen zog er sich zurück, aber im Gespräch mit den Vertrauten war er so geistreich und liebenswürdig, zeigte ein so tiefes Gefühl für alles Schöne und Edle, daß er die Herzen unwiderstehlich gewann. Auch sein Aeußeres trug den Stempel einer edeln feinen Natur.

Seltsamerweise war der nächste Freund, den Schwab gewann, abermals ein Pauli. Im Frühjahr 1811 lernte er im Schrader'schen Hause einen jungen Juristen aus Lübeck, C. W. Pauli (jetzt Oberappellationsgerichtsrath in Lübeck), kennen, mit dem er und Mayer sich bald innig befreundeten. Auch mit seinem Namensbruder machte er ihn bekannt, und beide kamen einander später nahe. Schwab hatte ein gutes Vorurtheil für Norddeutschland, wo damals mehr als in seiner Heimat das poetische und nationale Leben sich zu regen begonnen hatte, wo Tieck und die Schlegel einer neuen Richtung Bahn gebrochen, Novalis seine philosophische Weltanschauung mit tiefer

Poesie verklärt hatte, wo Fouqué als neues Gestirn aufging und Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ die jungen Gemüther begeisterte. Von dorther mußte er wohl Gutes erwarten, und der erste Norddeutsche seines Alters, der ihm nahe kam, war ganz geeignet, ihn in seiner guten Meinung zu bestärken. Pauli's Aeußeres war von dem einnehmendsten Wesen, er hatte eine jugendliche Regsamkeit und Wärme, verbunden mit feinen Sitten, die ihm leicht Freunde erwarben. Er war erfüllt von denselben geistigen und poetischen Interessen wie Schwab, und ebenso für tiefere Herzensfreundschaft gestimmt. Dem Studentenleben war er mehr zugewandt und zog auch Schwab, soviel es der klösterliche Zwang erlaubte, in den Verkehr mit andern Studirenden, besonders Norddeutschen, hinein. In den Ferien brachte er manche Woche als Gast in Schwab's älterlichem Hause zu.

Alle die genannten studirenden Freunde vereinigten sich bei regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften meist im Gasthof zum Lamm, daher sich die Gesellschaft „Lammia“ nannte. Hier drehten sich die Gespräche bald vorzugsweise um literarische und ästhetische Fragen. Besonders trat ein Gegensatz zwischen Schiller'scher und Goethe'scher Richtung hervor. Die letztere wurde vorzüglich von August Pauly vertreten, der selbst einmal durch eine im Goethe'schen Geist gedichtete Novelle die Freunde entzückte, und gerade in dieser Beziehung großen Einfluß auf Schwab übte. Die literarischen Erscheinungen wurden nicht nur genossen und obenhin ästhetisirend besprochen, sondern mit eingehender Kritik analysirt. In der Kritik der eigenen Producte wurde scharfes Gericht

geübt gegen alles, was einer Schiller'schen Nachahmung ähnlich sah, sodaß auch Schwab sich gedrungen fühlte, alle seine bisherigen rhetorisch und didaktisch klingenden Gedichte mit unbarmherziger Strenge zu verbrennen.

Die erste Störung, welche dieses glückliche Freundschaftsleben unterbrach, war Mayer's Aushebung zum Militär. Es traf ihn, wie soviele seiner Studiengenossen, das Los, den Feldzug nach Rußland mitmachen zu müssen. Mit großem Schmerz entließen ihn die Freunde im Herbst 1811 und Schwab correspondirte mit dem Scheidenden, solange dieser noch im Vaterlande weilte. Vor Mayer's Ausmarsch im folgenden Frühjahre reiste Schwab mit Pauli nach Stuttgart, um Abschied von ihm zu nehmen; er schrieb während des Feldzugs noch öfters an die Seinigen und blieb dadurch auch mit den Freunden in Verbindung. In Moskau wurde er Lieutenant und entzückte dort die Familie eines evangelischen Geistlichen noch durch sein herrliches Klavierspiel. Auf dem Rückzuge aber ging seine Spur verloren; er kehrte nicht zurück, und die Seinigen konnten nicht einmal genau erfahren, wo er seinen Tod gefunden. Schwab widmete ihm als Antwort auf sein Abschiedslied, das im „Dichterwald" gedruckt wurde, ebendaselbst einen poetischen Nachruf. Durch August Mayer war er auch dessen älterm Bruder, dem noch lebenden als Dichter bekannten Karl Mayer (Oberjustizrath a. D.), nahe gekommen. Dieser hatte mit Uhland und Kerner studirt und war mit beiden innig befreundet; nach August's Tode schloß sich nun auch Schwab um so herzlicher an ihn an. Kaum war die Trennung von August Mayer in etwas überwunden, so traf ihn der

Verlust eines andern Freundes mit erschütternder Gewalt. August Pauly erkrankte zu Anfang des Juli 1812 am Nervenfieber, und Schwab, obwol er von Natur eine große Scheu vor solchen Krankheiten hatte und sich für Ansteckung sehr empfänglich glaubte, ließ es sich doch nicht nehmen, ihn Tag und Nacht aufs treueste zu verpflegen. Erst als die Krankheit gefährlicher wurde und sich auch bei ihm Symptome des Unwohlseins zeigten, gab er den dringenden Mahnungen des Arztes nach und zog wieder in seine eigene Schlafkammer. Nach wenigen Tagen, am 12. Juli, starb der Freund, an dem er mit ganzer Seele gehangen hatte und den er nie vergessen konnte. Sein Tod blieb eine der schmerzlichsten Erfahrungen in Schwab's Leben, und noch im spätern Alter gedachte er mit Wehmuth alljährlich des Tages, an dem Pauly ihm entrissen wurde. Anstatt sich aber seinem Schmerze in der Stille hinzugeben, war es für ihn Bedürfniß, durch rege Thätigkeit noch den Freund zu ehren: er betrieb aufs eifrigste seine feierliche Bestattung, die mit allem studentischen Pomp ausgeführt wurde, und gab seinem Schmerz in einem Nachruf voll inniger Liebe beredte Worte. Er veröffentlichte in den „Süddeutschen Miscellen“, deren Herausgeber der nachher berühmt gewordene Rehfues war, das Fragment einer Novelle seines Freundes unter dem Titel „Proben aus der Selbstbiographie eines Spaniers“, die er mit einer kurzen Schilderung des Verstorbenen einleitete. Er sagt darin: „Eine Fülle von umfassendem Geiste nahm er, schon hinausgereift über das gewöhnliche Maß der jugendlichen Ausbildung, und eine wahrhaft angeborene Tugend in seltener Un-

beflecktheit mit ins Grab. Obschon in klösterlicher Erziehung aufgewachsen, wurde er doch durch die Bemühungen eines vortrefflichen Vaters und durch eine tiefe Leidenschaft für gelehrtes und dabei künstlerisches Wissen, die zwar still und unbemerkbar, aber um so mächtiger auf ihn wirkte, zu einer vielseitigen Geistesbildung und einer freien Lebensansicht geführt, und eine lebendige und wahre Phantasie ersetzte, was ihm an Erfahrung und selbsterworbener Kenntniß der Welt abgehen mochte."

Einige Wochen nach Pauly's Tode schreibt Gustav an seine Schwester, daß er durch eine Landpartie, die er in gemischter Gesellschaft gemacht, wieder in eine frohere Stimmung gekommen sei, „.... wie ich überhaupt", fährt er fort, „dem Himmel recht danken muß, daß er mir manchmal durch eine heitere Gegenwart die trübe Vergangenheit aus den Augen rückt und mir die große Leere, die der Verlust des süßesten Umgangs durch den Tod eines Freundes in mir gelassen hat, vergessen macht. Am Sonntag kam Köstlin von Urach zu mir herüber, den ich neben meinem verewigten Freunde unter meine Vertrautesten zählen darf, und wir feierten Pauly's Andenken durch manche schöne Erinnerungen und manches wehmüthige Gespräch." Köstlin hatte zu dieser Zeit seine Studien schon beendet und war bis zum Examen ins väterliche Haus zurückgekehrt. Dagegen waren um diese Zeit mehrere Norddeutsche in Tübingen anwesend, mit denen sich Schwab enger verband. Sie kamen von Göttingen her und waren von dort mit dem lübecker Pauli bekannt, der sie Schwab zuführte. Es waren

namentlich zwei Brüder, Emil und Karl Snethlage aus Berlin, Christoph Leopold Hanfstengel aus dem Bremischen und Treviranus aus der Stadt Bremen. Schwab hatte seine besondere Freude daran, diesen norddeutschen Freunden die schöne Umgegend von Tübingen und die benachbarten Theile der Alb zu zeigen. Von andern Studiengenossen Schwab's, mit denen er zum Theil auch später noch im brieflichen Verkehr stand, nenne ich hier noch: Hasse (Medicinalrath in Salzuffeln), Feer aus dem Aargau, die Theologen Philips und Buzer. Pauli verließ im März 1813 Tübingen, und Schwab schrieb ihm folgendes Sonett in sein Stammbuch:

Was läßst du hinter dir, zerriss'nes Herz?
Lebend'ge Freunde, die vergebens weinen,
Tief unter kaltem Grabeshügel einen,
Erdrückt den andern unter Eis und Erz.

Was läßst du hinter dir, zerriss'nes Herz?
Zerstörten Glanz von alten Liebesscheinen,
Umwölkt von Argwohn ach! das Bild der Reinen,
Und Furcht statt Hoffnung und statt Freude Schmerz!

Wirf ab denn der Erinn'rung trübe Bürde,
Blick' vorwärts auf dein gährend Vaterland,
Da blüht dir andre Lieb' und andre Würde!

Und wird dir wohl im heilenden Getümmel,
So tritt hervor auch, was dir jetzt verschwand,
Und Lieb' und Freundschaft winkt verklärt vom Himmel.

Kaum war Pauli in Bückeburg angelangt, wo seine Aeltern damals lebten, so theilte er Schwab seinen Entschluß mit, in das Heer einzutreten und für das Vater-

land zu kämpfen. Er ließ sich in das Wallmoden'sche Corps der hannoverischen Freiwilligen einreihen. Am 24. April schrieb ihm Schwab eine begeisterte Antwort, aus der ich folgende Stelle mittheile: „Ich konnte mich nicht enthalten, Deinen Brief meinem ganzen Hause unter Thränen vorzulesen, soweit er Deine patriotischen Entschlüsse enthält; weinend und gerührt segneten meine Aeltern Deine edeln Vorsätze, und bestätigten in mir aufs neue die Ueberzeugung, daß wenn der Himmel es auch mir vergönnen sollte, Blut und Leben für das gemeinschaftliche Gut, das uns jetzt näher schwebt als je, zu wagen oder zu lassen, der älterliche Segen mein treuer Begleiter in den Kampf wie in den Tod sein, daß mich keine falsche Liebe zurückhalten und kein schwächlicher Schmerz verfolgen wird. Auch Dich, Du Theurer, sehe ich getrost in die Bahn treten; denn was kann Dir anders auf derselben begegnen als lauter Heil; ja wird nicht selbst, was sonst das letzte Unglück und der Tribut der menschlichen Schwäche genannt wird, hier zum Glück und zum göttlichen Triumph! Du hast recht, es gibt kein herrlicher Vorbild für diesen Kampf als das Christenthum, diese religio morte victrix! — So sehr dich die neue Bestimmung, die Du ergriffst, aus dem niedern Kreise meines alltäglichen Lebens entrückt, in dem Du mir bisjetzt so nah' und traulich zur Seite wandeltest — ja obgleich Dich meine Phantasie, durch die Aehnlichkeit des Ziels, für das Du streiten darfst, selbst in den Rang unserer seligen Freunde versetzt, die nun zur himmlischen Freiheit gelangt sind, wie Du zu der strebst, die uns auf Erden das Wünschenswertheste ist —, dennoch bist

Du mir wieder näher und wo möglich noch befreundeter durch diesen letzten Schritt geworden, wie es immer geht, wenn eine innerliche Gesinnung, die wir an einem Herzensfreunde erkennen und lieben, die vielleicht hauptsächlich unsere Freundschaft zu ihm begründet, wenn eine solche nun schnell und unvermuthet ins Leben hinaustritt und in preiswürdigen Entschlüssen und Thaten sich offenbart. Was aber hat mich mehr an Dich gebunden als Dein deutsches Herz!"

Die hochfliegenden Erwartungen, welche dieser Brief ausspricht, wurden dem Freunde in der Wirklichkeit nicht erfüllt. Während das Hauptheer rüstig vorwärts drang und die glorreiche Leipziger Schlacht geschlagen wurde, mußte Pauli in Mecklenburg und Holstein herumziehen und sich mit kleinen, oft verfehlten Unternehmungen gegen die Dänen und einem langwierigen Belagerungsdienst vor Harburg plagen. Er wurde zwar Offizier, erlebte aber sonst nichts Erfreuliches während seiner militärischen Laufbahn, und die Leiden und Mühsale derselben waren so groß, daß er sich kaum freuen konnte über die Nachricht vom Einzuge der Verbündeten in Paris. Auch war es ihm in der ganzen Zeit nicht möglich, den Freunden Nachricht zu geben. Erst in der Folge konnte er diese Erlebnisse als eine Prüfung ansehen, die seinen Charakter stählte und die er nicht aus seinem Leben streichen möchte.

Jene gewaltige Zeit konnte auch an Tübingen nicht spurlos vorübergehen, wennschon die damalige Regierung einen Aufschwung, wie er in Norddeutschland stattfand, mit strenger Hand niederhielt, sodaß es trotz der Gäh-

rung der Gemüther nicht zu verwundern war, daß keiner der würtembergischen Studirenden sich unter die Freiwilligen stellte. *) Auch Schwab gingen, wie wir gesehen haben, solche Gedanken durch den Sinn, aber er fühlte doch selbst zu gut, daß sein innerer Beruf ein anderer sei und auch seine körperliche Ausbildung ihn zum Kriegsdienst nicht besonders befähige. Darum blieb er aber nicht weniger der Sache des Vaterlandes mit ganzem Herzen ergeben und bewahrte die opferfreudige nationale Gesinnung in seinem ganzen Leben und Dichten.

Nach Pauli's Abreise behielt Schwab als Ersatz von den norddeutschen Freunden noch Hanfstengel bei sich, und als auch dieser scheiden mußte, entspann sich eine lebhafte Correspondenz zwischen beiden.

In geselliger Beziehung war für Tübingen ein neuer Stern aufgegangen, seit im Herbst 1811 der Freiherr von Wangenheim als Curator der Universität hier seinen Wohnsitz nahm. Dieser geistreiche joviale Mann öffnete sein Haus gern der gesitteten Jugend und hatte selbst noch so viel Jugendliches in seinem Wesen, daß er großen Einfluß auf strebsame Gemüther üben konnte. Selbst den neuern Richtungen in Philosophie und Poesie zugewandt, mußte ein junger Mann wie Schwab ihn interessiren; auch dieser fühlte sich durch die Freundlichkeit, die ihm zu Theil wurde, und die Pflege geistiger und ge-

---

*) Erst nachdem Würtemberg auf die Seite der Verbündeten getreten war, folgte im Jahre 1814 eine Anzahl Studirender der Aufforderung, am Kriegszuge nach Frankreich theilzunehmen.

selliger Interessen, die er dort fand, lebhaft angezogen und wurde bald Freund des Hauses. Wangenheim übertrug ihm einen Theil des Unterrichts seiner Kinder. Oft rühmte Schwab später dankbar, von wie vielfachem Nutzen ihm dieser Umgang für seine Ausbildung gewesen sei; besonders habe er an dem Vorbilde Wangenheim's die Kunst des Vorlesens gelernt. Ein großes Verdienst nicht nur um Schwab, sondern um alle damals im Kloster studirenden Theologen erwarb sich Wangenheim durch eine von ihm zu Stande gebrachte Reform der Stiftskleidung. Das Widersinnige und Ungesunde der vorgeschriebenen Tracht ist schon oben berührt worden und war auch der Aufsichtsbehörde selbst zuwider. Denn mit unbeschreiblicher Nachsicht ließ sie, wenn nur der Mann im schwarzen Frack erschien, wenn auch in zerrissenem und beflecktem, die Umgehung, ja Verhöhnung des Statuts im einzelnen zu. Zwei vom Collegienheft abgerissene, annähernd viereckige Fetzen Papier, in den Halskragen gesteckt, galten für den Ueberschlag, der, wenigstens beim Durchgang durch das Thor des Klosters, bei Strafe niemals fehlen durfte. Eine schwarze Zeugschürze, vom schlanken Leib der nächsten besten Kellnerin weg entlehnt und auf den Rücken gehängt, oder auch nur ein schmaler Streifen schwarzen Zeugs, an den hintern Frackkragen geheftet, galt für das Sonntagsmäntelchen zur Kirche, und ein schwarz beklebtes dreieckiges Stück Pappe unterm Arm für den obligaten Dreispitz. Aber wehe dem, der ein solches Surrogat vergaß. Eine Note „ob indecentem habitum“ folgte einem solchen Vergessen beim nächsten male unausbleiblich nach, und zehn bis zwölf Noten

in Einem Semester hatten ebenso unausbleiblich mehrstündigen Carcer zur Folge. Und der Zerstreute oder von Natur Nachlässige konnte, ohne andere Excesse als durch Vergessen des Ueberschlags, recta via bis zur Ausstoßung und bis zur Muskete kommen, welche auf zwei Carcerstrafen in Einem Semester folgten. Wie schmachvoll diese sonst elegante Kleidung war, wenn die seidenen Strümpfe bis zur Kniekehle mit Gassenkoth bespritzt waren oder über das Knie herabhingen, oder gefallene Maschen die weißen Unterstrümpfe zeigten, oder eingebrochene Löcher vom Träger flüchtig zusammengezogen waren, oder die Saucespuren an dem schwarzen Frack von der Ungeschicklichkeit der Aufwärter bei Tische zeugten — bedarf keiner besondern Ausführung. Und wie possirlich sah es aus, wenn diese jungen Pfarrer in voller Amtstracht wettliefen und sprangen oder „Reitball" spielten, tanzten, sich balgten oder schneeballten.

Ein solches Schneeballgefecht auf der Neckarbrücke, in das die hier passirenden steinlacher Bauern zu ihrer großen Verwunderung und Unzufriedenheit geriethen, veranlaßte Schwab, die Kleidungsfrage beim Curator zur Sprache zu bringen. Er bat ihn, sich beim König für Abschaffung der gar zu beschwerlichen, veralteten und abgeschmackten Tracht zu verwenden, was Wangenheim bereitwillig versprach. Er ergriff denn auch die erste Gelegenheit, um dem König Friedrich vorzustellen, wie die Pedanterie der tübinger Gelehrten an der altväterischen Kleidung der Theologen mit Zähigkeit festhalte, sodaß die Seminaristen mit Mantel, Ueberschlägen, kurzen Beinkleidern und Schnallenschuhen herumgehen und sogar

in der Kneipe sitzen! Bald darauf (13. Jan. 1812) erschien eine Verordnung, durch welche die bisher vorgeschriebene Kleidung abgeschafft und den Seminaristen erlaubt wurde, lange Beinkleider und Stiefeln, dunkelgraue Röcke und runde Hüte zu tragen.

Der Verkehr Schwab's mit seinen Freunden gestaltete sich im Verlauf der Zeit zu einer geschlossenen Gesellschaft, die um den poetisch-literarischen Geist zu bezeichnen, der sie von andern Verbindungen unterschied, den Namen „Romantika“ annahm. Sie wurde am 17. Jan. 1813 förmlich constituirt, die meisten eigentlichen Mitglieder gehörten dem Seminar an, doch waren auch Stadtstudirende dabei, und namentlich hielten mehrere Norddeutsche und Schweizer dazu. Dieses Zusammensein von sogenannten Stiftlern und Stadtburschen in Einer Gesellschaft war etwas Neues, denn es bestand zwischen denselben von alter Zeit her ein gespanntes Verhältniß. Die Stadtstudirenden sahen die Stiftler nicht als ebenbürtig an, diese waren durch die Klostergesetze von ihren Gesellschaften ausgeschlossen und konnten am studentischen Leben nicht in voller Weise theilnehmen. Daher wurden sie denn auch, zumal von den Reichern, als die vom Staate Gefütterten und Geknechteten, gering geschätzt. Die Stiftler dagegen pochten auf den alten Ruhm ihrer Anstalt und auf umfassenderes Wissen und sahen ihrerseits auf die studentischen Renommisten und die blos dem Brotstudium Lebenden herab. Höhnisch sahen die Stadtburschen, als die Freien, den vom Casino und andern Gesellschaften durch die Thorglocke Abgerufenen nach; höhnisch prahlten sie mit

dem entschiedenen Vorzuge, den auch das schöne Geschlecht ihnen gab, die nicht wie die Stiftler von der Tour weg heimkeuchen mußten, die bis zum Schluß des Balls ausharren und nach Hause begleiten konnten, ohne Noten und Carcer zu riskiren. Der Mangel an gesellschaftlichem Schliff, die vom Klosterleben herrührende Unbeholfenheit im Umgange, der eigenthümliche Stiftston, die pedantische geistliche Kleidung vollendete die Scheidung, die zwischen beiden bestand. Und wenn es dann zu Reibungen kam, so vermochten die Stiftler nicht, dieselben in studentischer Weise auszufechten, sondern waren mit Stuhlfüßen und dergleichen bei der Hand, was die gegenseitige Spannung und Erbitterung natürlich vermehrte. Es bestanden damals in der Stadt die Schwaben, die Oberschwaben und die Schweizer als drei große Landsmannschaften, welche den Ton angaben und vom Curator von Wangenheim, der früher in Jena sich eifrig am Studentenleben betheiligt hatte, nicht angefochten wurden. Kein Museum vereinigte die Studirenden der verschiedenen Facultäten, selbst in den Wirthshäusern sah man Stadtburschen und Stiftler getrennt. Man mied sich möglichst, um Reibungen zu verhüten. Im Sommer 1811 wurde den Stiftlern sogar ganz verboten, die Kneipen der Stadt zu besuchen, was die Folge hatte, daß sie sich in Bürgershäusern Zimmer mietheten, in denen sie ihre Zusammenkünfte hielten. Das Verbot war aber nicht lange aufrecht zu erhalten.

Durch die Gründung der „Romantika“, die als eine auf Studentenweise Satisfaction gebende Verbindung von

den Landsmannschaften anerkannt wurde, gelang es Schwab, die bisherige schroffe Scheidewand niederzureißen, und das als Bundeszeichen gewählte schwarz-weißblaue Band stand von nun an bei den Landsmannschaften in Achtung. Eingefleischten Stiftlern war diese Verbindung ein Aergerniß und eine Thorheit. Doch ließ man die Gesellschaft aus Achtung vor den Mitgliedern gewähren, und bei den Behörden galt sie um ihres Namens willen als eine unschuldige literarisch-ästhetische Vereinigung, der man nichts in den Weg legte. Der kleine Bund hielt seine wöchentlichen Commerse in einem eigenen traulichen Zimmer des Löwen, wobei öfters norddeutsche Freunde mit lebhafter Theilnahme hospitirten. Lied, Liebe, Wein war anfänglich das ständige Thema dabei, dann kamen aber auch alle neuern literarischen Erscheinungen, besonders auf ästhetischem und poetischem Gebiet, zur Sprache, und die politischen Ereignisse der damaligen Zeit bildeten ein weiteres Hauptinteresse des Vereins und gaben den Mitgliedern eine erhöhte Stimmung. Sogar die trockensten derselben erhielten einen gewissen romantischen Schnitt, eine Neigung zum Chevaleresken, Poetischen, zu feinerm Natur- und Kunstgenuß. Einen bacchantischen Ton nahmen diese Commerse nicht an, das Vor- und Nachtrinken war überhaupt damals noch nicht so üblich. Bier wurde nur an den übrigen Wochentagen in andern Häusern und nie bei den Commersen getrunken. Der edlere Wein, und zwar der damals wohlfeile Elfer Nektar, erhielt die ihm gebührende Ehre. Doch wurde des Guten selten zu viel gethan und die Heiterkeit hielt stets die glückliche



Mitte zwischen Sentimentalität und Ausgelassenheit. Keck durfte der Witz sein über die Romantischen Brüder, ihr Treiben und ihre Schwächen, aber er verletzte niemals. Trotz der verschiedensten Charaktere kam es auch nicht ein mal zu einer Reibung. Wie befriedigt sich Schwab in diesem kleinen Kreise fühlte, spricht er aufs rührendste in dem Gedicht „Vermächtniß" aus:

Es kommt die Zeit, da ich nicht mehr zu sagen,
Was dieses Lied euch deuten soll, vermag;
Da dieser Mund auf eure Grüß' und Fragen
Tief schweigen wird, und nun mein letzter Tag
Mir ohne Sang und Lust wird nächtlich tagen:
Drum eh' dies Leben hemmt der jähe Schlag,
Solang' es noch beim Frohen bleibt und Alten,
Hört, wie ich's ewig wissen will gehalten.

Soll ich der erste sein, der von euch scheidet,
Sollt ihr mich starr und stille liegen sehn,
So soll der Anblick, dran der Schmerz sich weidet,
Vor eurer Seele schnell vorübergehn;
Nie soll das Bild des Freundes, wie er leidet,
Und wie er stumm im Tode muß vergehn,
Sein bleiches Antlitz nie, wann ihr in Freuden
Den Bund erneut, euch Wein und Lied verleiden.

Nein! wie ihm Lust und Liebe stets gelungen,
Wie er, lebendig steh'nd im Brüderkreis,
Hoch den Pokal in fester Hand geschwungen
Zu der versammelten Gemeine Preis;
Bei schönen Namen festlich angeklungen,
Die Wangen glühend und die Blicke heiß;
Und mit Gesang zur brüderlichen Flechte
Euch rings geboten seine deutsche Rechte —

So soll er allen vor der Seele stehen,
Als führt' er noch ein Leben unter euch,
Als könntet ihr ihn hören noch und sehen,
Als wär' er froh und allen andern gleich.
Ihr müßt nicht glauben, daß aus euern Nähen
Er lang' entschwunden, fern vom Freudenreich,
Nur unterm Boden, den ihr fröhlich tretet,
Sein Lager tief und stille sich gebettet.

So bleibe denn bei euren Bundesfesten
Kein Sitz noch Glas zu seiner Ehre leer,
Noch eine Lück' auch in dem treuen, festen
Verschlungnen Kranz der Brüderhände mehr.
Denkt nur, wie er den theuren Kreis am besten
Beherrschen kann vom blauen Himmel her,
Und wie er blickt auf die verbundnen Rechten,
Ein Bundesglied, aus sternenhellen Nächten.

Während dieser ganzen Zeit spielte nun auch die Liebe wieder eine wichtige Rolle in Schwab's Leben, und eine wachsende Neigung erfüllte ihn abwechselnd mit Glück und Leid. Vertrauliche Mittheilungen über diese Herzensangelegenheit waren ein Hauptgegenstand des Gesprächs mit seinen Freunden, und der Grad der Theilnahme, die er bei ihnen fand, bedingte oft die Innigkeit der Freundschaft.

Schon im ersten tübinger Winter hatte er in der Kirche ein Mädchen erblickt, dessen Bild er nicht mehr loswerden konnte, obgleich er damals auch mitunter noch für Thekla und Adelheid schwärmte. Ein blasses Gesicht mit edeln Zügen, schwarzen Augen und Haaren, von einer rothen Sammtmütze eingefaßt, weshalb er sie Rothkäppchen nannte, war ihm so anziehend, daß er

sich ihr so oft als möglich in den Weg stellte. So verehrte er sie einstweilen aus der Ferne, bis er im Sommer darauf Gelegenheit fand, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Die Verlobung einer Cousine Schwab's*) mit dem jungen Künstler Friedrich Müller, dem berühmten Kupferstecher der Sixtinischen Madonna und des Johannes, bahnte ihm den Weg in das älterliche Haus seiner Angebeteten. Sie war nämlich eine Tochter des Professors des Criminalrechts C. G. Gmelin und jener Bräutigam ein Neffe desselben. Mit dem Brautpaar wurde ein gemeinschaftlicher Spaziergang auf die Wurmlinger Kapelle ausgeführt, wobei es Schwab zum erstenmal gelang, mit Sophie zu sprechen. Von da an sah er sie öfters, auch auf Spaziergängen und in Gesellschaft, namentlich im Wangenheim'schen Hause, wo beide Theile manche frohe Stunde bei musikalischer und anderer Unterhaltung zubrachten. Mehrere von Schwab's Freunden waren schon vor ihm im Gmelin'schen Hause bekannt, namentlich hatte Dillenius eine Beziehung zu demselben, da er dort Unterricht ertheilte. Schwab fühlte sich daher zu ihm besonders hingezogen und machte ihn zum Vertrauten seiner Liebe in allen ihren Einzelheiten. Seine kräftige militärische Haltung trug ihm den Beinamen „Major" ein. Schwab hatte sich durch seine Eleganz in der Kleidung, seine Gewandtheit und Feinheit in den Manieren, seine Beweglichkeit und Galanterie den Beinamen „Abbé" erworben, den er gern

---

*) An diese Braut ist das Gedicht „Zueignung" gerichtet, das erste in der Sammlung.

acceptirte, und die beiden Freunde nannten sich mündlich und brieflich noch bis in die spätesten Jahre bei diesen Namen.

Schwab's dichterische Stimmung, welcher schon seine frühern vorübergehenden Neigungen echte Liedesklänge entlockt hatten, bekam nun einen neuen Schwung. Am treffendsten drückt dieselbe das Lied aus:

Liebe in der Fremde.

Endlich rauscht des Stromes Welle,
Die so fremd mir klang, vertraut;
Berg und Thäler schauen helle,
Und der Geist der Flur wird laut.
Heimat ist's in meiner Seele,
Heimisch wird mir nun das Land;
Seit ich selbst mir nicht mehr fehle,
Find' ich alles rings verwandt.

Ja das macht, ich trag' im Herzen
Wieder nun ein liebes Bild,
Was verhüllt lag unter Schmerzen,
Tritt mit ihm hervor so mild.
Von den Augen fällt die Blindheit,
Feld und Wald im alten Schein
Laden mich, wie in der Kindheit,
Mit den trauten Stimmen ein.

Hoffnung führt mich auf die Fluren,
Die ich sonst nur irr durchstreift;
O und nach geliebten Spuren
Ueberall mein Auge schweift!
Jeder Weg, der zu ihr gehet,
Ist mir wie schon längst bekannt;
Jeder Boden, drauf sie stehet,
Ist mein altes Vaterland.

Es folgte darauf eine Reihe von seinen schönsten Gedichten: „Morgenbegegnung", „Liebesmorgen", „Im Tempel", „Irrthum" und „Rechtfertigung", die alle von dem Zauber einer tiefen Liebe durchdrungen sind. Bei dieser poetischen Erregtheit mußte es ihm unendlich wohl thun, mit kunstgeübten Freunden zu verkehren. Daher war ihm auch seine Beziehung zu Uhland von größtem Werth, und sie beschränkte sich nicht etwa blos auf dichterische Mittheilungen, sondern entwickelte sich mehr und mehr zu inniger Freundschaft, was dann auch für seine Poesie, in der er Uhland als seinen Meister erkannte, die erfreulichsten Früchte trug. Jedes neue Gedicht theilten die Freunde, die sich abwechselnd in Tübingen und Stuttgart häufig sahen, einander mit, und keine Kritik war für Schwab wichtiger als die Uhland's; er war sein eigentlicher poetischer Gewissensrath. In der größern Einheit, Geschlossenheit und klaren Vollendung seiner Gedichte war ihm Uhland besonders Vorbild; Schwab bei seiner lebendigen Auffassung und reichen Gestaltungskraft war mehr geneigt, zu viele Beziehungen zu verbinden und dadurch breiter zu werden als dem Organismus eines Gedichts zuträglich war. Dies wußte niemand besser als er selbst, er war beständig bemüht, diese Neigung zu überwinden, und um so mehr war ihm jeder Wink Uhland's willkommen. Unter den Liedern der spätern Studentenzeit nennen wir nur das bekannte „Bemooster Bursche zieh' ich aus" und das „Tischgebet". Sein Interesse am Studentenlied bethätigte er auch durch die auf die Bitte des tübinger Buchhändlers Osiander unternommene Herausgabe eines Commersbuchs; was

aber in Stuttgart bei ältern Freunden des Vaters Anstoß gab und ihm Vorwürfe zuzog.

Neben diesen geselligen Genüssen und dichterischen Bestrebungen wurde aber die Theologie keineswegs vernachlässigt, denn seine Gewissenhaftigkeit und sein eigenes religiöses Interesse hielten ihn dabei fest. Er studirte Dogmatik und Exegese mit allem Fleiß, und die Zeugnisse seiner Vorgesetzten lauteten darüber sehr günstig. Aber freilich war der Zustand der damaligen Theologie nicht derart, daß ein jugendlicher strebender Geist sich dafür begeistern und ganz davon ausgefüllt sein konnte. Die theologische Facultät in Tübingen hatte damals das Verdienst, daß sie das positiv Christliche treu und redlich bewahrte; aber sie bereitete es doch, der Zeitstimmung folgend, ganz in nüchtern rationalistischer Weise zu und war ängstlich darauf bedacht, das Einströmen der neuen Schelling'schen Ideen abzuwehren. Die beiden Hauptvertreter dieser Richtung waren der ältere Flatt, ein Mann in schon vorgerückten Jahren, welcher das biblische Christenthum mit Wärme und mit philologischer Gewissenhaftigkeit festhielt und persönlich ein hochverehrter Charakter war, und E. G. Bengel, der, ohne den supranaturalen Standpunkt zu verlassen, doch mehr dem Rationalismus sich zuneigte und deshalb mit Vorliebe die historische Seite der Theologie behandelte und dabei durch eine imponirende Würde seiner Erscheinung und seines Vortrags Eindruck machte. Beiden war Schwab mit großer Verehrung zugethan; er schreibt einmal an seine Schwester: „Daß Herr Dr. Flatt meiner in Ehren gedenkt, freut mich mehr als hundert Lobsprüche anderer

Menschen." Ein anregender Lehrer war auch K. Ch. Flatt, der jüngere Bruder des Ebenerwähnten, der eine Vermittelung der Theologie mit der Kant-Fichte'schen Philosophie anstrebte. Schwab hörte auch noch philosophische Vorlesungen bei Professor Eschenmayer, der im Frühjahre 1812 nach Tübingen kam und damals seine eigenthümliche Modification des Schelling'schen Systems vor einer großen Zuhörerzahl entwickelte und die studirende Jugend begeisterte.

Die ausgezeichneten Zeugnisse, welche Schwab bis zu seinem Abgange von der Universität erhielt, erleiden eine einzige Ausnahme, insofern von seinen Sitten gesagt wird, sie seien gut und anständig, aber den Klostergesetzen „nicht ganz angemessen". Dies erklärt sich sehr leicht aus dem geselligen Umgang mit Stadtstudirenden, besonders aber aus den häufigen Einladungen in Familien, worunter die Wangenheim'sche obenan stand. Nicht nur die Vorgesetzten, sondern auch seine Studiengenossen sahen ihn manchmal mit schelen Augen deshalb an. Unter den Häusern, worin er freundliche Aufnahme fand, war auch das des Professors Schrader, wo er manchen genußreichen Abend verlebte. Einem solchen verdankt das schöne „Theelied" Uhland's seine Entstehung. Die liebenswürdige Hausfrau beklagte sich gegen die anwesenden Dichter, daß immer nur der Wein besungen werde, und forderte sie auf, auch einmal den Thee im Liede zu feiern. Des andern Tags wurden ihr vier „Theelieder" vorgelegt, von Uhland, Schwab, Fr. Kölle und August Mayer. Aber es war kein Zweifel darüber, welches den Preis davon trage, und Schwab

wollte, sobald er das von Uhland gelesen hatte, nichts mehr von dem seinigen wissen, obgleich es auch seine Schönheiten hatte.

Im Sommer 1813 kam ihm durch Professor Conz ein Anerbieten zu, bei dem französischen Gesandten in Kassel, Grafen Reinhard, als Hofmeister einzutreten, was er sehr in Erwägung zog. Sein Vater war nicht für Kassel eingenommen und schrieb ihm darüber: „Bedenke, mein Sohn, was es heißt, der erste Bediente eines Privatmanns zu werden." Gustav selbst schrieb an seine Schwester: „Ueber mein Schicksal weiß ich noch nichts Näheres; von Kassel ist noch keine Antwort da. Das Sehnlichste, was ich wünsche, ist, zu euch nach Stuttgart zu kommen. Die Abneigung gegen Kassel fange ich an mit dem lieben Vater zu theilen, weil mir vor jeder andern Laufbahn als der einmal von mir gewählten, zumal vor einer politischen in der jetzigen Zeit — und in diese könnte ich durch Reinhard leicht hineinkommen — ein wenig graut." Statt der Antwort von Kassel kamen die Ereignisse, welche den ganzen westfälischen Hof von Kassel vertrieben, und somit hob sich die Sache auf. Erst in viel späterer Zeit kam Graf Reinhard einmal nach Stuttgart und ließ Schwab zu sich einladen und ihm sagen, wenn er nicht ein achtundsiebzigjähriger Mann wäre, würde er ihn besuchen. Schwab brachte einen sehr angenehmen Abend bei ihm zu, wobei sie sich der alten Geschichten erinnerten.

Bei seinem Abgange von Tübingen nahm Schwab ein tiefes Weh im Herzen mit. Seine Liebe fand keine Erwiderung; die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der er sie

in seinem Benehmen ausdrückte, hatte auf das Mädchen einen peinlichen, fast abstoßenden Eindruck gemacht. Im Sommer 1814 frug er sie durch eine Freundin nach ihrer Gesinnung gegen ihn, und als sie ihm hierauf die Wahrheit aufrichtig sagte, antwortete er mit folgendem Briefe:

„Ich kann mir den Trost nicht versagen, theure Freundin, jetzt, wo es gewiß ganz unverfänglich geschehen kann, ein paar Worte schriftlich mit Ihnen zu reden. Daß ich nicht schreibe, um Ihnen durch Klagen und schöne Worte noch irgendetwas, und wäre es auch nur ein lautes Mitleid, abzunöthigen, sind Sie gewiß von mir überzeugt. Für Ihre volle Theilnahme an meinem Unglück bürgt mir Ihre heutige Erklärung auf eine rührende Weise, von dem Ernst und der Redlichkeit meiner Neigung hat mein Benehmen gezeigt, und es bedarf der Worte nicht mehr. Nur das sollen Ihnen diese wenigen Zeilen noch sagen, daß der letzte entscheidende Schritt, den Sie gegen mich gethan haben, weit entfernt, von mir misdeutet zu werden, mich in der Ueberzeugung von allem Trefflichen, was vier Jahre mich an Ihnen lieben lehrten, nur bestärken konnte, daß ich die Gründe Ihres Betragens, welche sie auch seien, heilig achte; daß nichts an mir, nicht einmal die persönliche Eitelkeit, beleidigt ist, und daß ich gern glauben will, eines solchen Besitzes nicht werth gewesen zu sein. Diese meine innerste Herzensmeinung, den festen Glauben an Ihre Güte und Wahrhaftigkeit, werde ich meinen Aeltern, Verwandten und Freunden, allen, die bisjetzt um meinen Entschluß gewußt haben, mittheilen, und das

reine Bild, das mir von Ihnen bleibt, soll bei allen, die um die Sache wissen, von Verleumdung und Verdacht gleich frei bleiben. So wohl es mir thun muß, von Ihnen bedauert zu werden, so ist es doch meine ernstliche und inständige Bitte, daß Sie der Ruhe Ihres Herzens, Ihrer Gesundheit schonen mögen, und dem Schmerz über ein Unglück nicht nachhängen, an dem Sie so unschuldig sind. Mir selbst geben meine religiösen Ueberzeugungen gewiß Kraft, es männlich zu ertragen; ich weiß jetzt, daß es Gott nicht gewollt hat, und so sehr für den Augenblick das Glück meines Lebens zerstört erscheint, so traue ich doch auf den Himmel, der alles wohl machen wird. Auch ist es ja wahrlich nicht Schwärmerei, wovon ich noch in einer unserer letzten Unterredungen so zuversichtlich froh mit Ihnen gesprochen, der Glaube an ein verklärtes Wiedersehen in jener Welt, wo ein allseitiges seliges Wohlwollen alles ausgleichen, und vor der reinen Geschwisterliebe alle Leidenschaft verschwinden wird.

„Zur unmittelbaren Beruhigung, zum Frieden unser beider, trete ich morgen mit einem vertrauten Freunde eine kleine Reise über die Alb an, um sodann einige Wochen in den Armen der Meinigen zuzubringen. Der Anblick der Natur hat mich in den schmerzlichsten Augenblicken meines Lebens, beim Tode meiner Freunde, bei der Krankheit meiner geliebten Mutter, wunderbar gestärkt, er wird auch jetzt sein Recht ausüben. Ich werde ruhiger zurückkehren; ja, ich hoffe, am Ende meines Universitätslebens Ihr theures, mir immer unvergeßliches Aelternhaus noch ein mal betreten und mit

beruhigtem, leichterm Herzen den Abschied von Ihnen nehmen zu können, den ich jetzt mit gebrochenem sage.

„Leben Sie denn recht wohl, liebe Sophie! Der Himmel wird einem so herrlichen Mädchen das Glück nicht verweigern, das ihr gebührt. Verzeihen Sie mir meine bisherige Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit, die Ihnen so manches Vergnügen gestört, so manche Freude verbittert hat, und versagen Sie Ihre Achtung einem Freunde nicht, der mit ewig unveränderter Gesinnung Ihnen zugethan bleibt.

Gustav S."

Der Abschiedsbesuch wurde ausgeführt, und es traf sich so, daß Schwab Sophie allein zu Hause fand, die bei seinem Eintritt ins Zimmer vor Bestürzung den Schlüsselbund aus der Hand fallen ließ. Die Unterhaltung aber war für beide Theile eine höchst beruhigende, und hinterließ bei Sophie die wohlthuende Empfindung, daß keine Bitterkeit zurückgeblieben, sondern ein freundschaftliches Verhältniß nun möglich sei.

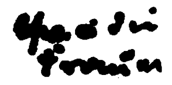
Als Gustav die Universität bezogen hatte, war er kräftig zum Jüngling herangewachsen. Die zweckmäßige Vertheilung der Zeit zwischen geistiger Anstrengung und Erholung während der Studienjahre hatte ihn gesund erhalten und auf seine körperliche Entwickelung eingewirkt, sodaß er nach Vollendung derselben die Reife des herannahenden Mannesalters erreicht und die Blüte der Jugend nicht verloren hatte. An Größe eben recht, war sein Wuchs vollständig gerade und von richtigen Verhältnissen, seine Haltung natürlich und gut, die Bewegungen lebendig und schnell, ohne das Maß zu über-

schreiten. Bräunlich=blondes glänzendes Haar legte sich schlicht, aber reichlich um die wohlgeformte Stirn, welche dem Gesicht den bestimmten Ausdruck von Verstand gab. Gern begegnete man dem offenen Blick der dunkeln, nicht eben großen, aber feurigen Augen, welche so freundlich waren wie der selten ganz geschlossene Mund, der eine Reihe von großen, wohlgeformten Zähnen von glänzendem Schmelz zeigte. Geist und Herzensgüte sprachen aus allen Zügen. So war der Eindruck seiner ganzen Erscheinung ein durchaus günstiger, und wer auch nur flüchtig mit ihm in Berührung kam, mußte fühlen, daß er eine an Geist und Gemüth reich begabte, eine bedeutende Persönlichkeit vor sich habe. Die Individualität seiner beiden Aeltern vereinigte sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen. Verdankte er dem Vater den wissenschaftlichen Sinn, die gründliche classische Bildung, das lebhafte Interesse für philosophische und theologische Studien, ja selbst — wenigstens was die Form betrifft — die poetische Anlage, vor allem aber den unverrückbaren sittlichen Ernst, so hatte er von der Mutter das Temperament ererbt, die Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes, den schnellen Blick, das rasch in Liebe wie in Leidenschaft aufwallende Herz, das an thätigem Wohlwollen für alle, an treuem Freundschaftssinn für viele reiche Gemüth.

Einer der Freunde und Studiengenossen schildert ihn treffend in folgenden Worten: „Im Spätjahr 1813 lernte ich Schwab als Student in Tübingen kennen. Ich sah ihn zuerst in einer fröhlichen öffentlichen Gesellschaft. Noch heute steht er vor mir, die kräftige, damals schlanke

Gestalt, in der schwarzen, etwas schmuck gehaltenen Theologentracht, durch sein jugendlich leuchtendes, Gesundheit und Leben sprühendes Angesicht, durch sein ganzes bewegliches, geistig sprudelndes Wesen mehr den frisch ins Leben hineinschreitenden Dichter als den werdenden Theologen ankündigend. Es war nicht schwer ihm nahe zu kommen, sobald sich ein innerer Anknüpfungspunkt bot; dieser lag für uns außer der gemeinsamen Wissenschaft in der poetisch-idealen Lebensauffassung, in dem freudigen Sinne akademischer Jugend. Schwab war Genosse des Stifts und bewahrte auch, völlig abgesehen von äußern Schranken, eine unangetastete, alles Rohe zurückstoßende Sittenreinheit; aber er gab sich zugleich mit voller Seele der Poesie des edlern deutschen Studententhums hin."

Sein bescheidenes Auftreten im Kreise der Freunde wie in jeder andern Gesellschaft, verbunden mit dem angeborenen Sinn für echten Humor und harmlosen Witz, machten ihn überall zum lieben, willkommenen Gast. Auch in weiblichen Kreisen hatte er Glück, solange er lebte. Und dieser Vorzug war ihm nicht unverdient zugefallen, denn er verehrte das weibliche Geschlecht und stellte es hoch.



Die Berechtigung der Frauen zu ästhetischer Ausbildung erkannte er entschieden an und gönnte ihnen gern ihr bescheidenes Theil daran als schöne Beigabe, als wohlthätiges Gegengewicht für die nöthige Prosa des Lebens, welche er aber in keiner Weise vernachlässigt wissen wollte. Schon als Jüngling liebte er an ihnen ein geräuschloses, würdiges Wirken im Hause, im weitern Sinne des Worts. Er war unter diesem Ein-

flusse aufgewachsen, seine Mutter blieb ihm hierin Vorbild, und von seiner nachherigen Gattin fühlte er sich schon als schüchterner Verehrer mit dadurch angezogen, daß sie auch in jener Richtung seinem Ideal entsprach. Welcher Art seine Anforderungen an weibliche Liebenswürdigkeit waren, spricht er in einem Briefe an seine Schwester Lotte vom 15. Febr. 1816 deutlich aus. Er schreibt: „Ich will N. N. herzlich wohl und mochte sie abends beim Tanz gar gern lachen, scherzen und herumfahren sehen; aber sieh, ein Herz zu ihr könnte ich ums Leben nicht fassen, es schließt sich mir das meine zu, sobald ich mir ein Mädchen derart als Lebensgefährtin denken will. Ihr und so vielen fehlt das, was in meinen Augen Schönheit, Reichthum und selbst bloße Gutmüthigkeit nie aufwiegen können, ein rechtes weibliches Herz und Gemüth bei einem tüchtigen, auf das Höhere gerichteten Verstand. Ob eine dann den «Don Carlos» und Tiedge's «Urania» oder Goethe und Fouqué bewundert, das thut freilich wenig zur Sache; der Weiber Herz und Verstand braucht sich darin nicht zu zeigen; wenn nur ihr eigenes Wesen, wie es soll, sittliche Schönheit, Grazie und Güte ausdrückt, so mögen sie es mit der ästhetischen Schönheit außer sich so genau nehmen als sie wollen.

„Es ist wahr, daß ich mir auf diese Weise den Kreis meiner Wahl unter den Weibern sehr enge ziehe, denn so einfach es ist, was ich fordere, so finden sich jene Eigenschaften gewiß selten so vereinigt. Auch haben mich meine Reisen hierin nur bestärkt; ich habe manches schöne und liebenswürdige Mädchen kennen gelernt und

mich jedesmal fast wie zum Spiel und Spaß gefragt: möchtest du sie heirathen? und ich gestehe dir, daß ich keine gefunden habe, bei der ich aus recht leichtem Herzen hätte ja sagen können. Ich bin weit davon entfernt, dies zum allgemeinen Grundsatz erheben zu wollen; einem andern Manne mag nur hauptsächlich der Verstand an einem Weibe wünschenswerth und Bedürfniß sein, einen andern mag schon ein blos gutmüthiges Mädchen beglücken, und viele mögen nach Grazie gar nichts fragen, für manchen endlich ist es auch Pflicht, sein Hauptaugenmerk auf ein großes Vermögen, das ihm zugebracht wird, zu richten. Ein jeder hat seinen eigenen Maßstab, und so auch ich; aber ehe ich mich selbst betröge, und, meinem Gefühl und meinen Ueberzeugungen zum Trotz, eine Wahl träfe, die mich nicht nach allen Anforderungen meines Geistes und Herzens vollkommen befriedigen könnte, eher wollte ich fürwahr zeitlebens einsam bleiben, so sehr ich fühle, daß ich dann nur ein halbes Leben führen würde. Es ist mir unmöglich, diese Lebensansicht für Schwäche zu halten, und ebenso gewiß weiß ich, daß ich nicht im letzten Aufflammen einer unglücklichen Liebeswuth rede."

Das folgende Winterhalbjahr brachte Schwab in ländlicher Abgeschiedenheit als Vicar in dem gemüthlichen Pfarrhause von Bernhausen zu; doch unterbrach er seine Einsamkeit zuweilen durch einen Besuch in Tübingen oder in Stuttgart, wo er außer seinen Verwandten auch seinen Freund Uhland hatte. Jenen Aufenthalt auf der Höhe der Filder, wo man die ganze Kette der Schwäbischen Alb vor Augen hat, wirkte auf

Schwab's für die Reize der Natur so empfängliches Gemüth wohlthätig und erfrischend, und regte in ihm die schaffende poetische Kraft lebendig an. Hier dichtete er seine ersten Romanzen, worunter mehrere die Liebe zu seinen Heimatbergen recht bezeichnen aussprechend. Es entstanden die Gedichte „Die Achalm", „Der Hohlenstein in Schwaben", „Die Schwabenalb", „Kaiser Heinrich" und andere.

Noch in Tübingen hatte Schwab von seinem Freunde Pauli, den er bei seinem langen Stillschweigen schon halb für sich verloren wähnte, einen Brief erhalten, der mit den Worten begann: „Mit aller alten Wärme und Herzlichkeit reiche ich Dir, theuerster Schwab, nach beinahe einem Jahre die Hand. Es ist kein Geistergruß, den ich Dir biete. Es ist keine Todtenhand, die Dich ergreift, noch eine erkaltete Freundeshand; denn lieber jenes als dieses. Nein, es ist dieselbe, die einst Dich, geliebter Freund, Osiander, Köstlin und den ewig unvergeßlichen Mayer innig an sich schloß und auch nach dem seligen Pauly sich ausstreckte, als der Göttliche zum Himmel entfloh." Mit tausend Freuden begrüßte Schwab den Wiedergeschenkten, theilte ihm alles mit, was er und die Freunde seitdem erlebt, und schüttete besonders über seinen Liebeskummer sein Herz gegen ihn aus. „Du weißt", schreibt er, „wie ich in dieser Liebe und ihrer Hoffnung gelebt habe, jetzt ist alles aus und nur meine Liebe lebt noch in aller Hoffnungslosigkeit fort! Gottlob, daß die Sache so geendet hat, daß mein Glaube an sie nicht zu Grunde gegangen, daß ich sie noch ganz für das herrlichste Mädchen halten darf.

O Gott, wie bedürftig bin ich der Freundschaft, wie ist diese jetzt mein einziges Gut!"

III.

Reise nach Norddeutschland. Repetentenjahre.

1815—17.

Im Frühlinge 1815 rüstete sich Schwab zu einer Reise nach Norddeutschland; es schloß sich ihm sein Studiengenosse Lempp und ein junger Künstler, Eduard Müller, zur Begleitung an. Im Mai traten sie, mit den besten Empfehlungen versehen, die damals noch sehr langsam vor sich gehende Fahrt nach Berlin an, und nahmen ihren Weg über Nürnberg, wo Gustav auch Schubert kennen lernte und sich an der alterthümlichen Stadt erfreute. Von dort war das nächste Ziel die Bettenburg in Unterfranken, wo Schwab an den Freiherrn von Truchseß empfohlen war, von dem er sehr freundlich aufgenommen wurde und in dem er einen herrlichen, für alles Gute und Schöne jugendlich glühenden Greis kennen lernte. Hier traf er mit Rückert zusammen, was ihm von großem Interesse war; er rühmt ihn brieflich als einen ernsten, der Wissenschaft tief ergebenen Menschen. In Weimar war es sein erstes, Goethe zu besuchen, und er konnte es nicht wohl ablehnen, auch seine Reisebegleiter

ich wünsche herzlich, daß diese schöne Idee durchgehen möge; die Curonen und Sachsen sind aber am meisten dagegen. Uebrigens ist in Jena im ganzen ein trefflicher Ton und ich lebte hier wieder einmal ganz als Bursche. Am andern Tage wichsten uns unsere Freunde im nächsten Dorfe noch auf, wir sangen noch mancherlei; auch unser Commersbuch ist schon da. Mit schwerem Herzen nahmen wir von den lieben Jenensern und dem herrlichen Saalthal (weit schöner als Tübingen!) Abschied und eilten in zwei Tagereisen über Naumburg, Weißenfels, Lützen nach Leipzig. Hier waren wir von Jena aus an den Frankensenior Meißner, einen lieben Menschen, adressirt, und lebten einige frohe Stunden mit seinen Landsleuten. Im ganzen aber ist der Student, sowie alles, was nicht «Schwung» heißt, in dieser schwungseligen Stadt gedrückt, und wir langweilten uns drei Tage lang, trotz des großstädtischen Wesens und der übergroßen Menschenmenge (fast 40,000 Menschen in einer Stadt, die nicht den Umfang von Stuttgart hat!). Das Theater ist nichts besonderes. Den größten Genuß gewährte uns der Bankier Ploß, ein geborener Würtemberger, der uns auf seinem Gut Schönefeld, dem Hauptpunkte des Schlachtfelds (noch jetzt von Trümmern umgeben) wahrhaft fürstlich bewirthete, wo wir die artigste leipziger Gesellschaft und besonders an seinen hübschen Töchtern recht liebenswürdige Kinder fanden. Von Leipzig ging es über Hubertusburg und Meißen hierher. — Von Dresden kann ich noch nichts sagen; die Menge von Eindrücken bestürmte einen ordentlich; es ist eine überaus herrliche Stadt, an

Größe doppelt, an Bevölkerung dreifach Stuttgart überlegen. Der Anblick der göttlichen Galerie erdrückt ordentlich den Laien. Die Läge an der Elbe mit hohen Bergen im Rücken (nach dem meist ebenen Wege ein wahrhaft entzückender Anblick für den Süddeutschen!) ist herrlich; die hohen Häuser und Paläste schauen so stolz auf einen herab." — —

Endlich in Berlin angelangt, war es Schwab's erster Gang, einen Landsmann und Freund, Christian Gmelin, den jetzigen Professor der Chemie in Tübingen, aufzusuchen. Unter den Linden begegnete ihm ein vermeintlicher Berliner, den er in möglichst zierlichem Deutsch sogleich fragte: „Können Sie mir nicht sagen, wo die Charlottenstraße ist?" und als jener nicht augenblicklich antwortete: „Oder wissen Sie vielleicht, wo Dr. Gmelin wohnt?" Da traf eine wohlbekannte Stimme sein Ohr: „Potz Blitz, Kerl, was hast du für eine Sprache?" Er sah den Gesuchten vor sich, und Arm in Arm wanderten sie nun fröhlich weiter. Berlin bot natürlich des Neuen und Interessanten viel. Er fand dort mehrere alte Bekannte und knüpfte bald angenehme weitere Bekanntschaften an. Er sah Varnhagen, dessen Schwager Robert, Hitzig, Chamisso, von dem er sich besonders angezogen fühlte, und von dem er oft erzählte, daß er die ersten Schritte zur Reise um die Welt mit ihm gemacht habe, indem er ihn auf den Postwagen begleitete. Von Theologen lernte er besonders Schleiermacher, Marheineke, De Wette, Neander kennen und wurde von ihnen freundlich aufgenommen, ebenso den Philologen Immanuel Bekker und den Dichter E. T. A. Hoffmann.

Bei Franz Horn wurde er bald als Hausfreund heimisch, und fand hier wirklich so viel Freundschaft, wie sie selten einem Fremden zu Theil wird. Das Horn'sche Haus war täglich durch eine gewählte, ästhetisch gebildete Gesellschaft belebt. Das ganz füreinander lebende Paar hatte keine Kinder, und da Horn durch seine Kränklichkeit sich auf ein zurückgezogenes Leben angewiesen sah, wußte es ihm seine Frau, die auch an seinen Beschäftigungen den regsten Antheil nahm, durch häusliche Freuden angenehm zu machen. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literaturgeschichte und Kritik. Er war ein Mann von feinem Geist und Zartgefühl, aber leicht verletzt und später durch seine Kränklichkeit, die ihn mehr und mehr für Einwirkungen von außen verschloß, etwas einseitig. Damals trat dies noch nicht so sehr hervor; Schwab lernte ihn von der liebenswürdigsten Seite kennen und gab sich diesem Kreise mit seiner lebendigen, erfrischenden Art auf die eingehendste Weise hin. Zu Horn's Geburtstag wurde ein Festspiel von ihm gedichtet und von Freunden des Hauses aufgeführt, wobei auch eine im Hause lebende Schwägerin Horn's thätig war, ein schönes, liebenswürdiges junges Mädchen, das besonders durch musikalisches Talent und schönen Gesang den Cirkel bereicherte. Sie sang Schwab seine Lieder vor, und er blieb nicht ganz unempfindlich gegen ihren Eindruck, wie das „Lied in der Mark" beweist. Doch sobald er ernstliche Gedanken darüber fassen wollte, stieg das alte Bild wieder so mächtig in seinem Innern auf, daß er Treue bewahren mußte, auch wo er keine Hoff-

nung hatte. Diese Stimmung drückt das „Lied im Norden“ aus.

In Preußen war damals noch der Geist der Freiheitskriege lebendig, doch zugleich auch manche Zeichen der Reaction eingetreten, welche nüchterne Gemüther sehr mistrauisch machten, ob die schönen Hoffnungen sich verwirklichen würden. Kein Wunder daher, daß sich selbst begeisterte Vaterlandsfreunde mehr und mehr der Literatur als der Politik zuwandten. Manche Einrichtung aus den Befreiungskriegen bestand indessen ungehindert fort. Das Turnwesen war in vollster Blüte; Schwab erzählte oft, wie er einst auf dem Turnplatz von Jahn beim Schopfe genommen und vor eine steile Leiter gestellt wurde mit der Aufforderung: „Da Junge, steig hinauf!“ nach kurzem Versuch aber schwindelnd auf den Boden zurückkehrte. So kräftig im ganzen sein Körperbau war, der auf Fußreisen große Anstrengungen ertragen konnte, so ging ihm doch die Gewandtheit ab, welche sich nur durch frühe körperliche Uebung erreichen läßt. Er hatte weder Reiten, noch Fechten, noch Eislaufen oder dergleichen gelernt, und bedauerte manchmal, daß sein Vater in seiner Kindheit schon in zu vorgerückten Jahren gewesen, um ihn zu dergleichen anzuhalten. Bald lernte Schwab auch den Dichter Friedrich de la Motte-Fouqué kennen, den er bei der Heimkehr aus dem Feldzuge 1813 mit einem Gedicht begrüßt hatte, und schrieb von dessen Schloß Nennhausen in der Mark aus am 14. Aug. seiner Schwester Lotte: „Ich kann diese herrlichen Tage, die für mich ein wahres Capitel aus dem «Zauberring» sind, nicht vorbeigehen lassen, ohne

euch einige Kunde von mir zukommen zu lassen. Wenige Tage vor meiner Abreise von Berlin hierher bin ich noch mit dem neuesten Briefe Vaters erfreut worden, und konnte mich doppelt froh über die guten Nachrichten von Hause auf den Weg machen. Besonders dankbar bin ich auch dem lieben Vater für die erhaltene Erlaubniß, über Hamburg und Bremen zu gehen. Fouqué ist seit kurzem von einer Reise dahin zurückgekommen, und ganz begeistert von den trefflichen Hanseaten, besonders den Bremern. Der Boden jener Städte ist mir aber auch noch aus der Knabenzeit her wohlbekannt, und auch Du wirst Dich seiner als des idealen Tummelplatzes unserer Kinderspiele lebhaft und mit Freude erinnern.

„Um wieder auf meinen ritterlichen Wirth zu kommen, der wol meines Briefes Hauptinhalt bleiben wird, so war ich schon von ihm durch ein höchst freundliches, echt Fouqué'sches Briefchen nach Nennhausen eingeladen worden, als er selbst nach Berlin kam, um am Geburtstage des Königs, dem 3. Aug., ein Fragment seines «Großen Kurfürsten» auf dem berliner Theater aufführen zu sehen. Ohne daß ich seine Ankunft bestimmt gewußt hatte, wurde er mir hier in einer entfernten Seitenloge gezeigt, und trotz der Entfernung erkannte ich seine Gestalt sogleich nach dem sehr wohlgetroffenen Bilde, das vor seinen «Jahreszeiten» steht. Bald darauf brachte mir derselbe Freund Fouqué's, der mir ihn gezeigt, einen Gruß von ihm und sogar das gütige Versprechen, mich zu besuchen. Natürlich kam ich ihm zuvor. — Die Scenen aus dem «Großen Kur-

fürsten» wurden im ganzen sehr gut und mit vieler Richtigkeit und Pracht der Decorationen und des Costüms gegeben, und er selbst war mit der Aufführung zufrieden. Gleich beim ersten Besuche, den ich ihm in seinem Absteigequartier, bei dem als Schriftsteller bekannten Professor Bernhardi, machte, empfing er mich ganz innig und gab mir die Versicherung, daß ich längst seinem Herzen sehr nahe gestanden wäre, und nun strömte das vertraulichste Gespräch von seinen Lippen, meist über Poesie. Es ist eine Freude, ihm dabei in das liebevolle klarblaue Auge zu sehen; die Cavalerie-Offiziersuniform kleidet ihn sehr gut; der Johanniterorden ziert seine Brust und der zierliche Schnauzbart würde jedem Ritter in seinen Romanen oder Schauspielen wohl anstehen. Nun sah ich ihn in den vier Tagen, die er in Berlin zubrachte, zwei bis drei mal des Tags, trotz seiner zunehmenden Kränklichkeit immer heiter und scherzend. Seinen hohen Ernst, seine ungefärbte Frömmigkeit aber wird man erst gewahr, wenn man allein oder wenigstens nur unter Gleichgesinnten mit ihm ist. Einen sehr schönen Abend brachte ich mit ihm bei Franz Horn (einem bekannten Aesthetiker, dessen Haus mir das liebste und besuchteste ist) zu, wo zu Ehren Fouqué's ein kleines von mir zu Horn's Geburtstag verfertigtes Drama zum zweiten mal von Horn's Frau und vier niedlichen Berlinerinnen aufgeführt wurde. Mein an sich höchst unbedeutendes Werklein erntete unverdienten Beifall, und die ganze Gesellschaft blieb bis nach Mitternacht beisammen. Am vergangenen Dienstag reiste ich nun auf Fouqué's Einladung mit ihm ganz allein in seiner Reise-

kalesche mit vier schönen Postpferden ab, und in so raschem Trab ging es durch den märkischen Sand, den Gottlob achttägiges Regenwetter ein wenig verdichtet und fahrbar gemacht hatte, daß wir die sechzehn Stunden in neun zurücklegten und abends 8 Uhr schon vor dem zierlichen Schlößchen ankamen. Der Weg selbst war für mich der herrlichste Genuß. Anfangs tauschten wir nur Anekdoten gegeneinander aus und ein Witz schlug den andern, und wir beide trotzten mit der heitersten Stimmung dem hereinschlagenden Regen. Je mehr Fouqué's Herz aber aufging, je ernster wurde auch das Gespräch, und nun breitete er den ganzen Reichthum seiner herrlichen Phantasie im Gespräch über seine Werke, die ganze Tiefe seines frommen und echt christlichen Herzens in der Unterhaltung über Welt und Zeit und namentlich über sein eigenes Leben aus, sodaß die erfreuliche Ueberzeugung immer fester in mir wurde, daß er mit mir als mit einem Freunde sprach. Unterwegs begegnete uns eine wunderschöne Freifrau, die ihm zum Muster seiner Bertha im «Zauberring» gedient. Dies veranlaßte ihn zu mancherlei Bemerkungen über diesen Roman, durch welche mir Gedicht und Dichter immer verständlicher wurden, und ich kann wohl sagen, daß ich keinen Dichter kenne, der unzertrennbarer von dem Menschen wäre als Fouqué. Es ist durchaus kein Falsch in ihm und er schreibt gewiß nichts, was er nicht an sich empfunden und erfahren hätte. Nennhausen selbst liegt wie eine blühende Insel mitten im Sandmeere. Mein schönes hohes Zimmer, in dem ein paar geharnischte Ahnen von Fouqué hängen, geht, wie der ganze be-

wohnte Theil des Schlosses, nach dem herrlichen Garten zu, der wol eine Quadratstunde im Umfang hat und mir eben jetzt mit seinen frischen Eichen- und Buchenhainen entgegenlächelt in der Morgensonne. Er ist ganz das Werk von Fouqué's Schwiegervater, dem Herrn von Briest, der Anno 1780, als er dies sein Stammgut bezog, außer den uralten Eichen nichts als eine Sandebene angetroffen, und jetzt unter haushohen Linden, Pappeln, Buchen und Tannen einherwandelt, die er alle selbst gepflanzt und gezogen. Dieser alte Herr ist ein herrlicher Mann, ein würdiger Urenkel des alten Briest in Fouqué's «Kurfürsten» (diese Geschichte ist durchaus wahr, selbst die Namen der Personen sind authentisch; Briest und seine Hausfrau Ludmille habe ich unter den Ahnenbildern des Hauses mit rechter Rührung betrachtet). Seine Tochter, die Baronin Fouqué, ist eine sehr geistreiche, von Gestalt und Wesen imponirende Frau. Sie hat schon sehr viel geschrieben; dennoch merkt man auch ihr die Schriftstellerin nicht an, sie strickt und näht so gut wie unsere schwäbischen Frauen, und gewährt überhaupt den Anblick einer ritterlichen Hausfrau. Ihre erwachsene Tochter (vom ersten Manne), Fräulein Clara von Rochow, ist ein schönes und angenehmes Mädchen; ganz zierlich aber ist Fouqué's eigenes zwölfjähriges Töchterlein, ein frommes, schönes Fräuleinsbildlein, schlank aufgeschossen, schneeweiß und zart, mit langen Augenlidern und kindlichen blauen Augen. Sie hängt mit unglaublicher Liebe an ihrem Vater und fast den ganzen Tag um seinen Hals, und er liebkost sie aufs anmuthigste mit recht wehmüthiger Zärtlichkeit, denn sie ist sein ein-

ziges Kind und mit ihm stirbt der männliche Stamm der Fouqué aus. Sie ist eine leidenschaftliche und recht gewandte kleine Tänzerin, und es werden daher zuweilen recht niedliche Kinderballete aufgeführt. Außerdem leben auf dem Schlosse noch eine Anzahl Verwandter, Männer, Frauen und Kinder, sodaß die Zahl der Bewohner an zwanzig reichen mag. Die schönste Ungebundenheit und gastliche Freiheit herrscht auf dem Schlosse. Morgens wird mir der Kaffee aufs Zimmer gebracht und ich lese oder schreibe bis 10 oder 11 Uhr. Dann gehe ich auf Fouqué's Zimmer. Hier liest er mir dies oder jenes von seinen ungedruckten Gedichten oder sonstigen Arbeiten vor und ich ihm von meinen Sachen, dann machen wir einen Spaziergang durch den frischen, herrlichen Garten, in dem man der Mark ganz vergißt. Sogar halbhaushohe Hügel (ein Wunderwerk hier zu Lande!) gibt es hier, ja an einem Ende des Gartens hat man sogar die Aussicht auf eine Kette von Waldhügeln, die durch ihre Lage den Schein von Gipfeln hoher Berge gewähren, und dahin wandeln wir am liebsten. Nachdem wir uns hier in den mannichfaltigsten Gesprächen ergangen, geht es zurück in den Speisesaal. Nach dem heitern Mahle freue ich mich jedesmal auf Fouqué's ritterlichen Händedruck und blitzenden Augengruß. Nun wandert alles in den Gesellschaftssaal, wo das Ahnenbild des alten Generals Fouqué beim Eintritt einem freundlich entgegenblickt. Unter mancherlei Unterhaltungen kommt der Abend und Thee herbei, und nun liest Fouqué der ganzen Familie etwas vor. Vor ein paar Tagen las er ganz herrlich den «Großen Kurfürsten». Hierauf geht es zum

Abendbrot, dann wird wieder gelesen oder die Fräulein spielen auf dem Klavier, und zum Schluß begleitet mich Fouqué gastfreundlich auf mein Schlafzimmer und verabschiedet sich mit einem herzlichen «Gott mit Ihnen, lieber Gustav!» So lebe ich nun schon fünf Tage und muß nun auch wol wieder ans Heimgehen denken. Aber Fouqué will durchaus nichts davon hören. Er bewirthe in mir, sagt er, den Abgesandten der süddeutschen Dichter, und der dürfe ihm nicht sobald wieder fort. Doch will ich mich ermannen und in den nächsten Tagen mit der Post zurückfahren. Die recht lebendige Erzählung verspare ich aufs Mündliche. Dem todten Buchstaben dieses Briefs sieht man es freilich nicht an, daß dies die seligsten Tage meiner Reise sind!"

An seine Freunde Uhland, Kerner und Köstlin richtete Schwab auch von Nennhausen aus einen gemeinschaftlichen Brief. Er äußert darin unter anderm, daß er auch bei Tieck schon angemeldet gewesen sei, daß ihn aber doch der weite Weg nach seinem Wohnorte, Ziebingen an der Oder, abhalte, ihn zu besuchen. „Tieck", fügt er bei, „hält zu meiner großen Freude sehr viel auf Dich, lieber Uhland. Ueberhaupt kann ich Dir nicht sagen, wie wohl es mir thut, daß ich Dich allerwärts als einen unserer ersten Dichter anerkennen höre, und daß man liebevoll bedauernd fragt, warum Justinus schweige."

Nach seiner Rückkehr schreibt er an Karl Mayer, Tübingen, den 2. Dec. 1815: „Im Neander'schen Hause bin ich in Berlin als Ihr Freund aufs herzlichste aufgenommen worden und habe dort mehrere Abende in

Gesellschaft unserer gemeinschaftlichen Dichterfreunde Chamisso, Giesebrecht und J. G. Seegemund zugebracht. Neander ist wol der nämliche gewesen als Sie ihn kennen lernten, wie ich ihn jetzt noch gefunden habe und mir ihn auch schon früher durch Osiander habe beschreiben lassen, ein herrlicher, ganz nach innen gekehrter Mensch, für die äußere Welt aber fast wörtlich an Leib und Seele blind, daher er sich auch wie ein schüchternes Kind benimmt und in Gesellschaften die Zielscheibe der unschuldigen Scherze seiner Schwester ist. Wenn man einmal seiner ganz froh werden will, muß man ihn abends zu einem einsamen Spaziergange zu bekommen suchen und ihn auf rein theologische Gespräche bringen, wo sich dann sein herrlicher Geist und sein liebevolles Gemüth erst aufzuschließen wagt. Auch seinen Vorlesungen habe ich einmal zugehört und sie so lebendig gefunden wie seine Schriften, indem er sich nicht mit einer allgemeinen todten Herzählung und reflectirenden Beurtheilung der Begebenheiten begnügte, sondern durch die sorgfältigste Ausführung und Einflechtung scheinbar unbedeutender Individualitäten, die er mühsam aus allen alten Quellen sammelt, seinen geschichtlichen Gemälden einen wahrhaft epischen Reiz zu geben wußte.

„An Chamisso lernte ich einen trefflichen Menschen kennen, eine gewisse schmerzliche Wehmuth leuchtet aber aus seiner Gestalt, seinem Wesen und aus jedem Worte, das er in gutem, aber mühseligem Deutsch herausdrechselt, hervor — und ist auch in seinem Roman «Peter Schlemihl», den ich Ihnen sehr zum Lesen empfehle, unverkennbar; sie rührt wol hauptsächlich aus

dem unseligen Verhältnisse her, in dem er als ein besserer Franzose, der aber (dies doch immer bleibt) zu seinem Vaterlande, zu Deutschland und zu der ganzen Welt steht, und das ihn jetzt auch zu seiner Weltumsegelung treibt, weil er auf dem festen Lande nach seiner Meinung für sich nichts mehr zu suchen hat und sich der Wissenschaft opfern will."

Drei Wochen nach jenem glücklichen Aufenthalte zu Rennhausen verließ Schwab am 14. Sept. 1815 mit wehmüthigen Gefühlen Berlin, wo ihm eine neue Welt aufgegangen war, die ihn geistig bereichert hatte. In Hamburg traf er einen lieben Universitätsfreund in dem Arzt und Dichter Assur (Assing) und lernte auch dessen Braut, Rosa Maria Varnhagen von Ense, kennen. Mit ihm brachte er auch zwei Abende sehr angenehm bei Perthes zu. Acht Tage verweilte er in der interessanten Handelsstadt und reiste dann weiter nach Bremen, wo er wieder von einem Freunde, dem Pastor Treviranus, als Gast aufgenommen wurde, und seinen alten Freund Osiander traf, der als Hauslehrer in der Familie Castendyk lebte. Ganz besonders zog ihn der dort herrschende Geist an; er lernte viele sehr ausgezeichnete Familien kennen, besonders auch die des Bürgermeisters Smidt, mit der er später in Tübingen, Stuttgart und Bremen noch manche freundliche Begegnung hatte. Er schied mit einer solchen Liebe von Bremen, daß ihm der Gedanke auftauchte, hier möchte er wol seine Heimat gründen! Dies wurde zwar nicht verwirklicht, es war aber vielleicht schon eine Ahnung davon, daß in spätern Zeiten diese Stadt so innig mit seiner Familie verwachsen



würde. Auf der Rückreise besuchte er in Göttingen seinen Freund Pauli, der, nachdem er seinen Abschied vom Militär genommen, dort seine Studien vollendete. Nachdem Schwab einige Tage bei ihm verweilt und auch seinen Freund Bethmann-Hollweg kennen gelernt hatte, begleitete ihn Pauli zu Fuß bis Kassel, wo sie mit den beiden Grimm und Hassenpflug noch acht genußreiche Tage zusammen verlebten. Von da an hielt Schwab sich an keinem Orte mehr länger auf, sondern eilte der Heimat zu, nach der ihn eine große Sehnsucht trieb. In Stuttgart wurde er im älterlichen Hause mit größter Freude empfangen, die ihm aber schmerzlich getrübt wurde durch die Nachricht, daß Sophie Gmelin tödtlich krank am Nervenfieber liege, welches in Tübingen epidemisch herrsche. Gustav konnte sich nicht lange in Stuttgart aufhalten, weil er, als Repetent an das Stift in Tübingen einberufen, sogleich dort eintreten mußte. Seine Aeltern gaben ihm zu Ehren eine größere Gesellschaft, zu der auch die jüngere Schwester Sophiens eingeladen war. Diese erhielt während des Zusammenseins einen Brief von ihren Aeltern, der sie wegen des gefährlichen Zustandes ihrer Schwester unverzüglich nach Hause berief, und so kam es, daß Gustav und sie am andern Tage zusammen die Reise machten. Natürlich mußte dieses Zusammentreffen der Umstände seine alten Gefühle mächtig aufregen, und als die Krankheit bald eine bessere Wendung nahm, so war ihm dies ein ermuthigender Anfang für seinen tübinger Aufenthalt. Er traf hier mehrere Freunde wieder, die ihm schon von früher her lieb und werth waren. Unter seinen Collegen, den Re-

petenten, waren Hochstetter, Wurm, Kern, Baur, Tafel, Osiander. Mit Schmid, dem nachherigen Professor am Obern Gymnasium zu Stuttgart, war Schwab seit den Studentenjahren nahe befreundet, und jetzt entwickelte sich auch mit dessen jüngerm Bruder, dem spätern Professor der Theologie in Tübingen, der damals noch im Stift studirte, eine sehr innige Freundschaft, die hauptsächlich auf Uebereinstimmung in religiöser Ueberzeugung gegründet war. Zu diesem Kreise gehörte auch Karl Ullmann, der jetzige Prälat und Director des Kirchenraths zu Karlsruhe, dessen Bekanntschaft Schwab schon im Spätjahre 1813 in Tübingen gemacht hatte. Mit diesem geistreichen, nicht nur theologisch, sondern auch ästhetisch feingebildeten und mit Schwab übereinstimmenden Freunde erhielt sich sein ganzes Leben hindurch ein ununterbrochener persönlicher und brieflicher Verkehr. Das Jahr aber, welches sie nun in trautester Gemeinschaft zubrachten, zählten beide zu den schönsten ihres Lebens. Seine amtlichen Geschäfte, die hauptsächlich in Ueberwachung der Studien der Seminaristen bestanden, ließen Schwab Zeit zu eigenen Arbeiten und zu Vorlesungen über Aesthetik. Er legte sich namentlich auf classische Philologie, da ihm der Gedanke immer klarer wurde, daß eine Stelle an einer höhern Lehranstalt der passendste Wirkungskreis für ihn sein würde. Doch behielt er auch den geistlichen Beruf, der ihm lieb war, fortwährend im Auge. Er predigte öfters und lieferte für das von Bahnmaier herausgegebene „Religiöse Familienblatt" (Tübingen 1817) hin und wieder Beiträge, so z. B. eine Predigt über christliche Freundschaft, die

er in einem Briefe an Pauli demselben, als besonders im Gedanken an ihn verfaßt, zur Lectüre empfahl; verschiedene Betrachtungen über Bibelstellen, besonders über Röm. 8, 18—27. Auch die Poesie blieb nicht liegen. Neben manchen kleinern Gedichten entstanden die Anfänge zu dem Cyklus der „Christophsromanzen“. Das Andenken Herzog Christoph's war damals in Würtemberg neubelebt durch den Verfassungsstreit, bei welchem man sich mit Dank an seine Verdienste um die Feststellung der Landesrechte erinnerte. Die Geschichte seiner Jugend erschien Schwab als ein ebenso dankbarer als populärer Stoff. Auch fällt in diese Zeit die Herausgabe in neuhochdeutscher Umarbeitung von Rollenhagen's „Froschmäuseler“.

Minder erfreulich gestalteten sich die Beziehungen Schwab's zum Stift und zu seinen Collegen. Er mußte das Leid erleben, daß die von ihm angestrebte und in der „Romantika“ so schön verwirklichte Gemeinschaft der Seminaristen mit den Stadtstudirenden als eine Auflehnung gegen die Stiftsordnung angesehen und verpönt wurde. Die „Romantika“ als studentische Verbindung war infolge eines unglücklichen Duells, das strenge Untersuchung gegen die Gesellschaften herbeiführte, schon im Jahre 1813 durch einen Erlaß aufgelöst worden, hatte aber als literarische Verbindung fortbestanden. Aber jetzt wurde auch diese ganze Richtung als Ketzerei angesehen und verfolgt. In einem Briefe an Dillenius vom 22. Juni 1816 spricht sich Schwab wehmüthig darüber aus. Er schreibt: „Hast Du denn gar keine Lust, lieber Bruder, Deinen Gaul zu satteln und unser altes liebes

Tübingen zu sehen und die Ueberreste unserer Ecclesia Romantica pressa und den fidelen Löwen? Du würdest freilich viel Aergerliches hier finden, namentlich im Kloster, der alte Stiftsgeist streckt da sein Haupt hoch empor. Unter dem lieblichen Titel von Stifts-Vaterlands-Liebe hat derselbe durch seine treuesten Anhänger eine öffentliche schamlose Denunciation bei dem Inspectorat gegen alle honorigen Schwarzen vorgebracht und vorgestern sind die unschuldigen Ueberreste unserer armen Romantik auch vorgenommen worden. Ich bin ein rechter Saulus inter prophetas. Doch stille von diesen Geschichten, denn es wäre ja ein crimen laesae, wenn man von einem Repetenten erführe, daß er nicht stiftsorthodox sei, auch kriege ich ohnedem genug schele Gesichter von allen Seiten her! — Aber laß Dich nicht schrecken; auch manches Erfreuliche würdest Du hier finden. Erstlich noch lauter warme romantische Bruderherzen, die der Aerger nach außen um so friedlicher, inniger, wärmer nach innen stimmt und zusammenhält. Schott, ich, Schmid der jüngere, ein ganz herrlicher Mensch, und aus der Stadt Ullmann, ein Pfälzer, der seit Deinem Abgange hier studirt, auch Dörner hinzugerechnet, bilden den innigsten Freundescirkel, in welchem Du, dem Geiste nach (und was thut die Form zur Sache?), ganz die alte «Romantika» wiedererkennen würdest. Dazu kommt nun von Zeit zu Zeit der alte ehrliche Drück aus seinem Mössingen herübergestiefelt und überrascht uns im «Löwen» oder beim Eisert, und selbst der hannoverische, jetzt bekanntlich naturalisirte Meyer ist von seinem Thunningen herunter, wo er Vicar ist, kürzlich bei uns gewesen." — —

In geselliger Hinsicht war Tübingen ärmer geworden, da Wangenheim im Herbste 1815 nach Stuttgart übersiedeln mußte, um die Verhandlungen mit den Ständen zu leiten. Professor Bahnmaier gab sich viele Mühe, einen bildenden Verkehr zwischen Familien und Studenten zu Stande zu bringen; er gründete die „Harmonie“, die sich alle vierzehn Tage nachmittags in einem Saale des Collegium illustre zum Vorlesen, Musiciren u. dgl. versammelte. Schwab war dabei ein thätiges Mitglied, indem er sehr häufig eigene Gedichte vortrug. Dort hatte er auch Gelegenheit, Sophie öfters zu sehen, die sich ihm unbefangen zeigte, da an die Stelle der frühern Spannung ein freundschaftliches Gefühl getreten war. Seit jener Auseinandersetzung war ihr Schwab nicht mehr unangenehm, und sie wußte erst jetzt, da von keiner nähern Beziehung mehr die Rede war, seine Vorzüge zu schätzen. Seine und ihre Freunde beobachteten beide Theile genau, und es entging ihnen nicht, daß eine gänzliche Veränderung in dem Verhältniß eingetreten sei. Schwab faßte wieder Hoffnung und wurde durch seine Freunde ermuthigt; Sophie andererseits wurde ihm mehr und mehr geneigt, und als eine Freundin ihr das folgende Gedicht zeigte, das er an ihrem vorjährigen Geburtstage gedichtet hatte, war sie über solche Treue sehr gerührt.

Am 17. Februar 1815.

So feir' ich denn mit Thränen,
Einsamen Leiertönen,
Den freudenreichen Tag!

Sie möcht' ich grüßend küssen,
Und kann, ach! doch nicht wissen
Wie es zu ihr gelangen mag.

Verbundnen treuen Seelen
Kann's nie an Boten fehlen
Zu ew'gem Wechselgruß;
Da gibt es keine Ferne,
Sie schauen in die Sterne,
Da regnen Brief herab und Gruß.

Du lichte nächt'ge Bläue,
Du nimmst den Schwur der Treue
Von meinen Lippen auf;
Er säuselt wol hinüber,
Er weht an ihr vorüber,
Sie aber achtet nicht darauf.

Ich will sie nicht bethören,
Mag sie es überhören,
Mag ich vergessen sein!
Dringt, was ich für sie flehe,
Nur zu der ew'gen Höhe,
Nur in den treuen Himmel ein.

Laß ihr die Wangen blühen,
Die dunkeln Augen glühen,
O du, der Liebe Hort!
Doch wen sie soll entzünden
In seines Herzens Gründen,
Dem schenk' auch ihre Huld sofort!

Für mich nicht will ich bitten,
Ich habe mir erstritten
Ein fest und ruhig Herz;
Nur, kann sie nichts erwidern,

So spar' auch andern Brüdern
Unangehörter Liebe Schmerz.

Doch willst du Lieb' und Leben
Dem süßen Busen geben,
So thu's in diesem Jahr!
Ich will es fröhlich schauen,
Laß schweben aus dem Blauen
Den Brautkranz ihr ins dunkle Haar.

Eine erneute Annäherung fand Sophie nicht mehr unzugänglich. In ihrem älterlichen Hause verweilte den Winter über ein Bäschen, das mit Schwab's Freund, Hochstetter, verlobt war; dies erleichterte die Verständigung, und es dauerte nicht lange, so wurde der Bund geschlossen, der nach so vielen Schwierigkeiten Schwab's höchste Wünsche erfüllte und beide für das ganze Leben beglückte. Auch die Aeltern söhnten sich schnell mit dem ihnen anfangs unbegreiflichen Entschluß ihres Sohnes aus. Die Verlobung sollte erst noch geheim gehalten werden, war aber bald allgemein bekannt. Von dem Augenblick an, wo die Geliebte ihm gehörte, mußte sie auch alles mit Schwab theilen, er wollte nichts für sich allein haben, und so ging das schöne Verhältniß, in dem er zu seinen Freunden stand, auch auf Sophie über. Mit Ullmann und den beiden Schmid wurde mancher schöne Spaziergang unternommen, wenngleich der regnerische Sommer des Jahres 1816 dies wenig begünstigte. Nach den Freiheitskriegen hatte sich eine lebendigere Auffassung des Christenthums geltend gemacht, und die bis dahin trockene Theologie wieder in Fluß gebracht. Auch Schwab, der sich von Jugend auf christliche Ueberzeugungen bewahrt hätte, nahm diese Stim-

mung in sich auf und suchte seine Religion immer mehr mit dem Leben zu verbinden. Unaussprechlich glücklich fühlte er sich, darin mit seiner geliebten Braut ganz übereinzustimmen, es war ihm ein heiliges Anliegen, ihre christliche Erkenntniß zu fördern, sich mit ihr über die höchsten Angelegenheiten zu verständigen, wovon seine Briefe bei jeder kurzen Trennung Zeugniß geben. Mit Ullmann, der im Herbste 1816 Tübingen verließ, trat jetzt die Correspondenz an die Stelle des täglichen mündlichen Verkehrs. Nicht nur Schwab, sondern auch Sophie schrieb ihm öfters. In einem Briefe von ihr vom 31. März 1817 heißt es: „Gegenwärtig ist meine einzige geistliche Lectüre die Homilien über das Evangelium Matthäi und über die Leidensgeschichte von Schultheß, welche ich auch außerordentlich schön finde. Man macht jetzt ein großes Wesen aus einem Buch, das in Aarau herauskommt, «Stunden der Andacht», die Mädchen lesen sehr gern darin, Schwab hat aber mit Mathilde und der lieben Mutter schon oft darüber gestritten, er hält es nicht für echt christlich, nun kann ich mich auch nicht entschließen, es zu lesen, denn mich zu erbauen und zugleich das Buch prüfen, ist mir nicht möglich, überhaupt lese oder höre ich viel lieber eine Predigt, von der ich weiß, weß Geistes Kind der Verfasser ist, und an etwas von Luther oder auch von Schultheß setze ich mich schon zum voraus halb begeistert hin, wenn ich mir die edeln Männer denke, die alles so aus voller Ueberzeugung sprechen. — — Und nun noch ein Wörtchen von Schwab's Hoffnungen. Er will sich gleich nach der Vacanz examiniren lassen, weil

auf den Herbst zwei neue Professoren am Gymnasium gemacht werden, man hat ihm viele Hoffnung dazu gemacht, doch melden sich auch Rückert und noch einige andere, es kommt also immer auf das gute Glück an, das wir ruhig erwarten wollen. Sagen Sie aber noch niemand etwas davon."

Im Juni 1817 kam Ullmann auf mehrere Wochen nach Tübingen und brachte mit den Freunden unvergeßlich glückliche Tage zu.

Im August 1817 reiste Sophie zu einem längern Besuch nach Tuttlingen, wo ihre ältere Schwester an den dortigen Arzt verheirathet war. Diese Trennung war für Schwab sehr schmerzlich, und er konnte sie sich nur durch einen eifrigen Briefwechsel erträglich machen. Es war ihm ein Trost, daß Sophie in Tuttlingen einen seiner liebsten Freunde fand, den ältern Schmid, der bei seinem Vater, dem dortigen Dekan, als Vicar sich aufhielt. In diesem Hause war Schwab selbst schon gastfreundlich aufgenommen worden und er hatte vor dem Vater seiner Freunde die größte Hochachtung. Er schreibt über ihn an Sophie:

„Sehen Sie es, liebstes Kind, nicht als einen Mangel an Vertrauen auf Ihre Ueberzeugungen an, wenn ich auch Sie an diesen frommen, verständigen und gelehrten Mann weise und Ihnen meinen Wunsch ausdrücke, sich gelegentlich öfters im Gespräch durch ihn über die wesentlichen Wahrheiten unserer Religion unterrichten zu lassen. Daß er es gern thun wird, weiß ich gewiß, denn mein Schmid (der jüngere Bruder) hat mir erst noch gestern gesagt, welch eine Freude sein Vater geäußert habe, als

er ihm in der letzten Vacanz erzählt, daß Sie und ich oft miteinander in der Bibel läsen. Religiöse Nahrung ist auch dem frömmsten Gemüth wohlthätig und nothwendig, und zudem bin ich überzeugt, daß ein Mann, der in unserm theologischen Würtemberg als ein rechter Durchdenker unsers evangelischen Glaubens anerkannt ist, Ihnen über manches deutlichere Begriffe und für manches beweisendere Gründe wird geben können, als ich es vermocht habe, ein Gewinn, der einem unglaublich zugute kommt. Auch freue ich mich, bis Sie mir über seine erste Predigt schreiben, denn ich weiß ja, daß Christlichkeit auch für Sie der erste Maßstab hierbei ist, und daß Sie erst dann nach der Schönheit der Predigt und nach dem Worte und Vortrag fragen."

Am 6. Sept. schreibt er: „Daß Sie meinem Rath gefolgt und die erste Epistel Petri angefangen haben zu lesen, freut mich, Liebe! Diesen Brief würde ich wirklich jedem nach Erbauung begierigen Mägdlein ans Herz legen; er ist viel leichter als die Briefe des Apostels Paulus, und doch sind alle wesentlichen Glaubenslehren, besonders die Lehre von der Grundverderbtheit der menschlichen Natur und der Erlösung durch Jesum und seinen Tod so klar darin enthalten, daß er jedem, der Lust hat am Wort Gottes, die Augen über das, was das Christenthum eigentlich ist und will, öffnen muß. Daß wir andere Menschen werden müssen und dies nur durch eine göttliche Kraft werden, die nicht in uns liegt, sondern die uns Gott durch den Herrn Jesum schenkt, und die wir uns durch Glauben und Gebet aneignen können — dies enthält auch dieser Brief sonnenklar, und wer hierin

nicht den Mittelpunkt seiner Gedanken und Gefühle sucht, ist kein Christ, wer nicht das Elend und die Hülfsbedürftigkeit und die Verderbniß des menschlichen Herzens, und dann Christi Tod, als das einzige Befreiungsmittel aus diesem Elend, predigt — der ist kein christlicher Prediger. Handeln Sie diese Sätze einmal recht gründlich mit meinem lieben Schmid ab, er wird Ihnen die beste Erklärung geben können."

Ein andermal schreibt er: „Ein schönes, ernstes Gespräch mit Osiander und K. hat mich diesen Abend wieder ganz warm gemacht. Der ganze Tag war heute fast herbstlich gewesen, die Furcht vor dem kaum entwichenen Zahnweh, das beständige einsame Sitzen hinter dem Pulte, und der Mismuth, daß Sie nun heute kein gutes Wetter hatten — das alles drückte meine Stimmung so nieder, daß ich mich zu allem, selbst zu dem, was mich sonst allein erheben kann, zu religiöser Betrachtung und zum Gebet — wie unfähig fühlte. In solchen Stimmungen ist gewiß der lebendige Umgang mit frommen Menschen, und wenn er nur eine halbe Stunde währt, das Fruchtbarste und Wohlthätigste. Der zähe Faden alltäglicher, irdischer, oft sündlicher Gedanken, in den uns eine lästige Ruhe verwickelt, wird abgerissen, eine neue Gedankenreihe hebt an, und an Ein erwecktes heiliges Gefühl, an Einen göttlichen Geistesfunken knüpfen sich dann Stunden und oft Tage eines höhern innern Lebens. Sehen Sie, Liebe, darum halte ich den ununterbrochenen Umgang zweier nach Frömmigkeit strebender Menschen, darum die Ehe, in welcher dieses am möglichsten ist, für das herrlichste Tugendmittel. Da

hört die Anregung zum Guten nie auf, da kann man sich beständig ermuntern und wach halten. Solange aber ein solcher frommer Umgang (wie es bei Freunden, wie es bei Braut und Bräutigam immer ist) noch so viele Unterbrechungen leidet, so schlummern in der Einsamkeit oder in unbedeutenden Umgebungen jene Eindrücke heiliger Stunden gemeinsamen Strebens so leicht wieder ein, das Weltliche, das Schlechte, bekommt in so viel unbewachten Augenblicken so leicht wieder die Oberhand, und dann ist das Gleichgewicht vielleicht wieder auf Tage und Wochen gestört. Beim erstarkten Christen, beim Frommen selbst ist dies freilich nicht mehr so, wohl aber beim schwächern, beim kämpfenden. Auch Sie, liebes Kind, sind viel weiter als ich. Auch sind Sie als Mädchen schon viel weniger störenden Eindrücken ausgesetzt, Ihr inneres Leben wird nicht soviel berührt, soviel versucht als das eines Mannes.

„Auf ähnliche Betrachtungen leitete meine Freunde und mich unser Gespräch von heute Abend. Osiander äußerte den Verdacht — und mir selbst kommt er oft — als wäre mein Hinausschieben auf die Ehe nur so ein träger Besserungsverschub von «Morgen, morgen, nur nicht heute!» und meinte, ich würde auch dann noch genug innere Prüfungen auszustehen haben. Das letztere leugne ich gar nicht. Mein Temperament wird mich gewiß nie ganz in Ruhe lassen; aber das meine ich doch, wenn man, bei redlichem Streben nach dem Himmel, immer so zu zweien ist, zu zweien in der Heiligen Schrift täglich liest, zu zweien täglich betet, man müsse sich da iel mehr schämen, an einem und demselben Tage, wo

man diese heiligen Handlungen ernstlich zusammen verrichtet, sich der Sünde, dem Zorn, der Heftigkeit und anderer Leidenschaft wieder zu überlassen — als solange man jedes vom andern noch so vereinzelt steht und sich nach tagelangen Unterbrechungen fast jedesmal als einen andern Menschen ansieht."

Nach einem theologischen Gespräche sagt er in einem Briefe vom 15. Sept.: „Wenn ich so etwas niedergeschrieben habe, fühle ich doppelt, wie dankbar ich gegen Gott sein muß, daß er mir eine solche Braut gegeben hat, mit der ich so sprechen, so schreiben kann. Es ist die größte Wonne, mit dem geliebtesten Wesen auf Erden über das Heiligste sich zu besprechen und gewiß zu sein, daß man verstanden werde. Eine solche christliche Unterredung gibt mir jedesmal neue Kraft, Ihre Abwesenheit zu ertragen."

Schwab's Aussichten auf eine Anstellung und Gründung eines eigenen Herdes schienen das eine mal sich schnell erfüllen zu wollen, das andere mal zogen sie sich wieder ins Ungewisse hinaus. Dies machte ihn oft recht ungeduldig und seine Gesundheit schien darunter zu leiden. Er hatte überhaupt eine sehr sensible Natur, der kleinste Diätfehler konnte bei ihm auf Stunden eine Stimmung hervorbringen, in welcher er alles schwarz sah, so heiter und frisch er sonst im ganzen war. In dieser Zeit lud ihn Ullmann dringend ein, ihn in der Vacanz zu besuchen. Er theilt Sophie einen Brief von ihm mit und ruft dabei aus: „Daß wir einen gemeinschaftlichen Herzensfreund wie Ullmann haben, rechne ich zu den süßesten Geschenken, die Gott unserer Liebe macht. So ein Brief

thut einem in der innersten Seele wohl; wie zäh und steif kommen mir die meinigen dagegen vor!“ Auch Sophie wünschte, daß er die Reise nach Epfenbach, wo Ullmann's Vater als Pfarrer lebte, und zu den Freunden nach Heidelberg unternehme, und er trat sie auch wirklich mit seinem Freunde Köstlin gemeinsam an.

Er schreibt von Epfenbach den 6. Oct. 1817: „Hier bin ich, seelenliebes Kind, seit vierundzwanzig Stunden, bei unserm lieben guten Ullmann und seinen herzlichen Aeltern, die man nur eine Minute gesprochen zu haben braucht, um so bekannt mit ihnen zu sein, als wenn man sie seit zehn Jahren kennte. Aber die Suppe steht auf dem Tisch, und Köstlin und Ullmann meinen, der Grundgütige habe mir die Gabe nicht verliehen, zu fasten und Briefe zu schreiben, darum zu der guten, frühen, tüchtigen ländlichen Abendmahlzeit und zu dem Elfer Rheinwein, von dem der liebe Pfarrer heute Mittag schon mit mir ein Glas auf Ihre Gesundheit explenirt hat, was er mir ausdrücklich aufgegeben, Ihnen zu schreiben. Nach dem Essen weiter.“

Nach einigen mit dem Freunde höchst glücklich verlebten Tagen wanderten beide zusammen durch den Odenwald nach Heidelberg, dessen herrliche Lage Schwab schon kannte, da er vor sieben Jahren als Student mit seinem Freunde Hochstetter eine Reise dahin und nach Manheim gemacht hatte. Auch dies mal entzückte ihn wieder die schöne Natur, aber es waren zugleich die Menschen, die ihn anzogen. Ullmann führte ihn bei seinen Freunden ein. In der Familie Maurer besonders, wo Ullmann früher mehrere Jahre als Pflegesohn zugebracht

hatte, wurde auch Schwab aufs freundlichste aufgenommen. Ein Vetter seiner Sophie, der Chemiker Leopold Gmelin, hatte kürzlich die jüngere Tochter des Hauses geheirathet und machte ihn in diesem Kreise bald heimisch. Die ältere Tochter, Frau Dupré, lebte als Witwe im älterlichen Hause, sie wurde als Ideal von Ullmann verehrt und zog auch Schwab durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit an. Einen großen Kunstgenuß gewährte ihm die Boisserée'sche Gemäldesammlung, die ihm durch die Gefälligkeit der Besitzer offen stand und ihm vier Vormittage hintereinander aufs gründlichste gezeigt und künstlerisch erklärt wurde. Nach der Schilderung dieser Genüsse schreibt er an Sophie: „Trotz alledem, liebstes Kind, sehne ich mich aus dem Strudel dieser größern Welt nach der Sammlung, Ruhe und Einsamkeit, die einem nur in der Heimat zu Theil wird. Und was sind denn alle diese klugen, gelehrten, gescheidten, geistreichen, ja wol für einzelnes begeisterten Menschen — gegen ein Wesen, mit dem man über das Höchste übereinstimmt, mit dem man nach Einem Ziele Einen Lebensgang wandeln darf? O, meine Sophie, was besitze ich in Ihnen! Diese Reise hat es mir vollends ganz deutlich gemacht, daß Sie nicht nur meine Geliebte, daß Sie mein erster, innigster Freund auf der ganzen Welt sind. Sie verstehen gewiß den Sinn und das Gewicht dieser Worte."

Bei seiner Rückkehr von der Reise traf Schwab auch mit Sophie wieder zusammen und sie feierten miteinander das in Tübingen sehr festlich begangene dreihundertjährige Reformationsfest. Während Sophiens Abwesen-

heit war Schwab durch einen Brief seines Freundes Pauli, der eine Anstellung in Lübeck gefunden hatte, hoch erfreut worden. Er schreibt darüber am 20. Aug.: „Mein letzter Brief an Pauli war vom Jannar 1816 und schilderte die ersten stillen Hoffnungen, die Ihr wunderbar verändertes Betragen damals in mein Herz gesäet hatte. Seitdem wußte er nichts mehr von mir. Sein Brief beginnt daher fragend, ob wol ein erneutes Liebesglück Ursache meines Schweigens sei, ob ich, nun «in dem Lichte einer schönen, hoffnungsreichen Liebe wandelnd, der Nacht und alles dessen, was ich in ihr zurückgelassen, vergesse?» «Doch nein», fährt er fort, «hätte Gott Dich so beschenkt, so wären aus Deinem überwallenden Herzen auch Deinem Freunde wol einige Tropfen zugeflossen! — — Nein, daher rührt Dein Schweigen nicht; dieses Herz kann mir Deines nicht entzogen haben, es kann es deshalb nicht, weil uns Ein Herz vereinigt, das über unsern Herzen steht.»“ —

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Rückert auf einer Reise in die Schweiz einige Tage in Tübingen zugebracht, und Schwab gab ihm einen Brief an seine Braut mit, die sich sehr freute, ihn in Tuttlingen dadurch persönlich kennen zu lernen.

Herr von Wangenheim wurde im November zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, und Schwab, welcher für seine Anstellung besonders auf die Protection Wangenheim's gerechnet hatte, der als Unterrichtsminister die Sache in der Hand hatte, fürchtete schon, daß der Plan der neuen Anstellnngen beim Gymnasium beiseite gelegt werden würde. Er ging Mitte December als Stadt-

vicar nach Stuttgart ab. Aber noch über Erwarten bald wurden seine Wünsche erfüllt, er konnte seiner Braut zur Weihnachtsbescherung mit vor Freude zitternder Hand die Nachricht seiner Ernennung zum Professor am Obern Gymnasium mit 1200 Gulden Gehalt geben.

IV.

Heirath. Anfänge des stuttgarter Lebens.

1818—22.

Bald nach Neujahr 1818 trat Schwab mit freudigem Eifer sein neues Amt an. Die Fächer, die ihm übertragen wurden, waren: Interpretation des Horaz, griechische Anthologie, philosophische Schriften Cicero's, lateinische und griechische Stilübungen und römische Alterthümer. Mit besonderm Erfolg und Beifall erklärte er den Horaz, den er mit dichterischem Geiste auffaßte, und jeder empfängliche Schüler jener Zeit wird diese Stunden als Glanzpunkt des Unterrichts im Obern Gymnasium in Erinnerung haben. Auch ein anderes Pensum, die römischen Alterthümer, behandelte er mit mehr als gewöhnlicher Gelehrsamkeit und wußte den Stoff geistig zu beleben, sodaß man eine rechte Anschauung der römischen Verhältnisse daraus gewinnen konnte. Vielfach wurde bedauert, daß ihm kein griechischer Dichter zugetheilt worden.

Sobald Schwab sich in sein Amt etwas eingearbeitet hatte, machte er Anstalt zur Begründung des Hausstandes. Die Hochzeit wurde auf den Osterdienstag festgesetzt. Aber für die Braut wurde die Freude mit tiefer Wehmuth vermischt, denn ihr Vater wurde von Tag zu Tage leidender an der Brustwassersucht und starb drei Wochen vor ihrer Hochzeit. Schwab schreibt am 15. März an Ullmann: „Hast du dem Ullmann noch immer nicht geschrieben? heißt es fast in jedem Briefe meines lieben Kindes, und nun kann ich es wahrlich selber nicht mehr länger anstehen lassen, wenn mein Brief noch vor meiner Hochzeit an Dich gelangen soll. Nur zwei Entschuldigungen meines Stillschweigens kann ich anführen: einmal, daß ich in der That nicht mehr der müßiggängerische Abbé bin, der, wenn er keine Briefe schrieb, diese Unterlassungssünde nur aus Faulheit beging, sondern daß ich wirklich diesen ganzen Winter bis über die Ohren in Amtsarbeit steckte, und Poesie, Freundschaft, alles — die Liebe höchstens ausgenommen — darunter leiden mußte. Der andere Grund, der mich wenigstens nicht spornte, Dir eilig zu schreiben, war, daß ich Dich zu unserer Hochzeit selbst nicht einmal eigentlich laden konnte, da wir acht Wochen lang noch kein eigenes Logis in unserm Aelternhause beziehen können. Nun haben sich durch den, schneller als wir geglaubt erfolgten, Tod meines lieben Schwiegervaters die Umstände wieder etwas verändert. Ich werde mich nämlich zwar, wie ich es seit längerer Zeit verabredet, am Osterdienstag trauen lassen, aber alsdann die übrigen sechs Tage meiner Ferien noch in Tübingen zubringen und sodann ohne Sophie wieder

abreisen, um das liebe Kind ihrer Mutter zum Troste noch vierzehn Tage in Tübingen zu lassen. Wonnig wäre es nun freilich, wenn Du am Ostermontag in Tübingen zur Thür hereinträtest und Zeuge unserer Trauung wärst, und uns helfen könntest, der lieben tübinger Gegend täglich Abschiedsbesuche zu machen. Jedenfalls möchte ich mir aber die Hoffnung nicht nehmen lassen, daß Du nächsten Sommer wirklich zu uns kommst, und bei uns, meinem Kinde und mir, Herberge machst."

Gustav kam mit seiner Schwester und seiner Schwägerin, die ihm auch schwesterlich nahe stand, vor Ostern nach Tübingen, wo sie in der trauernden Familie die Festtage still verlebten. Am Ostersonntag fuhren sie zusammen nach Oeschingen, wo sie von Schwab's geliebtem Jugendlehrer Dann eine herrliche Predigt hörten, die diesen Tagen eine besondere Weihe gab. Der gastfreundliche Pfarrer hatte sie in der Kirche gesehen und ließ sie gleich darauf zum Mittagessen einladen, und so hatten sie die Freude, den übrigen Tag mit ihm zuzubringen, und innerlich gehoben kehrten sie nach Hause zurück. Die Trauung wurde am 25. März von dem damaligen Diakonus an der Stiftskirche, Dr. Steudel, nachherigem Professor, vollzogen; die Braut erschien im Trauerkleide, und die ganze Hochzeitfeier beschränkte sich auf den engen Kreis der Familie. Mehrere von Schwab's Freunden waren damals mit Freundinnen Sophiens verlobt, mit denen sie die nächsten Tage häufig zu Spaziergängen benutzten. Das eine dieser Paare war Uhland's einzige Schwester und der Theolog Meyer aus

Walsrode im Hannoverischen, der durch diese Verbindung in Würtemberg festgehalten wurde. Gustav wurde jedoch nach wenigen Tagen durch sein Amt wieder nach Stuttgart gerufen, und erst nach drei Wochen holte er seine Frau für immer zu sich heim. Von den ersten Zeiten des Hausstandes lassen wir ihn selbst sprechen; er schreibt seinem Ullmann am 1. Juni 1818: „Liebster Bruder! Nächstens droht mir Sophie mit Prügeln, wenn ich Dir nicht schreibe, und so freut sich der neue Abbé, Dein treuer heißer Freund wie immer, daß der alte mit gekrümmtem Rücken sich seufzend über das Papier beugt, mit fauler Hand widerstrebend anfängt die Feder zu rühren, um die Gedanken matt wiederzugeben, die ihm jener frisch und feurig eingibt. So nimm denn endlich warmen, herzlichen Dank für Deine beiden Liebe und Freundschaft athmenden Briefe, mit denen Du nun schon unsere Ehe erquickt hast. Du lebst in unserm Herzen und Munde, und es fehlt nichts, als daß du bald, recht bald unter uns tretest und auch Dein liebes Antlitz bei uns leuchten lassest. Du findest zwei gerüstete Stüblein, recht eben für Deine Größe geschaffen, und drei Betten, in die Du Dich wechselsweise legen kannst, oder Dir auch eine künftige liebe Genossin und gar schon ein Kind dazu hineinträumen. Du findest an unserm lieben Sophienkind eine rüstige Hausfrau, allezeit etwas Gutes zu kochen und zu brauen fertig, so gut es die Küche eines obscuren Gymnasialprofessors trägt — bis auf einen Punsch aber, bei dem wir recht nach alter Sitte unser Bundeslied können tönen und die altromantische

Zeit leben lassen, bringt diese es immer noch —, Du findest, sage ich, an unserer Sophie, was Du immer prophezeit hast, ein noch offener und freier im besten Sinne des Worts gewordenes köstliches Weib. Ganz vortrefflich paßt Sophie auch in den Cirkel meiner Familie, ihre zuvorkommende Gutmüthigkeit hat sie in so vollkommene Gunst meiner Aeltern gesetzt, daß sie ganz und gar wie eine von Kindesbeinen an auferzogene und geliebte Tochter von ihnen geachtet wird. Auch können wir hier in der nicht kleinen Stadt, nachdem die hundert Ehrenbesuche abgethan und meist auch schon wieder empfangen sind, so ganz uns selber leben, daß ich auch in dieser Hinsicht mit meiner hiesigen Lage vollkommen zufrieden sein kann, und mich und mein Kind das Nichtige des Residenzlebens — was ich oft gefürchtet — nicht berührt, ohne daß wir das Angenehme, welches beständiger Verkehr mit mancherlei Menschen immerhin bietet, darum entbehren müßten. Zwar quält mich mein hypochondrischer Bauch zuweilen, indessen will ich mir diesen Pfahl im Fleisch wohl gefallen lassen, wenn es nur leidlich geht. — Auch mit meinem Amt habe ich volle Ursache zufrieden zu sein, die jungen Herren haben mich nicht ungern, und ich habe sogar die Freude, zu meinem Sophokleischen Collegium, das ich nun schon seit einem Monat in einem eigens dazu mit Subsellien ausgeschlagenen Zimmerchen meines Hauses lese, vierzehn Zuhörer, was für dieses Pensum viel ist, und auch dem Beutel ein Artiges einbringt, bekommen zu haben, vor denen ich nun der Grammatik und der Aesthetik drei mal in der Woche nach Herzenslust Luft mache.

„Doch ich bin aus meinem Thema gefallen, ich wollte Dir aus Leibeskräften Lust zum Kommen machen, mein Collegium aber hat dabei nichts zu thun. Aber im Ernst, im rechten, rechten, ernstlichen Ernst (würde Franz Horn mit horizontalem Hals und Händen sagen), komm Lieber, komm doch ganz gewiß diesen Sommer über die Hitzferien zu uns, und hole uns zu Dir nach Heidelberg ab. Komm auch schon deshalb, weil ich viel vernünftiger mit Dir kosen und sprechen kann, als zu Dir schreiben. Ich möchte mich einmal wieder so aus ganzer Seele über das Höchste und Beste, nach dem ich — leider nicht wie ich möchte unablässig — ringe, gegen Dich, der mich so ganz versteht, wie außer meinem Kinde und außer dem seligen Pauly keiner, auch meiner Herzensfreunde, aussprechen. — Letzthin hat das Regenwetter drei «Christophsromanzen» ausgeheckt."

Die „Christophsromanzen" erweiterten sich bald zu einem das ganze Jugendleben Herzog Christoph's umfassenden Ganzen und waren im Frühjahr 1819 druckfertig. Schwab bot sie Cotta, der ihm schon früher sehr wohlwollend und aufmunternd entgegengekommen war, zum Verlag an, und derselbe nahm sie, wie Schwab an Ullmann schreibt, „unbesehen auf alle seine Bedingungen". Nachdem Ullmann ein Exemplar erhalten hatte, schrieb er: „Ueber Deine «Christophsromanzen» will ich Dir einstweilen nur soviel sagen, daß sie mir größtentheils wahren Genuß gewährt haben. Doch wäre es dem Ganzen wohlthätiger gewesen wenn es in zwei Monaten, statt in zwei Jahren verfaßt worden wäre." Das Lückenhafte und allzu Stoffliche daran fühlte Schwab

auch sehr wohl selbst, und wünschte sich oft, einmal Muße zur Ueberarbeitung zu finden.

An mannichfaltigen geselligen Beziehungen fehlte es dem jungen Paare nicht. Schon der Kreis der nächsten Angehörigen bot viel Angenehmes dar; außer den Aeltern, in deren Hause Schwab wohnte, stand ihm sein älterer, bereits zum Justizrath beförderter Bruder, der schon über zehn Jahre verheirathet war, nahe; auch die ältere verheirathete Schwester lebte mit den Ihrigen in Stutttgart. Beide Familien hatten begabte Kinder, an deren Ausbildung Schwab warmen Antheil nahm. Von Sophiens Seite waren zwei Geschwister in Stuttgart, ihre älteste, an Staatsrath Kielmeyer, den berühmten Naturforscher, verheirathete Schwester, und ihr Bruder, der damalige Procurator, nachherige Staatsrath, Gmelin. Auch die Mutter nahm ihren Wohnsitz im Spätjahre 1818 in Stuttgart. Mit seinen Collegen am Gymnasium, die zum Theil noch seine Lehrer gewesen waren, stand Schwab sehr gut; er wurde auch sogleich in den sogenannten „Professorenkranz“ aufgenommen, an dem übrigens auch mehrere andere angesehene Männer theilnahmen. Von ältern Freunden fand er Uhland, der als Anwalt in Stuttgart lebte, mit dem er nicht nur in poetischer, sondern auch allgemein freundschaftlicher Verbindung stand. Osiander, später auch Schmid, waren als Repetenten anwesend und gehörten zu den Hausfreunden. Ueberhaupt sah Schwab in Stuttgart seine alten Freunde und Studiengenossen von Zeit zu Zeit, was ihm jedesmal die größte Freude machte. Auch in dem benachbarten Eßlingen hatte er an dem Procurator Georgii einen lieben Freund, und es bestand

zwischen beiden Familien ein Verkehr, der in kleinen Ausflügen, Zusammenkünften und Familienfesten manche Erholung und Erheiterung mit sich brachte. Georgii hatte sich mit Keßler, der von Rheims die Champagnerbereitung nach Würtemberg verpflanzte, zu einem gemeinschaftlichen Geschäft verbunden, das bald zu großer Blüte gelangte. Bei einem häuslichen Feste im Jahre 1831, wo der edle Schaum reichlich floß, gab Schwab folgenden Scherz zum besten:

Schwäbisches Räthsel.

Wir haben einen Insurgenten
Im sonst so frommen Schwabenland,
Er tobet gleich den Elementen
Im ersten wilden Schöpfungsstand.

Wißt, seine Zahl ist viele tausend,
Er haust im Rems- und Neckarthal;
Dort ist er still, doch wird er brausend,
Wenn man ihn zwingt mit Kerkerqual.

Versüßen will man ihm die Bande,
Mit Zucker füttert man ihn gut;
Doch eben diese milde Schande
Erhitzet ihm sein Jugendblut.

Er schäumt vor Zorn, er sprudelt Rache,
Sein Riegel wird ihm zum Geschoß,
Aus dem verschließenden Gemache
Bricht er mit einem Schusse los.

Es hat der Freche die Empörung
Dem wilden Frankreich abgelernt
Und macht bei uns dieselbe Störung,
Und niemand ist, der ihn entfernt.

Zwar, hüpft er gleich im welschen Tanze,
Sie sagen ihm zum Schabernack,
Es habe der forcirte Franze
Doch einen deutschen Beigeschmack.

Inzwischen lassen sie ihn toben,
Und schimpft man auch, man steht ihm bei;
In manchen Köpfen gibt er Proben,
Daß er ein Mann vom Berge sei.

Und laßt es nur ins Ohr euch sagen:
Der Hauptmann der Rebellion
(Ihr werdet ihn nicht drob verklagen!)
Ist des Ministers Schwiegersohn! *)

In literarische Verbindung kam Schwab mit Therese Huber, die damals das „Morgenblatt" redigirte, und die mit ihrer Tochter, Frau von Herder, in Stuttgart wohnte. Bei ihr versammelte sich häufig eine ausgewählte Gesellschaft von Freunden der Literatur, und Therese lud Schwab und seine junge Frau aufs freundlichste dazu ein. Dort lernte er auch Jean Paul kennen und brachte einen Abend mit ihm zu. Später entstand eine regelmäßige Zusammenkunft, bei welcher sie miteinander die griechischen Tragiker lasen. Im Jahre 1819 verlegten die Brüder Boisserée ihren Wohnsitz nach Stuttgart, und Schwab erfreute sich öfters ihres Umgangs. Der ältere, Sulpiz Boisserée, heirathete später (1828) Schwab's jüngste Base, Mathilde Rapp. Im Jahre 1824 übersiedelte Therese Huber nach Augsburg; Schwab und seine Frau

*) Keßler war der Schwiegersohn des Staatsministers von Vellnagel.

wurden zur Theilnahme an einem Lesekranz eingeladen, der durch den Abgang Wangenheim's und der Frau Huber einen Theil der Mitglieder verloren hatte; er bestand aus den Familien Hartmann, Reinbeck, Duttenhofer und Matthisson; doch verließ letzterer Stuttgart bald darauf. Diese angenehmen Vereinigungen trugen dazu bei, den Verkehr zwischen den auch sonst befreundeten Familien rege zu erhalten, und dauerten bis zum Jahre 1833 fort.

Die dringenden Einladungen, welche an Ullmann ergangen waren, hatten endlich den gewünschten Erfolg. Er kam im Juli 1818 mit dem berühmten Friedrich Creuzer, den Schwab schon längst hoch verehrte, unerwartet in Stuttgart an. Gustav hatte seiner Sophie und seiner Schwester Lotte schon längst versprochen, sie sobald als möglich nach Heidelberg zu führen, und so wurde nach einigen vergnügt zugebrachten Tagen der Plan ausgeführt und die heidelberger Gäste zurückbegleitet. Diese Reise wurde nach damaliger langsamer Art so unpraktisch als möglich eingerichtet, mit zwei Lohnkutschern wurde zwei mal übernachtet, in Besigheim und Sinsheim; aber der drückenden Hitze ungeachtet war die Reisegesellschaft in heiterster Stimmung, man wechselte häufig die Plätze in beiden Wagen, nahm auch wol andere müde Wanderer darin auf, und kam endlich am dritten Tage glücklich in Heidelberg an. Der Aufenthalt bei den lieben Verwandten und Freunden konnte nicht lange dauern, da Schwab nicht mehr als fünf freie Tage gewinnen konnte, diese wurden aber möglichst ausgebeutet; die Gesellschaft war höchst vergnügt und kehrte

befriedigt von Gegend und Menschen in die Heimat zurück. Schwab besuchte in Heidelberg auch Voß; aber der Streit zwischen diesem und Creuzer war damals so heftig entbrannt, daß Gustav es kaum wagen konnte, Voß unter die Augen zu treten, weil er mit Creuzer gereist war; doch ließ es ihn jener nicht entgelten. Nach der Rückkehr mußte sich Schwab wieder mit Eifer in die Geschäfte werfen, um so mehr, da er als jüngster Professor das Programm auf des Königs Geburtstag zu schreiben hatte. Er wählte dazu eine Abhandlung über die religiöse Weltansicht des Sophokles, eine Arbeit, welche bleibende Geltung in der Sophokleischen Literatur erlangt hat.

Am 3. Dec. 1819 schreibt er an Ullmann: „Zu dem schönen Berufe, den Du, wie ich mir sagen lasse und nie bezweifelt, mit viel Glück und Beifall begonnen, wünsche ich Dir aus vollem Herzen Glück! Es ist etwas Herrliches, so ex officio ins Christenthum hineinleben zu dürfen und sich selbst so alle Tage gelegentlich ein oder zwei Praktika zu lesen! Mir wird bei meinen Alten und bei dem «ewigen Latein», wie es mein Flemming, jedoch nicht spottweise nennt, doch manchmal unheimlich zu Muthe, und durch den beständigen Umgang mit diesen geistvollen Ungläubigen, heidelt es mich (eine Empfindung, die ich zuvor nie gehabt) oft sonderbar und unheimlich mit Zweifeln und mit Kälte gegen das, was mir doch gewiß noch im Innersten als das Heiligste und das Wahrhaftigste lebt, an. Ich glaube, mein lieber Nachbar Osiander merkt das, denn er kommt wie ein wahrer Missionar alle Mittage nach dem Essen

herüber und liest mit uns, wenn die kleine Sophie nicht gar zu laut accompagnirt, ein Kapitel aus dem Neuen Testament, was uns beiden sehr wohl und noth thut; denn da ist allemal der Glaube gleich wieder bei mir da, wenn mich nur ein einziger Spruch einmal wieder recht gepackt hat. — Empfiehl uns alle dem trefflichen Creuzer und sage ihm (aber vergiß es nicht), wie ich ihm für seine «Meletemata» beschämt danke, wie mich die Arbeiten seiner Schüler alle sehr interessiren und neues Bedauern in mir rege gemacht, daß ich nicht, statt vor vier Jahren ein halbes Jahr, im Grunde ohne Zweck, in Norddeutschland herumzufahren, zu seinen Füßen gesessen sei. Da wäre ich kein so unkritischer Zehntelsphilolog."

Zur Erholung machte Schwab am Anfang der Herbstferien eine achttägige Wanderung durch die Alb. Im Gedränge von Amts- und andern Arbeiten verging der Winter. Als im Januar 1819 die allverehrte Königin Katharina starb, wurde er beauftragt, für die im ganzen Lande angeordnete kirchliche Leichenfeier einen Lebensabriß derselben zu verfassen, eine Aufgabe, die er auf würdige Weise löste. Auch sprach er bei der Todesfeier, welche auf dem Museum veranstaltet wurde, vor der Aufführung von Mozart's Requiem ein Gedicht. Eine freudigere Veranlassung zur Theilnahme an vaterländischen Angelegenheiten bot sich dar durch die Feier der Verfassungsgründung im September 1819, wo er im Namen des stuttgarter Gymnasiums ein Gedicht an den König richtete. Am 11. März wurde Schwab eine Tochter geboren, die er nach der Mutter Sophie nannte, von der er später dem Freunde schreibt: „Dein kleines

Pathchen wird gar zu lieb und lebendig, nur leider! soll es mir (und gar nicht, wie ich zuversichtlich gehofft, Sophien) wie ein Ei dem andern gleichen."

Mit der größten Liebe und Pietät hing Schwab an seinem Vater. Er genoß mit einer gewissen Aengstlichkeit das Glück, ihn zu besitzen, obgleich der würdige Mann sich noch im hohen Alter einer guten Gesundheit erfreute. Seit seinem zehnten Jahre hatte Gustav keinen Geburtstag des Vaters vorübergehen lassen, an dem er diesen nicht mit einem lateinischen Gedicht begrüßt hätte; so entfloß auch in reifen Jahren kein Gedicht seiner Feder, das er dem Vater nicht zuerst mittheilte, und auch in amtlichen Geschäften war er sein erster Rathgeber. Es war für das junge Ehepaar jedesmal die größte Freude, wenn sie mit ihm zu Tische sitzen durften, weil seine Gespräche immer voll anregender Belehrung und wahrer Weltweisheit waren. Er nahm sich mit der hingebendsten Liebe aller seiner Enkel an, und die ältern derselben haben ihm die erste Grundlage zu ihrer tüchtigen Ausbildung zu danken. Gustav's Kinder konnten freilich seinen Unterricht nicht mehr genießen, nur das älteste derselben erinnert sich, die erste Belehrung in der Geographie vom Großvater empfangen zu haben. Am 24. Oct. 1819 hatte sich Gustav's Schwester Lotte mit Dr. Georg Jäger, dem Hausarzt der Aeltern, verheirathet, und der Vater erlebte im folgenden Jahre auch von dieser jüngsten Tochter noch einen Enkel.

Nach einem arbeitsvollen Winter machte sich Gustav in den Osterferien 1821 mit mehreren seiner Schüler auf, um eine kleine Erholungsreise an den Donnersberg an-

zutreten. Es that ihm leid, dadurch den Geburtstag seiner Mutter zu versäumen, der gewöhnlich die Familie zu einem Abendessen vereinigte; aber er war zu sehr der Erholung bedürftig, um sich davon abhalten zu lassen. Er verließ beide Aeltern vollkommen wohl und reiste vergnügt mit den Freunden am untern Neckar hin Heidelberg zu, wo Ullmann seiner wartete. Bei jenem Abendessen in Stuttgart war alles heiter, man trank auf das Wohl des Reisenden; den Wein dazu hatte der Greis, seiner Gewohnheit gemäß, noch selbst aus dem Keller geholt. In der Nacht aber weckte er seine Frau und fühlte sich sehr beengt; noch ehe ärztliche Hülfe herbeikam, verschied er. Es wurde nun sogleich ein Eilbote nach Heidelberg geschickt, und als Schwab, der auf Umwegen gereist war und unter anderm in Ilsfeld die Kirche besucht hatte, in der sein Vater getauft worden war, dort anlangte, erhielt er durch Ullmann die traurige Nachricht. Tief bewegt, eilte er so schnell als möglich heimwärts, traf aber erst einige Tage nach der Beerdigung seines Vaters zu Hause ein. Wie lange ihm dieses schmerzliche Ereigniß nachging, erhellt daraus, daß er vor Heidelberg fast eine Scheu bekam, und anderthalb Jahre darauf, als er eine Aufforderung von Ullmann zu einer Haardtreise erhielt, diese darum ablehnte, weil er den Schauer noch nicht zu bewältigen vermöge, der ihn bei dem Gedanken an das ihm sonst so liebe Heidelberg befalle und ihm diesen oder einen ähnlichen Weg für jetzt ganz unmöglich mache. Nachdem er einige Tage mit seiner Mutter verlebt hatte, machte er am Ende der Vacanz noch mit seiner Frau eine Fuß-

reise auf die Alb. Da Aussicht zur Vermehrung der Familie war, so wurde von Schwab eine größere Wohnung in der Nachbarschaft der Mutter gemiethet und im Sommer bezogen. Letztere verkaufte nach einigen Jahren ihr Haus, blieb aber in demselben wohnen bis an ihr Ende. Sie lebte auf diese Weise ganz in der Nähe, in täglichem Verkehr und innigster Theilnahme an den Ihrigen; sie wirkte mit ihrem thätigen Geiste und klaren Verstande berathend und fördernd bei der Erziehung der Enkel mit, und sah noch alle fünf Kinder ihres Gustav. Es folgten nämlich der ältesten Tochter zwei Söhne, Christoph Theodor, geboren am 2. Oct. 1821, Gustav Friedrich, geboren am 23. Nov. 1822, dann wieder eine Tochter, Emilie, geboren am 7. Dec. 1825, und endlich der jüngste Sohn Ludwig, geboren am 20. Juni 1830.

Ein wichtiges Ereigniß war für Schwab die Verlobung und Verheirathung Uhland's im Mai 1820. Seine Frau war schon als Mädchen mit der Familie Schwab verbunden und um Uhland's willen immer ein Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit gewesen, da die Freunde eine Neigung von seiner Seite wohl ahnten. Die Erfüllung von Uhland's Wünschen war für Schwab, dem des Freundes Glück so sehr am Herzen lag, die größte Freude, und es erwuchs ihm daraus für die Zukunft eine Reihe schöner und edler Genüsse. Da anfangs auch Uhland mit seiner jungen Gattin in Stuttgart wohnte, theilten sich die Dichter häufig am Familientisch, unter lebendigem Antheil der Frauen, ihre Poesien mit, und später, als Uhland nach Tübingen versetzt wurde, war

Schwab, den es so oft nach seiner geliebten Musenstadt zog, ein immer gern gesehener Gast in Uhland's Hause. Ein College Schwab's am Gymnasium war sein etwas älterer Jugendfreund Karl Ludwig Roth (seit 1850 Rector dieser Anstalt), der Sohn seines Lehrers. Als dieser im Jahre 1821 als Rector an das Gymnasium zu Nürnberg berufen wurde, verlor Schwab durch seinen Abgang einen lieben Freund, gegen den er gewohnt gewesen, über Amts- und Berufssorgen sein Herz auszuschütten. Er sah ihn jedoch öfters in den Ferien wieder, auch wurde die Verbindung durch Briefwechsel bis an Schwab's Lebensende unterhalten. Am 5. Juli 1822 schreibt Schwab an Roth: „Aus Deinem Briefe, der an die Montagsgesellschaft gerichtet ist, habe ich mit Vergnügen gesehen, daß Du so ziemlich meine Fächer tractirst, und denke nun bei mancher Stelle meines lieben, praktischen, weisen Horaz auf meinem öffentlichen Katheder, und auf meinem häuslichen bei manchen Gewitterworten des Oedipus Rex an Dich und Deinen Umgang mit diesen meinen lieben Amtslebensgenossen. Bei dem Prinzenunterricht, den wir dem ältern Sohne Herzog Paul's zu ertheilen haben, fehlst Du gar sehr. Es ist eine ernste Arbeit, die der Himmel segnen möge. Fragst Du mich auch noch, wie ich lebe, so muß ich antworten: diesen Sommer ein bischen wie ein Lastthier, besonders durch das vielerlei, das mir aufgeladen ist. Neben meinen Realschulstunden und denen bei Klasse 7b, konnte ich dem Verlangen der Reifern nach einer Sophoklesstunde nicht widerstehen, und lese drei mal über ihn morgens um sechs, die angenehmste aller meiner Stunden.

Dazu kam aber nun noch der Prinz mit Sallust, Cicero, Horaz mit Auswahl und Compositionen; für Reinbeck, der auf neun Wochen nach Berlin gezogen ist, eine Stunde, und für den kranken Kanzler gar eine französische (doch wählte ich mir zu meiner Lust ein Racine'sches Stück); zu alledem kommen noch meine sechzig bis siebzig Argumente wöchentlich. — Und doch finde ich, daß, je mehr man sich zwangsmäßig zu arbeiten auflegt, je mehr arbeitet man noch nebenbei freiwillig. Meine Poesie hängt freilich für diesen Sommer am Nagel, nur die lateinische Muse hat sich bei mir auf eine sonderbare Weise geregt, und ich hoffe Dir etwa im Spätjahre eine Probe davon zu Füßen legen zu können. Schon während einer Krankheit im December 1821 nämlich, wo ich ungebührlich lange als halbgenesen, glücklicherweise während der Christfeiertage, das Zimmer hüten mußte, wandelte mich das Gelüst an, ein oder das andere patriotische Lied des Mannes, der gegenwärtig leider «keine Verse macht», Uhlandi nostri, latinitate et metris horatianis zu donare. Die Sache machte mir Freude, und so sind allmählich alle vierzehn oder funfzehn Lieder, vor wenigen Tagen das letzte, fertig geworden. Selbst durch den Schwindelhaber habe ich mich durchgearbeitet, und alles, nicht nur wie der gute Professor Fischer, der jede Tabackspfeife und jeden Schlafrock Voßens und Goethe's wörtlich wiedergibt, zu vertiren, sondern auch ins Antike zu verwandeln gesucht. Ich möchte gern damit denen, die mich immer als deutschen Poeten und Legendenmacher necken, zeigen, daß ich doch auch nothdürftig Lateinisch verstehe und schreiben kann." — —

Um diese Zeit gewann Schwab an einem neuen Collegen, Professor Hochstetter, der als Lehrer der Mathematik und Physik nach Stuttgart befördert wurde, einen Freund, der, philosophisch und ästhetisch gebildet, manche geistige Interessen mit ihm theilte.

Mit den ältern und ausgezeichnetern seiner Schüler stand Schwab in einem weit nähern Verhältniß als es gewöhnlich zwischen Lehrer und Schüler in Gymnasien stattzufinden pflegt. Schon die mehrjährigen freiwilligen Vorlesungen über Sophokles bewirkten eine größere Annäherung. Schwab ergänzte damit seine Lehrthätigkeit am Gymnasium, wo nicht nur ihm kein griechischer Dichter übertragen, sondern überhaupt die griechischen Tragiker nicht vertreten waren. Es war natürlich, daß die Fähigern und Strebsamern diese Gelegenheit begierig ergriffen, und das Entgegenkommen der empfänglichen Jünglinge steigerte noch mehr die Lust und Liebe, mit der Schwab diese Vorträge hielt. Er behandelte die Sache nicht sowol mit der Umständlichkeit des philologischen Apparats als mit feinem Eingehen in das ästhetische Verständniß, wodurch den Zuhörern wahrer Genuß bereitet wurde. Mit einigen derselben entwickelte sich eine dauernde Freundschaft; darunter waren besonders Julius Mohl (der Orientalist), Paul Pfizer, Friedrich Notter, Degen, Wurm (in Hamburg), Adolf Schöll. Häufig waren sie seine Begleiter auf Spaziergängen und kleinen Reisen. Es war eine eigenthümliche Tugend Schwab's, daß er seine Schüler nicht blos vom Standpunkt der Schule und nach den Erfolgen in bestimmten Fächern beurtheilte, sondern daß er den ganzen Men=

schen nach seiner Richtung und seinem Streben liebevoll auffaßte. Dies gewann ihm auch die Herzen vieler und dehnte seine Wirksamkeit weit über seine officielle Lehrthätigkeit aus.

V.

Literarische Thätigkeit. Kleine Reisen. Verkehr mit Freunden.

1821—27.

Die erste größere Dichtung Schwab's waren die schon erwähnten „Christophsromanzen". Ihnen folgten verschiedene kleinere Gedichte und bald darauf eine seiner frischesten Schöpfungen, die Bearbeitung der Legende von den Heiligen drei Königen. Die Veranlassung dazu hatte Goethe in einem Briefe an Boisserée gegeben, sowie er auch in seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum" zur Herausgabe und Uebersetzung der eben damals aufgefundenen lateinischen Handschrift der Legende aufforderte. Schwab übersetzte sie nun mit Beiziehung einer niederdeutschen Handschrift aus der heidelberger Bibliothek, und diese Arbeit führte ihn dann zur selbständigen poetischen Gestaltung in Romanzen. Das Ganze wurde mit einer Abhandlung Boisserée's über die Entstehung der Legende bei Cotta gedruckt (1822). Schwab schickte

das Buch an Goethe, der sich sehr erfreut darüber äußerte und die Zusendung mit folgendem Verse erwiderte:

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen,
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen;
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele,
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd, Könige, zum Ziele.

Den Eindruck, den das Gedicht auf die Freunde machte, schildert folgender Brief Ullmann's vom 3. März 1822; „Mein Schwab, ich muß Dir sogleich schreiben, weil mich mein Herz dazu drängt. Diesen Nachmittag, an dem herrlichen Frühlingssonntage, habe ich Deine «Drei-Königs-Romanzen» meiner Hulda *) vorgelesen, und, ich kann es Dir redlich sagen, mit wahrem Entzücken vorgelesen, und Hulda hat sie mit der innigsten Seelenfreude gehört. Wir machten darauf einen Spaziergang im lieblichsten Sonnenschein, von lauter Engeln der Freundschaft, der Erinnerung und Hoffnung umgaukelt. Alle Geister unsers alten schönen Lebens wachten in mir auf, und meine Seele wurde so ungeduldig, Dich zu umarmen, daß sie fast ihre Körperhülle verlassen hätte und zu Dir, zu euch hingeflogen wäre, ihr Lieben! Nun, in wenig Wochen sehe ich euch, wenn Gott will, auch ganz gewiß. — Ja, mein bester Freund, Deine Lieder sind mir ganz aus der Seele geschrieben,

---

*) Seiner Braut.

Dein Herz ist darin, und so mußten sie auch in dem meinigen wiederklingen. Ich halte diese Romanzen für das Beste, was Du geschrieben hast; sie sind durchgängig vortrefflich, ja großentheils meisterhaft. An einigen Stellen finde ich sie unübertrefflich schön, z. B. die Strophe S. 32: «Und welch ein Aug' — ein Aug' ist sein, geformt aus Gottes Feuerflammen» rc. Treffender habe ich den weltbeherrschenden Geist, der aus den Augen des Christkindes (z. B. auf dem Christoph und auf der Sixtinischen Madonna von Raphael) blickt, nirgends geschildert gefunden. Man kann es nicht besser in Worten wiedergeben. Die beiden letzten Romanzen sind erhaben und stellen die größten und edelsten Bilder vor die Seele. Alle zusammen bilden ein vortreffliches Ganze, nicht zu viel und nicht zu wenig; es ist ein vollendetes Kunstwerk. An einigen Orten hast Du viel malerischen Sinn gezeigt, ja (redlich zu sagen!) weit mehr als ich Dir zugetraut. Die Beschauung der Boisserée'schen Bilder ist Dir sehr zugute gekommen, sie sind bei Dir in Fleisch und Blut übergegangen. Ich könnte Dir noch tausend gute Dinge sagen, aber ich will nicht mit Feder und Tinte, sondern mündlich. Glaube nur, daß mein Herz von diesen Gedichten, besonders auch von dem religiösen Geiste, der so lebendig darin weht, ganz erfüllt ist. — Creuzer hat sie auch mit dem vollkommensten Beifall gelesen. Er wußte, daß sie Goethe sehr wohlgefallen, und sagte: «Das danke der Teufel dem Goethe! Er hätte manche selbst nicht besser machen können.» Gewiß. Und das Christliche darin hätte er gar nicht so aussprechen können. Nun genug."

Später, am 20. Febr. 1828, schreibt A. L. Follen an Schwab: „Haben Sie keine so treffliche Arbeit mehr unter der Feder wie die so glücklich geborenen «Heiligen drei Könige»? Die treffliche Dichtung hat mich wahrhaft poetisch erbaut, und ich kenne keine Behandlung ähnlichen Stoffs, die demselben so zureichend genügte als die Ihrige."

Schon vor den „Drei-Königs-Romanzen" entstanden die Romanzen von „Robert dem Teufel", die mit einer Widmung an Uhland eingeleitet sind, welcher Schwab auf den Stoff aufmerksam gemacht hatte; bald darauf „Die Kammerboten in Schwaben"; im folgenden Jahre die Uebersetzung des lateinischen Gedichts von Ekkehard „Walther und Hiltgund". Seine Vorliebe für ältere deutsche Dichter führte ihn auf den Gedanken, von einigen derselben, die ihm der Erneuerung besonders werth schienen, das Beste mit Einleitungen versehen herauszugeben. Cotta ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, und Schwab machte den Anfang mit Paul Flemming, der im Jahre 1820 in einer glücklichen Auswahl mit biographischen Nachrichten erschien. Dieser „Flemming" wurde günstig aufgenommen. Ullmann schreibt: „Das Büchlein hat mir schon manche schöne Stunde gemacht, Flemming muß ein lieber, trefflicher Mensch gewesen sein; man befreundet sich so leicht und gern mit ihm. Lebte er, so würde mir an einer Verbindung mit ihm sehr viel gelegen sein, er wäre zu gut, um sie zu verschmähen. Aber er lebt ja! Hier wird sein Lied noch nicht so bald verklingen, und dort werden wir mit ihm wandeln und ihn schöner singen hören!"

Auch Günther wurde in ähnlicher Weise bearbeitet, aber da die von Wilhelm Müller begonnene „Bibliothek deutscher Dichter“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) dazwischen kam, so unterblieb die Ausführung des Unternehmens.

Alle Erholungszeit des Sommers 1822 verwendete Schwab zu seinen Studien für ein Buch, das im folgenden Frühjahre unter dem Titel „Die Neckarseite der schwäbischen Alb“ (Stuttgart, Metzler) erschien. Diese Arbeit war die Frucht einer von Schwab lange gehegten Liebe zu den Bergen seiner Heimat. Schon im Jahre 1813 schreibt er einmal seiner Schwester nach der Rückkehr von einem Besuch in Urach: „Ich kann Dir nicht sagen, wie viel Lebensmuth ich auf dieser kleinen Reise gewonnen, wie herrlich mir unser Vaterland erschienen und in welche religiöse Stimmung mich dieser Anblick versetzt hat.“ Ueberhaupt waren Gebirge, wie er später an Ullmann schreibt, die Heimat seiner Phantasie. Man fühlt es jenem Werke recht deutlich an, daß es nicht ein durch äußern Anstoß veranlaßtes Reisehandbuch ist, sondern daß es ganz aus dem eigenen Bedürfniß des Wanderers hervorgegangen, der mit Lust und Liebe die Gegend durchschweift und dem sich die Bilder der Vergangenheit als weiterer Schmuck poetisch aufdrängen. Er wollte den Genuß, den er selbst erlebt hatte, auch andern verschaffen und erleichtern, versäumte daher auch nicht, praktische Rathschläge über die beste Einrichtung der Wanderungen beizufügen. Naturschönheiten, die selbst von nahen Anwohnern ungekannt geblieben waren, wurden von ihm oft aufgedeckt und bekannter gemacht,

und er fand häufig Veranlassung, örtliche Sagen zu Gedichten zu gestalten. In einem schönen Theile des Gebirgs kam ihm auch die Unterstützung eines Freundes zu statten. Dillenius lebte seit 1817 als Pfarrer am Fuße des Rosensteins bei Gmünd. Oefters von Schwab heimgesucht, machte er mit ihm größere Wanderungen durch die Gegend, sammelte Notizen für ihn und war ihm auf alle Weise zu seinem Werke behülflich. Ein solches Wiedersehen war für Schwab immer die größte Wonne und erneuerte ihm die schönen Zeiten der romantischen Genossenschaft; er begrüßte Frau und Kinder des Freundes auch in spätern Zeiten noch als „Brudersfrau" und „Bruderskinder" mit dem traulichen Du, und beide freuten sich gegenseitig um so mehr ihres häuslichen Glücks, als sie die Zeiten der Ungewißheit und des Leids treulich miteinander getheilt hatten.

Als der griechische Befreiungskrieg die Theilnahme des gebildeten Europa in Anspruch nahm, erfaßte auch Schwab mit der ihm eigenen Lebendigkeit diese Angelegenheit. Er war Mitglied des zur Unterstützung der Griechen und Ausrüstung von Philhellenen thätigen Comité, und kam dadurch in mannichfache Beziehungen mit Einheimischen und Fremden. Auch trug diese Anregung Früchte für seine Poesie. Er schreibt am 1. Sept. 1822 an Ullmann: „Einen kleinen Dialog über Chios, den ich undramatischer Mensch mit Furcht und Zittern, dem Drange des Herzens nachgebend, geschrieben, der aber meines Uhland unerwarteten Beifall erhalten, findest Du im «Morgenblatt» (Mitte August). Vor ein paar Tagen hatte ich den Genuß, mit dem alten Bonstetten

der in seinem achtundsiebzigsten Jahre wie ein Funfziger ist, einen schönen Abend bei Matthisson zuzubringen, überhaupt ist Stuttgart, den literarischen Umgang betreffend, kein unangenehmer Ort; doch sehnt sich mein Herz und Geist nach einer abgeschiedenern, ländlichern Stätte; es wird einem so schwer, sich hier zu sammeln, und die mannichfaltigen, einander durchkreuzenden Geschäfte gestatten meinem ohnehin leicht zerstreubaren Geiste keine ruhige Bildung und machen mir selbst mein Christenthum, das ich bei aller erbsündlichen Trägheit doch mit rechter Herzenssehnsucht zur Consistenz bringen möchte, oft recht sauer. Doch wäre es ungerecht, wenn ich im Schoße meiner Familie, bei einer Menge Guter wohlgelitten, über meine äußere Lage klagen wollte. Findet sich doch meine liebe Sophie, der Stuttgart noch viel mehr zuwider sein dürfte, auch in unsern äußern Verhältnissen ganz leidlich zufrieden hier, und unsere süßen Kinder könnten nicht holder erblühen, zumal der Christoph, der mit seinen Gmelin'schen Mondscheinaugen und gedrängter Postur ein ganz tüchtiger Kerl wird. — Es ist doch was Gutes ums Schreiben; die Eisrinde, welche die morgende Landexamenschinderei, die mir bevorsteht, um mein Herz gebacken, ist zersprungen und es ist mir zu Muthe geworden, als ob wir einen Spaziergang über den Werth gemacht hätten oder durchs lennninger Thal gewandert wären." — —

Die Geschäfte häuften sich für Schwab auf eine drückende Weise. Er hatte die Redaction des „Kunstblatt" für Schorn übernommen, in der Meinung, daß dessen Abwesenheit nur einige Monate dauern würde;

aber es wurden Jahre daraus. Sophie schreibt an Ullmann am 2. März 1823: „Unser einziges Hauskreuz sind in diesem Jahre die gar zu vielen Geschäfte, die Gustav übernommen hat, da wäre ihm eine recht gründliche Erholung recht wohl zu gönnen, und doch ist es zum eigentlichen Herumreisen noch keine Jahreszeit. Ich zähle Wochen und Monate bis Schorn wieder aus Italien zurückkommt, um Gustav von der Redaction des «Kunstblatt» befreit zu sehen, denn diese Geschäfte sind für seine Stimmung die nachtheiligsten, weil sie so verschiedenartig sind."

Und Gustav schreibt: „Ich fühle wohl, wie sehr ich bei meiner Saumseligkeit Deiner Nachsicht bedarf; Du mußt aber die dreißig (sage dreißig) wöchentlichen Stunden, die höchst mühselige Redaction des «Kunstblatt», die Durchsicht und Correctur meines Albwegweisers, und die wenige übrige Zeit, die ich denn doch, freilich zerrissen genug, der dichtenden Muse widme — in die andere Wagschale legen, um mein Schweigen nicht als Faulheit oder Vernachlässigung auszulegen. Ich habe mich wirklich für dieses Jahr zu sehr überhäuft und bin von dem verschiedenartigen Zeug etwas deprimirt."

Das „Kunstblatt" machte ihm viel Arbeit und wenig Freude; er hatte Mühe, gute Beiträge zu erhalten, und als ihm Ullmann einen solchen geschickt hatte, schreibt er am 4. Juli 1823: „Möchtest Du Zeit, Lust, Liebe und Stoff zu mehreren solcher Mittheilungen finden. Das, sub rosa, sehr dürre «Kunstblatt» bedürfte solcher Anfeuchtungen, denn, wenn nicht Schorn einmal etwas

schickt, oder Hagen, Büsching, Rumohr, Docen, die Hellwig und Sulpiz Boisserée eine schmale Spende aus ihrem Reichthum geben, so reducirt sich alles andere auf leeres Stroh."

Durch poetische Beiträge, die Schwab in die «Urania» gab, kam er mit Friedrich Arnold Brockhaus in Verbindung, der ihn auch zu Artikeln für das „Conversations-Lexikon" und das „Conversationsblatt" (später „Blätter für literarische Unterhaltung") veranlaßte. Eine der ersten Kritiken, die er dahin lieferte, war über Uhland's „Walther von der Vogelweide". Aus seiner Feder sind auch die Artikel über Dannecker, Boisserée, Cotta, Pfister und andere im „Conversations-Lexikon".

Von den Erholungen, welche das angestrengte Arbeiten unterbrachen, reden die Briefe. Schwab schreibt am 24. Sept. 1828: „Obgleich ich, liebster Ullmann, nur aus apokryphischen Quellen von Deiner Besoldungszulage und den ersehnten Folgen, welche sie haben wird, weiß, so unterlasse ich es doch nicht, Dir, was ich schon unserm verehrten Creuzer vor etlichen Tagen geschrieben habe, auch unmittelbar zu sagen, mit welcher Freude Sophie und ich diese beiden Nachrichten aufgenommen haben. Wir haben sogleich gelübdeweise beschlossen, nächste Ostern Haushaltung und Kinder Gott und guten Leuten zu empfehlen und zu euch Lieben nach Heidelberg zu wallfahrten; ein ernstlicher Entschluß, und der nicht bloßes Project bleiben soll. — In meinem letzten, noch unbeantworteten Briefchen habe ich Dir von meiner Schwarzwaldreise gesprochen und Dich damals zur Theilnahme aufgefordert; jetzt hast Du freilich die Reise in

ein anderes gelobtes Land zu machen, und während ich anfangs des nächsten Monats die finstere Steige zur Hölle hinabwandle, steigst Du an einer Himmelsleiter ins Paradies der Liebe hinauf. Ich selbst habe unterdessen eine erlauchte Gesellschaft zu dieser Reise erhalten; die Söhne unsers Prinzen Paul von Würtemberg, deren älterm ich Unterricht im Tacitus und Horaz ertheile, und die mit ihrem Gouverneur auch eine Fußreise machen wollen, haben gleichfalls den Schwarzwald gewählt, und wir sollen nun zusammenreisen. Die Tour geht über Donaueschingen, St.-Blasien, durchs Wiesenthal nach Badenweiler, auf den Feldberg, nach Freiburg u. s. w. Wenn Du noch ein bischen Zeit hast, auch an mich zu denken, so begleite mich vom 29. Sept. an im Geiste durch euer herrliches Land. Ich denke, ich mache mich auch noch hinter den ganzen Schwarzwald, wie hinter die Alb. Mein Buch über die letztere wirst Du bei Creuzer gesehen oder gar von ihm erhalten haben; denn Metzler hat ihm durch mich ein Exemplar für einen Recensenten geschickt, und ich habe schüchtern auf Dich gedeutet, nicht sowol weil ich es von einer mir, als von einer unsern schönen Bergen befreundeten Feder, die zugleich auf die eingestreute Poesie Rücksicht zu nehmen fähig wäre, angezeigt wünschte."

„Stuttgart, 3. Oct. 1823.

„Theurer Bruder! Dein lieber Brief sollte mich in Tübingen überraschen, wohin ich auf der Rückreise aus euerm herrlichen Schwarzwald und Breisgau zu gehen gedachte, und wohin ihn die liebe Sophie mir geschickt hat. Nun reiste ich aber, weil mich ein paar Briefe verfehlten,

in Angst gesetzt, unmittelbar hierher, traf alles wohlbehalten an und ließ mir von Sophie den freudigen Inhalt Deines lieben Briefes erzählen. — — Ich werde in Tübingen, wo meine Freunde mich längst erwarten, am 26. Oct. auf den Oesterberg wandeln, wo ich im März 1820 das erste Geständniß Deiner Liebe hörte, und dort in meinen Erinnerungen Deine Zukunft spiegeln. O, lieber Ullmann, wie lebhaft habe ich es nur auf dieser kurzen Reise, entfernt von meiner geliebten Sophie, in heißem Sehnen empfunden, was ein durch Liebe bereitetes Lebensglück heißt, durch freie Neigung und Wahl! Das wird euch zu Theil werden, diese ewige Poesie in der Philistersprosa des Mannesalters. Doch es ist mir unmöglich, heute mit Prosa an Dich zu schließen, und ich setze mich, obgleich müde von meiner Fußreise, dennoch als poetischer Vorreiter auf mein Musenroß, und singe, wenn auch schlecht, doch innig wohlgemeint, meinen Glückwunsch in einem Sonett euch zu:

Auf jenen grünen Berg im trauten Thal,
Auf dem wir oft zusammen uns erbauten,
Auf Straßen und auf Berge niederschauten,
Beglänzt für mich von der Erinn'rung Strahl:

Auf jenen grünen Berg im trauten Thal,
Wo sich das erste Wörtlein ließ verlauten
Von heimlich nur ersehnter Huld der Trauten,
Die jetzt ins Haus führt deines Herzens Wahl:

Dorthin laß mich an jenem Tag mich stellen,
Laß mir der eignen Liebe ganze Flut
Aus Stadt und Hain und Strom entgegenschwellen;

Dann werd' ich mit euch fühlen, danken, beten,
Dann wird in holder jungfräulicher Glut
Der Braut enthülltes Antlitz vor mich treten.

„Deine Liebe, mein Bruder, wird herausahnen, was das flüchtig hingeworfene Sonett vielleicht nicht klar genug ausgesprochen hat. Und nun will ich nicht weiter sprechen; am wenigsten vermag ich, was mein Herz religiös bewegt, aufs Papier zu schütten. Gott segne euch mit dem innern und äußern Glück, das seine Gnade uns zwei hat empfinden lassen!" — —

Zu Ostern 1824 wurde die versprochene Reise zu Ullmann ausgeführt, Schwab und Sophie sahen die junge Frau, die ihnen bisher nur durch Ullmann's Beschreibungen bekannt war, und schlossen sich ihr innig an. Sie war eine Tochter von Sophie Mereau, früh älternlos, und wurde von Karoline Rudolphi und deren Nachfolgerin an dem Erziehungsinstitut an Kindesstatt angenommen und mit mütterlicher Liebe erzogen, die sie auch in fast schwärmerischer Weise erwiderte. Bei dem glücklichen Paare fühlte sich Schwab mit seiner Frau sehr wohl und sie verlebten schöne Tage bei Verwandten und Freunden. Frau Dupré hatte sich seit kurzem wieder verheirathet mit dem allgemein verehrten Prediger und Kirchenrath Abegg, der mit seiner lautern Frömmigkeit, seinem milden Gemüth und feinen Geist ein weiterer Gewinn dieses Kreises war. Während der Osterfeiertage machten Ullmann's und Schwab's eine dreitägige Reise zusammen nach Worms, Dürkheim, Neustadt an der Haardt und Speier, die ihnen viel Natur- und Kunstgenuß verschaffte. Als es Zeit zur Heimreise

war, begleiteten die Freunde unsern Schwab noch bis auf den Hornberg, wo sie sich dann trennten. Schwab schreibt am 28. April: „Nach dem Abschied von euch fuhren wir ganz traurig durch den schönen Abend hin; ich kann Dir nicht sagen, von welch wehmüthiger Sehnsucht wir ergriffen waren! Gewiß, wir dürfen es nie mehr zu lange anstehen lassen, je und je wieder zusammenzukommen, so allein läßt sich das alternde, freundschaftsarme Philisterleben wieder zur Jugend zurückdrängen!" Auf dem Rückweg sprachen sie noch in drei Pfarrhäusern bei lieben Freunden ein, bei Schott, Drück und Steudel, und kehrten gestärkt wieder zu den gewohnten Geschäften zurück.

Die Herbstferien wurden von Schwab ebenfalls zu einer größern Reise verwendet. Er hatte die Absicht, die Schweiz, von der er noch wenig gesehen hatte, gründlicher kennen zu lernen, und entschloß sich auf die Aufforderung seines frühern Schülers, des Prinzen Friedrich, der jetzt als Student in Tübingen lebte, und die angelegentliche Bitte von dessen Erzieher, Oberstlieutenant von Baer, die Reise abermals in ihrer Gesellschaft zu machen. Sie wurde nach Schwab's Reiseplan, der sich hauptsächlich das Berner Oberland zum Ziel setzte, glücklich ausgeführt, und gewährte der ganzen Gesellschaft vielen Genuß. Das Wetter war eben noch günstig dazu gewesen, aber nach der Rückkehr stellten sich unaufhörliche Regengüsse ein und in ganz Deutschland, besonders aber in Holland, wurde viel Noth durch Ueberschwemmungen angerichtet. Schwab's Theilnahme an diesen Gefahren bezeugt, außer einer sehr ergiebigen

Geldsammlung, die er mit einigen Freunden für die durch Wassersnoth beschädigten Würtemberger veranstaltete, auch das schöne Neujahrsgedicht „An das Wasser". Dieses Gedicht ist besonders auch darum bemerkenswerth, weil es Schwab's eigenthümliche Art Zeitverhältnisse und andere äußere Anläße poetisch aufzufassen und das Gelegenheitsgedicht künstlerisch zu verklären, in ausgezeichneter Weise vergegenwärtigt.

Eine neue freundschaftliche Verbindung, die für das Schwab'sche Haus sehr wichtige Folgen hatte, knüpfte sich, als im Winter 1824—25 die Witwe eines bremer Kaufmanns, Lucie Meier, ihren Wohnsitz auf einige Zeit in Stuttgart nahm. Sie hatte sich, da sie in einer süddeutschen Stadt einige Jahre zuzubringen wünschte, schon von Bremen aus durch einen Universitätsfreund Schwab's nach den Verhältnissen in Stuttgart erkundigt, und hatte auf seine genaue Auskunft hin diesen Ort gewählt. Sie hatte einen Sohn und eine Tochter bei sich, welche die dortigen Lehranstalten besuchten. Im Schwab'schen Hause aufs beste aufgenommen, schloß sich die liebenswürdige Frau bald näher an, und es entstand zwischen den beiden Frauen ein inniges Freundschaftsverhältniß, das sich auf Sophiens Schwester, Staatsräthin Kielmeyer, ausdehnte. Die Tochter der letztern stand in Einem Alter mit derjenigen der Frau Meier, und die Freundschaft der Mütter pflanzte sich in der Folge auf Kinder und Enkel fort. Auch Schwab nahm lebendigen Antheil an dem Verkehr mit der Freundin und schätzte ihr feines weibliches Gemüth, ihren edeln Charakter sowie ihren gebildeten Geist und regen Sinn für alles Schöne und

Gute sehr hoch. Bei einem spätern Besuch, mit dem Frau Meier im Jahre 1829 die Freunde in Stuttgart erfreute, machte sie ihnen den Vorschlag, einen ihrer Söhne zum Kaufmann zu bestimmen, und versprach dafür zu sorgen, daß er seinerzeit auf dem Comptoir ihrer Söhne aufgenommen werde. Der sechsjährige Gustav zeigte hierzu große Lust und bereitete sich von da an auf diese Laufbahn vor.

In den Jahren 1824—27 lebte auch Gries, der berühmte Uebersetzer des Ariost und Tasso, in Stuttgart und stand mit Schwab in freundlichem Verkehr, wie auch die vor einigen Jahren erschienene — als Handschrift gedruckte — Biographie „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries“ uns berichtet.

Im Herbste 1825 kam Ullmann mit Frau und Kind zu Schwab. Beide Männer machten in Begleitung des Malers Steinkopf eine Reise an den Bodensee und das Rheinthal hinauf bis zum Splügen. In Chur wurde ihnen die Bekanntschaft des Dichters Salis und seiner Familie zu Theil. Im Rückweg trennte sich Schwab von den Freunden, um eine ihm noch unbekannte Gegend am Bodensee kennen zu lernen, denn bereits hatte er an der Stelle des Plans, den Schwarzwald zu beschreiben, den Bodensee ins Auge gefaßt. Sein gewöhnliches Reiseglück führte ihm unterwegs ganz unerwartet den kundigsten Führer entgegen in dem von seinem Kutscher erkannten Freiherrn von Laßberg, an den er ein Empfehlungsschreiben von Uhland in der Tasche trug. Laßberg begrüßte ihn aufs freundlichste, nahm ihn in seinen Wagen auf, und sie setzten

zusammen die Reise nach St.-Gallen fort. Hier führte ihn Laßberg auf die Bibliothek und verschaffte ihm die Bekanntschaft des gelehrten Ildefons von Arx; dann brachte Schwab noch einige Tage bei Herrn von Laßberg auf seinem Schloß Eppishausen zu, und sein literarisches Vorhaben wurde durch dessen Rath und Aufmunterung ungemein gefördert. Diese Verbindung blieb auch sein ganzes Leben hindurch eine für Schwab sehr erfreuliche, und wurde sowol durch Briefe als spätere Besuche unterhalten.

Der Winter 1825—26 verging unter angestrengtem Arbeiten an der Beschreibung des Bodensees, die im Herbste 1826 unter dem Titel „Der Bodensee und das Rheinthal bis Luciensteig“ bei Cotta erschien. Schwab war zu diesem Werke durch Herrn von Cotta veranlaßt worden, da eben zu jener Zeit die Bodenseedampfschiffahrt ihren Anfang genommen und die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diesen an Schönheiten so reichen See gelenkt hatte. Die Behandlung sollte in derselben Weise ausgeführt werden wie bei der Schwäbischen Alb; aber im Verlauf der Arbeit wuchs für Schwab der geschichtliche Stoff, den er selbständig aus den Quellen herausarbeitete, so sehr an, daß er sich nicht wohl durch gelegentliche Einflechtung in die Ortsbeschreibung bewältigen ließ. Schwab zog es daher vor, eine besondere literarische Abtheilung zu machen, worin er die Geschichte der Bodenseegegend als ein Ganzes behandelte und sie von den Römerzeiten bis an das 18. Jahrhundert hin im Zusammenhange erzählte. Am 6. Mai 1826 schreibt er an Ullmann: „Ich

habe mich diesen Winter an meinem «Bodensee» krank und hypochondrisch geschafft; jetzt ist aber das Schwerste vorbei und der historische Aufsatz liegt bei Laßberg; er nimmt zwei Drittel des ganzen, etwa dreißig Bogen starken Werks ein. Am ersten Theil, dem landschaftlichen, wird schon gedruckt, am zweiten, topographischen, noch geschrieben. Im August, hoffe ich, soll das Opus fix und fertig Dir zu Füßen liegen." Ganz so schnell ging es jedoch damit nicht, denn erst am 13. Juli 1827 schreibt er wieder: „Ich begleite also nun meinen dickleibigen «Bodensee», der Dir nicht soviel Kurzweil machen wird als unsere liebliche Reise, mit einem um Nachsicht bittenden Fürwort. Ich bin, die Poesie ausgenommen, die ich in einer immer seltener werdenden glücklichen Stimmung gemacht, — gar nicht mit dem Opus zufrieden; es ist nicht halb und nicht gar, hat mich unsägliche Mühe, sogar ein Stück Gesundheit gekostet, und ist doch nichts Rechtes für den Gelehrten, und für den Laien zu breit."

Obgleich Schwab, wie man aus dieser Aeußerung sieht, nicht ganz befriedigt von seinem Buche war, so war doch die große Mühe keineswegs verloren, es fand viele Freunde; in dem landschaftlichen Theil bewährte sich seine Gabe der Naturschilderung auf glänzende Weise; die beigegebenen Gedichte gehören großentheils zu seinen besten, und der geschichtliche Abschnitt wurde auch von den Gelehrten als eine Leistung von bleibendem Werth anerkannt. Nach Ueberschickung des Buches an Se. Majestät den König wurde Schwab durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Das Werk erlebte

im Jahre 1840 eine zweite vermehrte Auflage und bleibt auch jetzt noch neben der Menge neuerer Reisehandbücher, denen es als Quelle gedient hat, das Hauptwerk über den Bodensee, das nur in Beziehung auf Eisenbahnen und deren Folgen, auf erweiterte Dampfschiffahrt u. dgl. einer Erneuerung bedürfte, um den Bedürfnissen der heutigen Reisenden zu genügen. Denen, die mit der Gegend vertraut sind, wird es immer ein Lieblingsbuch bleiben. Aus Veranlassung der zweiten Auflage wurde dem Verfasser von Ihrer Majestät der Königin ein schöner Brillantring übersandt.

Noch ehe der „Bodensee" unter die Presse kam, erschien bei Cotta ein anderes Erzeugniß von Schwab's schriftstellerischen Thätigkeit „Auserlesene Gedichte" von Lamartine, metrisch übersetzt, denen der französische Text beigedruckt war. Die „Méditations poétiques" hatten auf Schwab einen solchen Eindruck gemacht, daß es ihn trieb, eine Auswahl davon zu übersetzen und die Schönheiten der französischen Gedichte im Deutschen wiederzugeben, ohne Geist und Form des Originals zu verletzen. Daß ihm dies gelungen ist, zeigte der Beifall von Freunden und Kritikern, und bei ihm selbst wirkte das Nachbilden fremder Dichtung anregend auf die eigene Production. Die Uebersetzung verschaffte ihm auch die persönliche Bekanntschaft des Dichters, der ihn mehrere Jahre später auf seiner Rückreise aus dem Orient besuchte und ihm in sein Album folgende Zeilen schrieb, die sich auf den eben erlittenen Verlust von Lamartine's einziger Tochter beziehen:

Je cherche en vain pour toi quelques sons sur ma lyre,
Cet écho de mon âme à jamais endormi:
La douleur est muette et je ne puis écrire
Qu'une date, un souhait, et le nom d'un ami.
Stuttgart, 10 Oct. 1833.

Lamartine.

Eine von Schwab herrührende Uebersetzung der in Lamartine's „Voyage en Orient" eingestreuten Gedichte findet sich in der 1836 erschienenen deutscher Uebertragung dieses Werkes.

Eine kritische Arbeit, die er mit besonderer Liebe ausführte, war die in dem von Menzel herausgegebenen Taschenbuch „Moosrosen" 1826 gedruckte Charakteristik Ludwig Uhland's als Dichter. Sie ist nächst der etwa zehn Jahre später geschriebenen und in den „Blättern für literarische Unterhaltung" gedruckten Würdigung Rückert's wol die beste ästhetisch-kritische Leistung Schwab's, und andererseits auch das Gründlichste und Eingehendste, was über Uhland geschrieben worden ist.

Um diese Zeit übernahm Schwab auch ein Geschäft, das während seiner ganzen übrigen Lebenszeit neben seinen amtlichen und schriftstellerischen Arbeiten herlief. Der mit ihm befreundete Buchhändler Erhard (Firma Metzler) faßte den Plan, eine Uebersetzung sämmtlicher griechischer und römischer Classiker zu veranstalten, die dazu dienen sollte, die classische Bildung auch über die philologischen Kreise hinaus zu verbreiten. Er forderte Schwab sowie einen ältern Collegen desselben am Gymnasium, Professor Osiander, und den damaligen Professor der classischen Literatur in Tübingen, Lukas Tafel, auf, sich zur Leitung des Ganzen zu vereinigen. Sie sollten die

Uebersetzer anwerben, das gelieferte Manuscript mit dem Original vergleichen und die nothwendigen Verbesserungen einleiten. Schwab ging gern auf den Vorschlag ein, da er mit der zu Grunde liegenden Idee einverstanden war und sich manche Förderung für sein Lehramt am Gymnasium von dieser Beschäftigung versprach. Das Unternehmen gewann einen günstigen Fortgang und wurde in den ersten zehn Jahren rasch gefördert; später ging es jedoch langsamer damit, und Schwab erlebte nicht mehr die Vollendung der auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Sammlung. Manchmal, wenn das Manuscript sich anhäufte und ihn andere Geschäfte auch in Anspruch nahmen, erwuchs ihm freilich aus dieser Verpflichtung eine bedeutende Last, um so mehr als er die Sache gewissenhaft nahm und es nicht bei oberflächlicher Durchsicht bewenden ließ; aber im ganzen machte der Auftrag ihm doch Freude, und bei seinem lebendigen Geiste war ihm die dadurch gebotene Abwechselung in seinen Beschäftigungen wohlthätig.

VI.

Reise nach Paris.

1827.

Bei seinem regen Interesse für französische Sprache und Bildung hegte Schwab schon längst den Wunsch, die Hauptstadt Frankreichs einmal zu sehen. Eine Reise

dorthin war bisher noch nicht zur Ausführung gekommen, da sie längere Zeit forderte, als die kurzen Gymnasiumsferien gewährten, und ihm zu seiner Erholung der Naturgenuß doch erstes Bedürfniß war. Erst im Frühjahre 1827, als er mehrere größere Arbeiten hinter sich hatte und das Honorar für den „Bodensee“ auch die Mittel verschaffte, reifte der Entschluß zur Ausführung des lange gehegten Plans. Er fand an dem befreundeten und verwandten Professor Christian Gmelin in Tübingen einen willkommenen Begleiter, nahm zur Ostervacanz noch einige Wochen Urlaub und trat am Ende des März die Reise an. Ueber die reichen Genüsse, die ihm während derselben zu Theil wurden, möge er selbst in Auszügen aus den Briefen an seine Frau sprechen.

„Paris, 4. April 1827.

„.... Beim Einsteigen in die Messagerie zu Strasburg waren wir so glücklich, die beiden Eckplätze auf dem Rücksitz des geräumigen, vortrefflich hängenden Wagens zu erhalten, wo anfangs nur eine strasburger Modehändlerin war, zu der sich nachher eine zweite und endlich eine dritte aus Nancy gesellte, alle, um in Paris auf Longchamps, den großen Modespazierfahrten in der Charwoche, die pariser Moden für ihre Provinzialstädte abzusehen und danach einzukaufen. So hatten wir Gelegenheit anhaltend französisch zu sprechen, was am Ende auch ziemlich geläufig ging. Noch ehe wir an den Fuß der Vogesen kamen, drängte sich eine ungeheure Fettmasse zwischen mich und Gmelin, die bisher auf der Wagendecke (der Impériale) gelastet hatte, ein großer schöner Bauer aus der Auvergne, er schien ein wohl-

häbiger Vieh- oder Kornhändler zu sein und kam aus Spanien, wo er Lieferungen für die französische Armee gemacht zu haben schien; dieser Südfranzose, in seinem blauen Bauernhemd, mit klugen und ungemein gutmüthigen Augen, wurde bald in der Gesellschaft einheimisch und sparte seinen etwas saftigen Witz nicht. — Das Land, durch welches wir fuhren, ist im ganzen höchst gleichgültig und langweilig, nur die Vogesen, besonders bei Saverne, wo drei mächtige Ruinen auf den Bergen stehen, sind schön. In Lothringen wechselten Wälder und Felder unserer Rauhen Alb (noch sämmtlich schneebedeckt) mit faden Unterlandsgegenden; nur Bar-le-Duc liegt an dem Ornainflüßchen allerliebst an Weinhügeln, etwa wie an der Rems. Nancy ist eine wunderschöne Stadt, mit herrlichen Plätzen, Palästen und Straßen, die ich in der Stunde Aufenthalt, die uns vergönnt war, durchrannte, aber es ist herabgekommen und hat nur 30000 Einwohner, da es 50000 fassen könnte. Die Champagne ist ein gar trauriges Land mit langweiligen Ebenen, Kreidehügeln und Kreidehütten; nur die herrlichen Kathedralen zu Toul und Châlons-sur-Marne, und diese wie andere schöne Städte fesselten mich, und auf den immensen Catalaunischen Feldern dachte ich an die Alemannen- und Frankenschlacht im 3. Jahrhundert, noch mehr an Attila und Aëtius. — Am Montag rasteten wir abends in Montmirail und gestern flogen wir noch durch la Ferté und Meaux, lauter Namen, die in bessern Zeiten den Patrioten erfreuen müßten. Geschlafen habe ich fast jede Nacht fünf bis sechs Stunden und kam ohne alle Ermüdung in Paris an.

„Den Eindruck dieser Stadt kann ich Dir unmöglich beschreiben, denn meine Phantasie ist noch ganz verwirrt. Das Lokal hatte ich durch Plan und Geschichte so studirt, daß ich Straßen, Plätze und Paläste soviel wir ihrer sahen, wie von lange her kannte. Tuilerien, Louvre, Brücken, die Cité auf ihrer Insel, alles guckte mich wohlbekannt an. Die Kupfer in Dulaure sind vortrefflich. Wir durchrannten die genannten Gegenden, nachdem wir uns im Hotel de Rémont, Rue Richelieu Nr. 22, in Uhland's und Hochstetter's Wohnung, einquartirt hatten. Abends ging es ins Palais-Royal, dann ins Théâtre des Variétés, wo wir über Potier und Brunet vor Lachen fast bersten mußten. Diese Komödien leichten Gehalts werden wirklich durch das Spiel excellent.“ — —

„Gmelin und ich machen einander gegenseitig Paris zur Heimat. Aber länger als meine vorgesetzte Zeit (das fühle ich zum voraus) möchte ich nicht in diesem Strudel leben. Doch hoffe ich von meinen Adressen viel Genuß für Geist und Herz. Des andern Genusses wäre ich ohne Dich und die Kinder und alle unsere Lieben bald übersatt. In Paris ist ein herrliches mildes Klima und zu meiner Verwunderung viel weniger Koth als ich geglaubt, aber theuer ist alles.“ — —

„Paris, 5. April 1827.

„Gestern Vormittag wanderten wir, der Sicherheit halber, selbst mit unsern Briefen auf die Post, und gingen dann ins Palais-Royal zurück, wo wir in dem aus der Revolutionsgeschichte berühmten Café Corazza ein Gabelfrühstück, aus vortrefflichen Austern (das Dutzend kostet hier 10—12 Sous) und einer Flasche Chablis-

wein bestehend, einnahmen und zum Zugemüse die Journale lasen. Aus ihnen ersahen wir, daß es nur vier Tage vor unserer Ankunft einen großen Tumult wegen des Leichenbegängnisses des edeln etliche und achtzigjährigen Duc de la Rochefoucault-Liancourt, des gemäßigten Freundes der Revolution, des Einführers der Schutzpockenimpfung und Vorstandes einer Menge wohlthätiger Institute in Paris, von deren Präsidenz er aber unter dem jetzigen Ministerium ausgeschlossen wurde, gegeben hatte. Die Zöglinge einer Armenanstalt (er war der Vater der Armen gewesen) erbaten sich von der Familie die Erlaubniß, den Sarg auf den Schultern tragen zu dürfen, was zwar gegen den Buchstaben der Gesetze, übrigens bei mehreren Vorgängern (z. B. bei der Beerdigung des Generals Foy) gestattet oder nicht gehindert worden war. Der Zug ging auch in bester Ordnung ungehindert und von einer unermeßlichen Volksmenge — allen Liberalen der Stadt — begleitet, vorwärts, und erst in der Rue St.-Honoré wurde er von einem Polizeicommissar gehemmt, der den Auftrag hatte, den Sarg auf den Leichenwagen stellen zu lassen. Die Armen, das Volk widersetzt sich, die bewaffnete Macht wird herbeigerufen, ein ungeheurer Lärm, ein (jedoch blutloser) Kampf entsteht. Auf einmal tritt Entsetzen und tiefe Stille ein; der Sarg des Herzogs wird bei dem Ringen der Soldaten mit den Trägern heruntergeworfen und zerbrochen, die Embleme der Pairswürde darauf besudelt. Diese Entweihung stellte die Ruhe wieder her. Mit dem Gehorsam des Abscheus ließen die Armen den Sarg von der Polizei auf den Leichenwagen

stellen und die Menge stäubte auseinander. Von der Regierung ist eine Untersuchung über die Sache eingeleitet worden, die Pairskammer aber hat in den würdigsten Ausdrücken sich gegen die an den Haaren herbeigezogene Gewaltthat ausgesprochen, bei der es wirklich schien, als wollte die Aristokratie einem ihrer abtrünnigen Mitglieder noch im Sarge einen Tuck anthun. — —

„Im Justizpalast (ursprünglich das älteste Gebäude in Paris) wimmelte es in der Hausflur von Parteien, Fremden, Müßiggängern und von dreißig bis vierzig alten und jungen Advocaten, in Baret, Talar und langen Ueberschlägen. Ich ging in mehrere Säle hinein, ein junger Mensch, den ich fragte, ob sich unter den Richtern, unter denen sich einige schöne Greisenköpfe befanden, nicht auch eine historische Person fände, antwortete mitleidig lächelnd mit einem Kopfschütteln. Nachdem ich die untern Säle beschaut, stieg ich die Treppe hinauf und stand vor den Glasthüren des Assisensaals, in dessen Räume ich mit Herzklopfen hineinschaute, denn in diesem Saal waren während der Schreckenszeit so viele Unglückliche von dem wüthenden Revolutionsgericht verurtheilt worden; in ihm hat Marie Antoinette's muthige Selbstvertheidigung getönt, in ihm standen die edelsten Republikaner, die Girondins, vor ihren besessenen Collegen und hier hat sich Valazé die freie Brust durchbohrt, als ihm die Rechtfertigung verweigert wurde. —

„Später kam ich auf die verhängnißvolle Place de Grève vor das Hotel de Ville. Noch immer strecken die Laternen ihre eisernen Stangen, an denen die Volkswuth im Jahre 1780 und später ihre abscheuliche Justiz

übte, in die Luft hinaus; die Bilder des furchtbaren Dramas, der unglückliche König, dem hier der zu nicht minderm Unglück bestimmte Maire Bailly, damals der Herr von Paris, die Schlüssel dieser Stadt einhändigte; die Belagerung dieses Stadthauses, in dem sich die Jakobiner vor ihrem Sturze gegen den gesunden Theil des Convents verschanzt, seine Erstürmung, die Gefangennehmung des Wütherichs Couthon, Robespierre's versuchter Selbstmord, alles ging mit den lebhaftesten Farben vor meiner Seele vorüber, und das alte graue ernste Gebäude vor mir sah aus wie eine versteinerte Miene des Kummers. — —

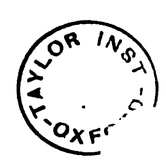
„Endlich, nach siebenstündiger Wanderung durch die Stadt, eilte ich heim und speiste im prächtig mit Gas erleuchteten Saal des Restaurateurs Prévot unter wenigstens hundertundfunfzig Leuten, worunter viel Engländer, Engländerinnen und Deutsche, besonders ein Knabe von etwa zehn Jahren, der, von zwei demüthigen Hofmeistern umgeben, sein gellendes Norddeutsch auf eine Weise geltend machte, die uns rasend ärgerte. Für diesen Abend waren wir zu müde zum Theater und widmeten den ganzen Abend bis 10 Uhr dem Feenpalast des Palais-Royal. Ich will nicht beschreiben, denn wo liest man das nicht? Aber wie sehnlich wünschte ich Dich herbei, um den Glanz der Buden, wo alles von Gold und Krystall wie durchsichtig schimmert, um die unzähligen Kostbarkeiten und die bunten Gruppen unzähliger Menschen mit mir zu beschauen. Im Garten, der vielmehr ein Hof ist, sprang die zehnstrahlige Fontaine, der blaueste Himmel mit Mond und Sternen überwölbte das Ganze und eine laue Nachtluft ließ mich den Ueberrock nicht vermissen. — —

„Am 4. April eilte ich morgens beim schönsten Wetter über die Quais der Seine zu V. A. Huber, der nur noch bis Montag hier bleibt und dann nach London abgeht. Huber beschloß sogleich, mir den ganzen Tag zu widmen, und wir machten uns auf den Weg. — In der Rue d'Anjou hielten wir vor einem bescheidenen Hause. Es war Benjamin Constant's Wohnung. Mit klopfendem Herzen, meinen Brief in der Hand und am Arme Huber's stieg ich au troisième, wo sein Studirzimmer ist, und fand in einem dunkeln, nach dem Hofe gehenden Stübchen den berühmten Mann im Morgennégligé hinter seinem Schreibtisch. Sein Aeußeres fand ich, wie M. es mir geschildert; ein ziemlich blasses, breites gefurchtes Antlitz, mit starker (doch nicht französischer) Nase, einen feinen lächelnden Mund, verbleichte blonde Locken, bis über den Nacken herunterhängend; dunkler Ueberrock, schwarze Weste; eine Brille, die leider keinen rechten Blick in die Augen gestattete. Seine Erscheinung hat etwas Kränkliches, was man wohl begreift, wenn man die Krücken in einer andern Ecke der Stube entdeckt. Unser Empfang war sehr freundlich. Constant sprach mit großem Interesse von unserm König und unserer Constitution, von der ich ihm einen möglichsten Begriff machte; er versprach mir Billets in die Kammer, bat sich sogleich meine Adresse aus, erklärte mir einen Gegenbesuch machen zu wollen (was ich natürlich verbat) und schied — da er sich auf die Sitzung vorbereitete, eilten wir fort — mit einem starken und herzlichen Händedruck von mir. Ich hoffe ihn nicht zum letzten mal gesehen zu haben. In der Gesandtschaft

höchst gütig von Graf Müllinen und Meerheim aufgenommen, durchstrichen wir wieder einen tüchtigen Theil der Stadt, bis wir über der Seine drüben, nicht weit vom Luxembourg, vor einem andern Hause standen, das war Grégoire's Haus. Auch ihn fanden wir zu Hause. Der Bischof Grégoire ist ein gesunder, kräftiger, fast blühender Greis von siebenundsiebzig Jahren; eine hohe Stirn, stattliche Nase, tiefliegende, ein wenig hohle, aber funkelnde Augen, eine äußerst glatte, runzellose Haut. Seine Größe ist die mittlere, aber treffliche Proportionen erhöhen sie scheinbar; seine Kleidung altfränkisch, schwarz, gepudertes Buckelhaar; noch ganz wie er in der Assemblée constituante und im Nationalconvent gesessen haben mag. Er ist der lebhafteste, freundlichste Greis von der Welt; schwatzhaft, aber mit Geist; frei von Vorurtheilen über seine Nation. «Vous trouverez, Monsieur», sagte er zu mir, «les choses dans notre France meilleures que les hommes. Le Français a le courage militaire au superlatif: encore il est poli, aimable, bienveillant: mais ce qui lui manque c'est le caractère politique.» Seine Revolutionsgrundsätze hat Grégoire nicht geändert; aber noch immer gesellen sich jene kosmopolitischen und äußerst humanen Ideen zu seinem Königshasse. Als beim Abschied Huber das Sacktuch heraushing, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte: «Prenez garde, Monsieur, j'ai toujours trouvé que les deux arts que les hommes ont le plus perfectionnés, ce sont l'art de voler et l'art de se tuer»; und dann erklärte er sich mit Abscheu gegen den Krieg. Wenn man den milden Mann anblickt, hat man Mühe, sich zu überreden,

daß es wirklich der ist, der zuerst auf die Abschaffung des Königthums angetragen, der die Worte herausgedonnert hat: «L'histoire de la royauté c'est le martyrologe des nations!» Seine Meinungen beiseite, erschien er mir sehr ehrenwerth als redlicher, offener Mann. Grausam ist er nie gewesen, das ist gar nicht möglich. Als er erfuhr, daß der Verfasser der Preisschrift über die Allgemeinheit der französischen Sprache mein Vater sei, richtete er sich in seinem Stuhl auf, sein Blick leuchtete, und er drückte mir warm die Hand, unter den achtungsvollsten Ausdrücken gegen das Andenken unsers geliebten Vaters. Dieses Zeugniß eines ausgezeichneten Menschen in der Fremde rührte mich zu Thränen. — Grégoire fragte mich nach meinen Reisezwecken, und als ich von der Bibliothek sprach und von altdeutscher Literatur, eilte er sogleich mit uns in seine Bibliothek und gab mir ein seltenes Werk in die Hände. Er hat mir die Benutzung seiner Bibliothek angetragen. Nachher machten wir noch einige, aber mislungene Besuchsversuche und hörten einer Predigt in der Kirche St.-Sulpice zu, wo aber, nach unsern Begriffen, der Prediger fast nach Harlekinweise agirte; beim Heraustreten aus der Kirchthür bettelten uns Blinde an; nun würde man in Paris, bei so mäßigen Mitteln, wie sie mir zu Gebote stehen, in wenigen Tagen ausgebeutelt sein, wenn man allen Bettlern geben wollte, aber ein Nachruf schnitt mir doch ins Herz, den ich berücksichtigen will, sobald ich wieder an jener Kirche vorüberkomme. Als wir nämlich schon weit weg waren, rief uns noch ein blindes Mädchen nach: «Donnez un *regard* aux pauvres malheureux aveugles!» Das arme

Kind wußte wol selbst am wenigsten, mit welcher Poesie es bettelte. Noch war dieser reiche Tag lange nicht zu Ende. Wir gingen nämlich nun in das Palais Luxembourg, eine alte Fürstenwohnung, die in der Revolutionszeit von 1794 zu einem grausamen Gefängniß umgeschaffen war, und in die sich jetzt die Pairskammer und die Sammlung der Gemälde lebender französischer Künstler theilt; die Pairskammer ist dem Publikum nicht zugänglich. Wir durcheilten nur zum Vorschmack die Säle des Luxembourg, wo mir, wenn ich urtheilen darf, außer einigem von Gérard und vielen sehr schönen Seeansichten von Horace Vernet, nichts recht gefallen wollte, am wenigsten David's theatralische Gestalten, freilich aber sind seine besten Gemälde, welche die Revolutions- und Kaiserscenen verherrlichen, nicht aufgestellt. Von dem Luxembourg gingen wir nach dem herrlichen Louvre, auch nur zum Vorschmack. Ich konnte dies mal nur einen Blick auf die herrlichsten Bilder werfen, als ich aber sechs bis sieben Bilder von Raphael angesehen und vor seinem eigenen, von ihm selbst gemalten Bilde stillstand, wurde ich über den kindlichen und doch so genial kühnen Ausdruck im Gesicht recht eigentlich gerührt, und der Schluß von Schlegel's schöner Romanze auf Raphael's Madonnenmalerei fiel mir ein: «Zufrieden als er das gethan, hub er sich wieder himmelan, ein jugendlicher Engel.» Der Anblick einer solchen Sammlung erhebt das Gemüth und reinigt den Sinn, doch wurde über dem Kunstintereße auch eine sehr schöne junge Malerin nicht vergessen, die, etwas phantastisch und à l'enfant coëffirt, vor einem Bilde zeichnete. In den



Antikensälen, deren genaue Beschauung ich mir auch noch vorbehalten, traf ich meinen alten Schüler, den jungen Professor Martin aus Jena, der eine große Freude an mir hatte. Noch vor dem Essen machten wir einen Gang in den immer sichtlicher grünenden Tuileriengarten, wo unzählige Spaziergänger und noch mehr Stühlesitzer, worunter eine Menge der schönsten französischen Brünetten und der lieblichsten englischen Vergißmeinnichtgesichter (denen allen der abgedroschene, aber nicht minder wahre lateinische Spruch: «Spectatum veniunt, veniunt spectentúr ut ipsae» aufgeprägt), vom wolkenlosen Himmel und vom Glanz der Abendsonne herbeigelockt, sich eingefunden hatten, und die schönsten lebendigen Blütenbeete bildeten. — — Wenn ich gestern einige Besuche bei der linken Seite gemacht, so begann ich am Freitag nun bei der rechten und gab bei dem berühmten Kenner der chinesischen Sprache, Abel Rémusat, ein Empfehlungsschreiben ab. Ich wurde mit feiner Höflichkeit von dem blassen, schwarzäugigen und schwarzhaarigen Katholiken aufgenommen, und seine geistreiche Unterhaltung über deutsche und französische Literatur erquickte mich. Er lud mich in seinen Salon, und ich wanderte tief ins Pays Latin hinein nach dem Collège de France, wo ich in der Nähe ein Frühstück nahm und dann zuerst Rémusat's französischen cours und sodann einer Geschichtsvorlesung des greisen tugendhaften Exconventionellen Daunou (in einem Loche wie Rösler's Hibernum in Tübingen) über den ersten Punischen Krieg, wo der alte Mann einige liberale Anspielungen nicht lassen konnte, beiwohnte. Vom Collège de France bis zum Fau-

bourg Poissonnière ist ein gutes Stück Wegs; doch legte ich ihn am Freitag Mittag zurück, um endlich den Grafen Miot *) in seinem prächtigen Hotel zu besuchen. Der liebenswürdige Mann hatte mich schon lange erwartet, stellte mich seiner Frau vor, lud mich auf alle Sonntage zum Mittagessen und machte auf der Stelle einen zweistündigen Spaziergang mit mir auf die berühmte Höhe des Montmartre und zurück. Zu diesem Gange hätte kein herrlicherer Tag gewählt werden können; ein frischer Ostwind bewegte die blaue durchsichtige Luft, die ungeheure Stadt lag unverhüllt und von Sonne überglänzt vor uns, die Thürme von Notre-Dame und St.-Sulpice, das Panthéon und besonders der Invalidendom ragten stolz über das Häusermeer hervor, und die weiten Gefilde ringsum — die übrigens, das Thal von Montmorency ausgenommen, keine Gegend bilden — ließen schon den Frühling ahnen; ja zu unsern Füßen in den Gärten blühten Pfirsiche, Aprikosen und frühe Pflaumen in voller Pracht. Den Abend brachte ich im Théâtre français zu. Das viele Schlimme, was man vom Spiele seiner Acteurs sagt, machte, daß ich es über meiner Erwartung fand; viel Kunst und selbst Wahrheit und Natur in einzelnen Scenen; bei den Frauen auch Empfindung; weniger unnatürliche Declamation als ich erwartet hatte, nur in den hochtragischen und pathetischen Scenen ein unaussprechliches Zittern und Zappeln, das sich bis zu den Fingerspitzen verbreitet und dann unerträgliches

*) Derselbe, dessen interessante Memoiren kürzlich erschienen sind (Paris 1858).

Schreien. — — Sonnabend, 7. April, zwei große Genüsse; des berühmten Kératry, Exdeputirten des linken Centrums, einer der geistvollsten Schriftsteller Frankreichs, vor dem Zuchtpolizeigericht wegen eines am 6. März in den «Courrier français» eingerückten Artikels gegen das Preßgesetz, von ihm selbst gehaltene Vertheidigungsrede gehört. Er hatte sich freiwillig angegeben, während er doch die Schuld auf dem éditeur responsable hätte liegen lassen können. Und Abends im Théâtre français der «Tartufe». — Das Vergnügen, Kératry im Justizpalaste zu hören, mußte theuer erkauft werden. Schon vor 9 Uhr vor dem Saal der dritten Kammer de la police correctionnelle angekommen, mußte ich meinen guten Platz vor der Thüre dritthalb Stunden lang wie eine Festung vertheidigen, und alle Augenblicke machte ein Advocat in der Robe (diesen war der Zugang früher gestattet) wie ein Mauerbrecher Bresche durch unsern Haufen, sodaß ich einige mal «Pitié, Messieurs!» schreien mußte und oft meinte erdrückt zu werden. Als die Thür offen war, die Sitzung mit anfangs unbedeutenden Processen ihren Anfang genommen hatte, und das Publikum immer noch nicht hereingelassen war, da wurde zuerst der Witz, dann der Zorn der Franzosen wach. «Est-ce là la publicité?» fing man an zu schreien; «eh que oui», antwortete ein anderer spottend, «ne voyez-vous pas que les portes sont ouvertes?» Aber zwei Gensdarmen mit gefälltem Bayonnet standen davor. Als aber einer der Harrenden einen Witz gegen die Regierung hören ließ, riefen die Besonnenen sogleich zusammen: «Non, non, laissez cela! car alors nous aurons tort! Deman-

dons seulement, si la séance est publique ou non, faisons parvenir notre plainte à M. le président de la chambre!» Als es aber gar zu lange dauerte, kamen doch wieder politische Aeußerungen zum Vorschein: «Les citoyens sont-ils donc exclus? On se joue de nous! Il faudra avant prendre les ordres du Montrouge! — C'est cela, c'est cela!» riefen hundert Stimmen. Endlich stürmte man hinein. Das Zimmer faßt etwa vierhundert Menschen und war den Augenblick zum Ersticken voll. Eine Menge blieb ausgeschlossen vor den Thüren. Wir mußten noch vorher zwei unbedeutende Processe abmachen sehen, etliche Handwerksburschen waren der Verfertigung falscher Theatercontremarken angeklagt und ein Kaufmann wurde wegen betrüglicher Bankrotte verurtheilt. Das Zeugenverhör dauerte beide mal lange. Der Präsident des Gerichts stellte die Fragen sehr präcis und sprach immer mit Würde und kaltem Blut. Nur als der Kaufmann, Namens Schmid, grob werden wollte, kam er in Zorn und rief (was meinen Ohren nicht wohl that): «C'est une impertinence qui vous sied mal; vous êtes un étranger, vous êtes Allemand, vous ne vous connaissez pas aux formes!» Dagegen that es mir sehr wohl, daß ein junger Advocat, neben dem ich stand und den ich um einige Erläuterungen bat, als er erfuhr, daß ich du Wurtemberg sei, mit vieler Achtung von diesem pays constitutionnel sprach. Endlich wurde die Sache Kératry's vorgenommen. Er war der Beleidigung der Person des Königs, des Ministeriums und der Kammer und der Anreizung des Volks zum Aufruhr an-

stellen und die Menge stäubte auseinander. Von der Regierung ist eine Untersuchung über die Sache eingeleitet worden, die Pairskammer aber hat in den würdigsten Ausdrücken sich gegen die an den Haaren herbeigezogene Gewaltthat ausgesprochen, bei der es wirklich schien, als wollte die Aristokratie einem ihrer abtrünnigen Mitglieder noch im Sarge einen Tuck anthun. — —

„Im Justizpalast (ursprünglich das älteste Gebäude in Paris) wimmelte es in der Hausflur von Parteien, Fremden, Müßiggängern und von dreißig bis vierzig alten und jungen Advocaten, in Baret, Talar und langen Ueberschlägen. Ich ging in mehrere Säle hinein, ein junger Mensch, den ich fragte, ob sich unter den Richtern, unter denen sich einige schöne Greisenköpfe befanden, nicht auch eine historische Person fände, antwortete mitleidig lächelnd mit einem Kopfschütteln. Nachdem ich die untern Säle beschaut, stieg ich die Treppe hinauf und stand vor den Glasthüren des Assisensaals, in dessen Räume ich mit Herzklopfen hineinschaute, denn in diesem Saal waren während der Schreckenszeit so viele Unglückliche von dem wüthenden Revolutionsgericht verurtheilt worden; in ihm hat Marie Antoinette's muthige Selbstvertheidigung getönt, in ihm standen die edelsten Republikaner, die Girondins, vor ihren besessenen Collegen und hier hat sich Valazé die freie Brust durchbohrt, als ihm die Rechtfertigung verweigert wurde. —

„Später kam ich auf die verhängnißvolle Place de Grève vor das Hotel de Ville. Noch immer strecken die Laternen ihre eisernen Stangen, an denen die Volkswuth im Jahre 1780 und später ihre abscheuliche Justiz

übte, in die Luft hinaus; die Bilder des furchtbaren Dramas, der unglückliche König, dem hier der zu nicht mindern Unglück bestimmte Maire Bailly, damals der Herr von Paris, die Schlüssel dieser Stadt einhändigte; die Belagerung dieses Stadthauses, in dem sich die Jakobiner vor ihrem Sturze gegen den gesunden Theil des Convents verschanzt, seine Erstürmung, die Gefangennehmung des Wütherichs Couthon, Robespierre's versuchter Selbstmord, alles ging mit den lebhaftesten Farben vor meiner Seele vorüber, und das alte graue ernste Gebäude vor mir sah aus wie eine versteinerte Miene des Kummers. — —

„Endlich, nach siebenstündiger Wanderung durch die Stadt, eilte ich heim und speiste im prächtig mit Gas erleuchteten Saal des Restaurateurs Prévot unter wenigstens hundertundfunfzig Leuten, worunter viel Engländer, Engländerinnen und Deutsche, besonders ein Knabe von etwa zehn Jahren, der, von zwei demüthigen Hofmeistern umgeben, sein gellendes Norddeutsch auf eine Weise geltend machte, die uns rasend ärgerte. Für diesen Abend waren wir zu müde zum Theater und widmeten den ganzen Abend bis 10 Uhr dem Feenpalast des Palais-Royal. Ich will nicht beschreiben, denn wo liest man das nicht? Aber wie sehnlich wünschte ich Dich herbei, um den Glanz der Buden, wo alles von Gold und Krystall wie durchsichtig schimmert, um die unzähligen Kostbarkeiten und die bunten Gruppen unzähliger Menschen mit mir zu beschauen. Im Garten, der vielmehr ein Hof ist, sprang die zehnstrahlige Fontaine, der blaueste Himmel mit Mond und Sternen überwölbte das Ganze und eine laue Nachtluft ließ mich den Ueberrock nicht vermissen. — —

mit Achtung, von seinem politischen Betragen mit bitterm Tadel: «Au reste, je n'ai rien à défendre; je n'ai pas voté la mort; je ne l'aurais pas voté même quand j'aurais été convaincu de sa culpabilité, et cela par la seule cause, qu'il m'était impossible de condamner un homme par *peur*, et c'était par peur qu'il fut condamné.» Ob Bailleul unter dieser Furcht die vor den Bajonneten der Sansculottes, welche den Conventionssaal umringten, verstand, wurde mir nicht recht klar. Während der Schreckenszeit war er mit den Girondisten eingekerkert, erwartete den Tod und war noch nicht frei, als Robespierre hingerichtet wurde. Den jetzigen Saal der Deputirtenkammer, der für den Rath der Fünfhundert gebaut worden war, hat Bailleul inaugurirt und mit eigener Hand die zwei Freiheitsbäume davor gepflanzt, die Bonaparte später abhauen ließ. «Morbleu! il savait bien abattre les arbres de la liberté!» fügte er hinzu. Und «Si ... savait que ce fut *moi* qui ai inauguré la salle ou siégent ces drôles qu'on nomme députés actuellement, il la ferait purifier par un évêque.»" — — —

„Mittwoch, 11. April 1827.

„Ich eile zur Fortsetzung meines Reiseberichts, denn ich habe wieder zwei reiche Tage verlebt und in dieser kurzen Zeit so viele berühmte Menschen gesehen und gesprochen, als in meinem ganzen Leben, und wenn es eine gute Weile dauern sollte, nicht wieder geschehen wird. Am Montag wurde der Vormittag auf den sehr entfernten Jardin des Plantes verwandt. Leider hatte ich bei Cuvier meine Briefe vergessen und konnte mich nur durch meinen Namen legitimiren; er erinnerte sich indessen

mit Dankbarkeit meines Vaters *), gab uns gleich Karten für das Museum und lud uns in seinen Salon. Nun durchwanderte ich die Säle der herrlichen Naturaliensammlung, die so vollkommen geordnet ist, daß sie auch selbst für einen so ignoranten Laien, wie ich bin, verständlich und anziehend sich darstellte. Die enormen Schalthiere, Schildkröten viel größer als ich, ungeheuere Krokodile, Schlangen, ein Haifisch, Elefanten, Löwen; die bunte Pracht der Vögel, Fische und des Gesteins, alles zusammen — wie soll ich mich ausdrücken — wirkt wie ein materieller Beweis einer Urweisheit und einer Urschönheit. Die ungeheuern Fossilien untergegangener Thiergenerationen sind so aufgestellt, daß sie gleich in die Augen fallen. Vor einem grauen Steinklotz hielt ich eine Viertelstunde lang; es ist ein im Jahre 1821 gefallener ungeheuerer Aërolith, ein Weltspan, wie unsere Naturphilosophen sagen, frisch abgefallen aus der fortarbeitenden Werkstätte der Schöpfung. Die Menagerie der lebendigen Thiere hat mich weniger befriedigt; sie ist gegenwärtig nicht sehr stark; der Löwe, lange nicht so schön als der, den wir in Stuttgart so furchtbar brüllen gehört, lag nur dämmernd da. Ich meine, die Sammlung unsers alten Königs sei größer und schöner gewesen. Der ganze Garten aber ist allerliebst angelegt, und ich will alles noch einmal mit mehr Muße sehen. Nachmittags, um 3 Uhr, führte uns der liebenswürdige Graf Miot ins Institut, wo eine Sitzung der Sciences mathé-

*) Johann Christoph Schwab war in der Karlsschule Cuvier's Lehrer gewesen.

matiques war; mehrere namhafte Männer wurden mir hier gezeigt: der Graf Andréossy (berühmter Napoleonischer Diplomat und Militär), die Mathematiker Legendre und Lacroix (der letztere ist von republikanischer Gesinnung, sodaß er noch nie seinen Ehrenlegionorden angezogen hat; er verhalf mir aufs freundlichste zu einem Sitze). Wunderbar nahmen sich unter den eleganten Leuten zwei Gestalten aus dem siècle de Louis XV aus, übrigens berühmte Männer, der Baron Portal, ein langer hagerer Mann in schwarzem Leibrock, mit schneeweißer mit sieben Buckeln prangender Perrüke, und Casini, der letzte Sproß des berühmten Feldmessergeschlechts; beide müssen den achtziger Jahren nahe stehen. Cuvier, als Generalsecretär, präsidirte. Die Materien waren mir fremd, und ich verließ nach einer Stunde den Sitzungssaal, nachdem ich schon früher Cuvier meine Briefe eingehändigt, der jetzt sehr freundlich war. — In einem der Vorsäle stand ich vor Voltaire's Bildsäule von Marmor, die ihm d'Alembert und seine Freunde im Jahre 1776 (zwei Jahre vor seinem Tode) setzen ließen. Der Dichter ist — welch ein Gedanke! — nackt, ein zweiundachtzigjähriges Halbskelett, als Philosoph dargestellt, und stand selbst Modell zu der Statue! Uebrigens soll die Aehnlichkeit außerordentlich sein. Ich rannte darauf die halbe Stadt durch, um bei Herrn von Meerheimbs ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Er und seine Frau sind sehr liebe Leute. Er denkt mit Wärme an seinen Freund Michaelis, dem ich sehr dankbar für diese Bekanntschaft bin. — Zu guter letzt sah ich im Théâtre de la Porte St.-Martin den «Makdrin», ein ungeheueres

Räuberspektakelstück, das besonders wegen seiner wunderschönen Decorationen gegenwärtig Furore macht und bei überfülltem Hause zum sechsten mal gegeben ward und gewiß noch hundert mal gegeben werden wird, im übrigen erbärmlich ist. — Dienstag, 10. April, das war einmal ein Erntetag! Morgens führte uns der Weg zusammen im Cabriolet weit hinaus in die Rue d'Enfer, wo ich Cousin und Guignaut vergebens aufsuchte; aber Jullien, den Redacteur der «Revue encyclopédique», der als neunzehnjährig in der Revolution eine Rolle gespielt und jetzt ein friedlicher und angesehener Gelehrter ist, glücklich antraf. Ich fand in ihm einen kleinen, lebendigen, früh ergrauten Mann von etwa vierundfunfzig Jahren, der anfangs wenig auf mich achtete, mich sitzen ließ und allerlei schrieb, ehe er die Briefe nur las. Ich saß mit stillem Ingrimm da, entschlossen, bald wieder das Zimmer zu verlassen, wenn es nicht anders käme. Aber meine Briefe wirkten wie ein Talisman; er wurde der freundlichste, gefälligste Mann von der Welt, schenkte mir seine Poesien und — wie ich denn überhaupt auf Reisen ein Glückskind bin — der Zufall hatte es gewollt, daß ich gerade an dem Tage ihn besuchte, wo das dîner mensuel des éditeurs de la Revue encyclopédique stattfand, ein Picknick, wo jeder um sein gutes Geld (7 Francs) ißt, und Fremde aller Art, wenn sie eingeführt sind, mitessen können. Mit Vergnügen nahm ich die Aufforderung zur Theilnahme an und versprach, mich um halb sechs Uhr bei Jullien einzufinden. — Darauf kaufte ich mir mit einem Freunde Gmelin's, einem Mechanikus Zichansky aus

Göttingen, ein vortreffliches Opernglas, das, um 10 Francs geboten, von ihm auf 6 Francs herabgehandelt ward. Mit diesem unentbehrlichen Instrument marschirte ich in die Sitzung der Deputirtenkammer, wo ich mit des Grafen Müllinen mir auf mehrere Tage geliehenem Billet einen vortrefflichen Platz auf der dicht an der linken Seite gelegenen Tribüne der Gesandten, an der Seite eines jungen schwarzen, sehr artigen Brasilianers stand, der mich mit dem Personal bekannt machte. Ich habe den Plan der Deputirtenkammer gekauft und kann Dir und den Freunden bei meiner Rückkunft alles veranschaulichen. Der Saal ist dem unserigen nicht unähnlich, nur steht die Ministerbank parallellaufend mit den übrigen in der Mitte; en face ist die Rednerbühne, darüber der Präsidentenstuhl, auf welchem Herr Ravez, mit zwei großen Ordenssternen geschmückt, sitzt. Auf der Ministerbank waren Peyronnet, der Justizminister und Siegelbewahrer, ein hagerer Mann mit länglichem Gesicht; Corbière, der Minister des Innern, runzelig, blatternarbig, häßlich. Auf der linken Seite bemerkte ich (die Kammer war gar nicht vollzählig) den General Sébastiani, einen untersetzten Italiener, lebendig, geistvollen Angesichts; Abbé de Pompières; Mechin (dick, knaupicht); Benjamin Constant, dessen erloschene blonde Gestalt mir hier noch mehr auffiel; Kasimir Périer, groß, schön, stattlich. Das Centrum interessirte mich nicht. Auf der rechten Seite saß (mit näselnder Stimme) Labourdonnaye mit verschränkten Armen; Piét, ein steifer Ultra; Pardessus, eine unbedeutende Figur, u. a. Die Sitzung war den Petitionen gewidmet und drohte sehr

langweilig zu werden; aber mein altes Glück verließ mich nicht, eine einzige Petition, worin ein Notar sich beklagte, daß man ihm zur Amtsbefähigung ein Zeugniß des Royalismus verweigert habe, erregte von der linken Seite her einen solchen Streit, daß ein gewaltiges Gewitter, das über die Seine hinrollte, wie jenes Erdbeben während der Schlacht am Trasimenersee, von keinem der Streiter und der Zuschauer bemerkt wurde. Zuerst bestieg nämlich Mechin die Rednerbühne und verbreitete sich mit Nachdruck gegen die Gewohnheit, Certificate des Royalismus zu geben oder zu verlangen; Peyronnet schwang sich auf die Rednerbühne und antwortete mit sehr wohlklingender Stimme, laut, stolz, derb, mit der Art eines Mannes, der weiß, daß er das Heft in den Händen hat. Als er eben endete, trat Benjamin Constant in den Saal, eilte auf die Rednerbühne und sprach lebhaft gegen Peyronnet mit besonders starker Action. Die Majorität, die dem Siegelbewahrer andächtig zugehört hatte, lachte, schwatzte, spottete hier, zeigte auf alle Weise ihre Verachtung gegen die linke Seite und ihre geringe Minorität. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich dieses Betragen indignirte. Peyronnet donnerte von seinem Platz aus gegen Constant. Kasimir Périer sprach von der Bühne lange und heftig; alle drei Liberalen hatten verlangt, daß die Petition dem Justizminister zugewiesen werden sollte. Aber bei der Abstimmung bestand die Minorität nur aus fünf Mitgliedern der Opposition, die presque-totalité war für die Tagesordnung; als darüber ein wieherndes Gelächter entstand, rief Kasimir Périer: «Oui, nous ne sommes

que cinq ici, mais nous sommes trente millions au dehors.» Mit eigentlichem Gebrüll tönte ihm entgegen: «A l'ordre!» Sowol er als Benjamin Constant wurden vom Präsidenten Ravez geputzt mit einem Ton, wie man etwa unartige Gymnasiasten abzankt. Ich verließ die Kammer mit einem Gefühl der Indignation, das auch Gmelin anwandelte, der sie den Tag nachher besuchte. — Abends holte ich Jullien zum Restaurateur ab. Hier fand ich schon mehrere Gäste, die ihn ebenfalls abholten und denen er mich vorstellte; darunter war ein langer, etwas hagerer Mann, M. Cooper, Américain hieß es; ich hatte also den berühmten Romanschreiber vor mir, der uns im Lesekranz nicht immer gekurzweilt; sein Nebenmann hieß Kapitän Sabine, ein berühmter Physiker, der mit Parry die Reise nach dem Nordpol gemacht. Jullien sparte die Complimente nicht: «Poète distingué allemand, traducteur de Lamartine» ꝛc. Die Leute mußten ihm also aufs Wort glauben und so fand ich überall den besten Empfang. Cooper nahm mich in seinem Wagen zum Restaurateur hinüber; er hat die feinsten Sitten und gefiel mir persönlich besser als in seinen Schriften. Im Speisesaal traf ich viele interessante Leute; einen griechischen Eparchen von der Insel Cypern in seiner Nationaltracht, ein prächtiger bärtiger Kopf; den Russen Tolstoi, den Italiener Rosavelli, den Philologen von Golbéry, neben dem ich saß; Guignaut, den Uebersetzer Creuzer's, an den ich Briefe hatte, besonders aber den Admiral Sidney Smith, einen dicken freundlichen Engländer mit starker Nase, der, als ich ihm vorgestellt war und einige Worte der

Freude über den Anblick eines so berühmten Mannes stammelte, mich herzlich mit der fetten Hand drückte und ausrief: «Eh Monsieur! voyageur comme vous!». Nach dem Mahl ergötzte uns der berühmte Violinist Alexandre Boucher mit seinem herrlichen Spiel bis abends 10 Uhr Er ist im Gesicht halb Napoleon, halb Kölle, im Umgang aber Kölle auf und nieder. Ohne Halstuch, in bunten Hosen und bunter Weste, nahm er sich seltsam unter den strenggeputzten Gästen aus. Er sprach nach Malerweise mit mir über seine lieben Deutschen so entzückt, wie ich es noch nie von einem Franzosen gehört hatte. Finis coronat opus! Zum Beschluß des Abends führte mich Jullien in Lafayette's Salon, wo sich über zweihundert Personen drängten, über welche alle der General Lafayette durch seine hohe Statur emporragte, ein ungemein natürlicher, freundlicher, anspruchsloser Mann; die ungeheuern Ereignisse, deren Mitspieler er war, haben wol Furchen auf seinem alten Gesicht eingegraben, aber Gleichmuth und ein gutes Gewissen schimmern immer durch. Er begrüßte mich äußerst herzlich, und ich hatte nachher Gelegenheit ihn zu sprechen. Auch Benjamin Constant sprach ich wieder und Kasimir Périer sah ich hier; der letztere ist so groß wie Lafayette. Von den schön geputzten Frauen fiel mir nur durch ihren Brillantschmuck die Schwiegertochter des berühmten Pairs Destut de Tracy auf, die ruhig und aufmerksam bei einer Schachpartie saß. Ihr Vater hatte leider den Saal schon verlassen. Ich wurde noch einer Menge nicht namenloser Leute vorgestellt, die aber meinem Gedächtniß entfallen sind. Nur ein junger Mann mit schwarzen

funkelnden Augen, kurz und dick, aber von sehr einnehmendem Wesen, fiel mir angenehm auf; er heißt Fabre und hat eine Geschichte von Missolonghis Fall geschrieben. Den amerikanischen Gesandten Brown, einen langen Mann von einfacher republikanischer Sitte, sah ich auch. Mit Lafayette's Schwiegertochter, der Madame George Lafayette, unterhielt ich mich lange über die Griechen. Ich komme mit meinem schlechten Französisch vortrefflich fort. — — Mittwoch vormittags von 12 bis 5 Uhr mit Jullien zu einem Oberst Marchandy (einem häßlichen, aber liebenswürdigen Ultra) und einem Herrn Barin in des letztern vortrefflich eingerichtetes Erziehungsinstitut von hundertundzehn Eleven auf dem ländlichen Schlosse von Fontenay-aux-Roses, zwei Stunden von Paris, mit einer herrlichen Uebersicht der ungeheuern Stadt, gefahren, dort die reinliche Einrichtung bewundert und dem pestalozzisch wechselseitigen lateinischen Unterricht zugehört. Abends 8 Uhr einem cours de grec moderne des Herrn Skinas mit Jullien beigewohnt; hier saß ich neben dem Grafen Kapodistrias, einem langen schmalen, zierlichen Mann mit höchst geistreichem Gesicht und ergrauten anliegenden Haaren; ich wurde ihm vorgestellt. Ach, wenn er im russischen Ministerium geblieben wäre! Auch dem Grafen Lasteyrie, einem berühmten Staatswirth, wurde ich präsentirt. Abends 9 bis 11 Uhr mit Jullien in dem glänzenden Saal des gelehrten Jomard. Hier sah ich eine Menge schöner Frauen, lernte Viennet kennen, der ein Trauerspiel mit furchtbarer Declamation, eigentlich heulend, zitternd und zagend vorlas, und sah den berühmten Pouqueville. So

endete der reiche Tag, den ich ganz der unermüdlichen Güte Jullien's, wie den vorigen, zu verdanken habe. Nachträglich muß ich noch sagen, daß ich neben Pouqueville, dem Todfeind der Türken, bei Jomard drei Türken des Paschas von Aegypten, dicke Kerls mit schönen brutalen Gesichtern in blutrother prachtvoller Nationaltracht sah! Was stellt sich nicht in Paris zusammen! Gestern einen griechischen Eparchen und heute drei türkische Aegypter! Sie hatten infame Langeweile bei Viennet's Trauerspiel und schwatzten in einem fort zu ungeheuerm Aerger der Madame Jomard. Was ging aber auch der Tod des Achilles diese Barbaren an! — —

„Ich schildere Dir nun kurz den gestrigen Tag, der ganz der Kunstbeschauung gewidmet war, und an welchem der geistvolle junge Maler Rugendas unsern Cicerone machte. Zuerst ging unsere Wanderung nach der Genovefenkirche (dem Panthéon), dessen ungeheuere Kuppel wir bestiegen und uns überreich belohnt fanden. Erstens ist sie mit einem herrlichen Frescogemälde eines der ersten französischen Maler, Gros, geschmückt, das die vier Hauptepochen der französischen Geschichte in Gruppen darstellt: Chlodwig, Karl den Großen, Ludwig den Heiligen und Ludwig XVIII. Die letzte Epoche hatte ein sonderbares Schicksal, ursprünglich war Napoleon darauf; als im Jahre 1814 die Bourbons zurückkamen, mußte Herr Gros ihn auslöschen und Ludwig XVIII. hinmalen: als Napoleon im Jahre 1815 von Elba zurückkam, mußte Herr Gros den Ludwig auslöschen und Napoleon wieder hinmalen; als Ludwig XVIII. nach der Schlacht von Waterloo zurückkam, mußte Herr Gros den

Napoleon zum zweiten mal auslöschen und Ludwig XVIII. zum zweiten mal hinmalen. Der Concierge erzählte dies mit komischem Ernst. Die Bilder sind sehr schön, besonders die verschiedenen Engel, die da figuriren, vortrefflich. Nun erwartete uns aber ein ganz herrliches Schauspiel auf dem Altan der Kuppel, zu dem der freundliche sonnige Morgen wie bestellt war, nämlich die unermeßliche Aussicht à l'oeil d'oiseau, die man hier über die ganze Stadt und ihre Umgebungen auf eine unendlich imposantere Weise als vom Montmartre herab genießt. Es ist wirklich, als ob man auf der Zinne des Tempels stünde und alle Reiche der Welt in dieser Einen Stadt symbolisch vor sich hätte. Die schneeweißen Häuser, die Kirchen, die Thürme, die lange zusammenhängende Reihe der Königsschlösser, der herrliche Fluß, der die Stadt durchschneidet, nein, ich habe noch keinen solchen Prachtanblick gesehen; ich hätte nie geglaubt, daß der Anblick eines Menschenwerks einen ähnlich erhabenen Eindruck auf mich machen könnte wie der Anblick einer großartigen Natur. Nach diesem Schauspiel erbauten uns die Katakomben der Kirche, wo aus der Zeit des Panthéon noch einige napoleonische Senatoren schlummern, nicht mehr besonders. Ich fragte nach Voltaire's und Rousseau's Särgen. «Ils sont encore là», antwortete leise und ängstlich der Concierge, «mais ils ne sont pas visibles». Das Grabmal des Marschall Lannes ist von Holz, unausgeführt. Als der Concierge die Aufschrift, die den Kaiser pries, vorlas, fügte er mit einem Seufzer hinzu: «Ce sont des vers de ce temps-là!» — — Heute haben wir schon einen ehrenvollen und sehr interessanten

Besuch gehabt: Humboldt, der, im Begriff nach London abzureisen, es vorzog, auf unsere Zuschrift lieber uns aufzusuchen, als sich von uns aufsuchen zu lassen. Er sprach natürlich meist über Naturgegenstände, aber mit einer hinreißenden Beredsamkeit und so klar, daß es auch mir verständlich schien. Er gedachte mit einem Compliment meiner Uebersetzungen von Delavigne und Lamartine, und schrieb mir sogleich einen Brief an Salvandy, der drei Stunden von hier wohnt. Humboldt ist ein ziemlich großer Mann, graue Haare, kleine blaue Augen, die aber, wenn er sie aufschlägt, schön blitzen, eine röthliche unreine Haut; seine Manieren sind äußerst fein, dabei aber ganz natürlich. Das Interessanteste war mir sein Urtheil über das gelbe Fieber, wo er auch Gelegenheit hatte, von seinen Reisen zu erzählen. Er blieb volle drei Viertelstunden bei uns. — Recht betrübt ist es mir, daß man in Paris nichts von der Charwoche verspürt, überhaupt ist die Indifferenz in Beziehung auf alles Religiöse wirklich entsetzlich, es ist als wenn diese Leute gar kein Bedürfniß hätten, nach Vereinigung mit dem Höchsten zu streben; diese Reise müßte mir das das deutsche Vaterland, wenn ich es nicht schon so lieb hätte, noch theuerer machen." — —

„Paris, 14. April 1827.

„.... Heute früh wollte ich Delavigne besuchen, er ist leider auf dem Lande; aber sein Bruder, ebenfalls Dichter, empfing mich sehr gut, und in zehn Tagen wird Kasimir Delavigne wieder hier sein, wo ich ihn dann sehen werde. Auch Marquis de Faucourt kommt erst Dienstag zurück. — Wir haben fortwährend wun-

dervolles Wetter; alles blüht und grünt zusammen; ich habe noch keinen Schirm gebraucht. Heute hatte ich wieder einen rührenden Beweis, daß das Andenken meines theuern Vaters im fernen Paris lebt; der Pastor Monod, Erzieher des Prinzen August, dem ich Grüße des letztern brachte, fragte bei meinem Namen sogleich nach ihm. Abends halb 10 Uhr fuhren wir in Cuvier's Salon, den wir diesmal klein antrafen. Cuvier selbst hat bei aller Artigkeit doch etwas Unnahbares. — —

„Sonntag, 15. April, Fahrt nach St.-Dénis und Montmorency an einem wolkenlosen Morgen mit Gmelin und Dr. Fallati. Wie neugeboren athmet man auf, wenn man aus diesem Häusermeer hinauskommt und Saaten und Blüten sieht, in diesen wirklich lieblichen Gegenden, die etwa an Heilbronn, Neckarsulm, Wimpfen erinnern. Die um Weinhügel sich schlängelnde Seine, mit Durchblicken auf die unermeßliche Ebene, ein hübscher See mit Gebüsch und Blütenbäumen umgeben, viel Pappelalleen; im Hintergrunde St.-Dénis mit seinem schlanken Dom und in der Ferne Montmartre und ein Theil von Paris. Besonders hoch in den Himmel ragt der Invalidendom. In Montmorency aßen wir bessere Spargel als wir in Paris bekommen, mußten aber das übernaive Wesen der Kellnerin, das fast einstudirt scheint, obgleich wirklich die Bauern hier etwas angenehm Derbes haben, mit einer enormen Zeche bezahlen. Die Aussicht vom Wirthshaus ist herrlich. Nach dem Essen machten wir eine Fahrt auf Eseln nach der Hérémitage, welche Frau von Epinay dem Rousseau gebaut. Man zeigt in dem Schlößchen seine Bettstelle, und in seinem

Studirzimmer legte ich die Hand mit Rührung auf den Tisch, worauf er die «Héloïse» geschrieben. Ein hübsches Bosquet, welches mit einem Lorber und einem Rosenstock, die Jean-Jacques gepflanzt hat, geschmückt ist, umgibt das Schlößchen. In einem Winkel steht eine Büste Rousseau's, die Frau von Epinay, welche der mistrauische Mensch am Ende auch verließ, mit folgender rührender Inschrift geschmückt hat:

Toi dont les brûlants écrits furent créés dans cet humble hermitage:
Rousseau! plus éloquent que sage,
Pourquoi quittas-tu mon pays?
Toi-même avais choisi ma retraite paisible,
Je t'offrai le bonheur et tu l'as dédaigné.
Tu fus ingrat, ton coeur en a saigné.
Mais pourquoi retracer à mon âme sensible? — —
Je te vois, je te lis; et tout est pardonné.

„Nachdem wir auch noch Grétry's, des großen Musikers, Denkmal, wo sein Herz liegt, betrachtet, trugen meine Freunde die Esel und mich meine Füße nach den Schwefelbädern von Enghien, deren starken Quell wir kosteten; dann nach St.-Dénis zurück, wo uns ein tartufeartiger Meßner den herrlichen Dom, ein Meisterstück des 11. Jahrhunderts, und die restaurirten Katakomben und Grabmäler der vier Dynastien, welche der revolutionäre Vandalismus verwüstet hatte, zeigte. Schon Napoleon hat hier eine chapelle expiatoire errichten lassen; aber die bronzenen Thüren, die er an die Stelle gesetzt, wo Robespierre die Leichname der Bourbons aus der Gruft hatte herausreißen lassen, sind ausgehoben und die Oeffnung ist vermauert. In St.-Dénis sahen wir einen

siebenundsechzigjährigen Schweizer, der, als Regimentskind aufgewachsen, Ludwig XV. noch hat Revue halten sehen und am 10. Aug. 1792 seinen Enkel, Ludwig XVI., vor den Tuilerien muthig vertheidigt hat, er ist ein guter Kerl und zeigte uns seine Wunden am Halse. — — Abends ging ich mit Rugendas in den brillanten Salon der jüdischen Bankiers Valentin und Leo, deren Frauen mich als Poet kennen zu lernen wünschten; es kommen lauter Deutsche, meist aus dem Gelobten Lande, aber wirklich exquisite Gesellschaft, hin; ich fand den liebenswürdigen Architekten Zadig*), auch den großen Musiker Meyerbeer lernte ich kennen. Er arbeitet gegenwärtig an einer Oper, «Robert der Teufel», von Germain, Delavigne und Scribe, in der, wie er mir sagte, der Teufel als zärtlicher Vater Robert's auftritt. Auch den russischen Fürsten Dolgoruki, einen Freund Humboldt's, sah ich hier. —

„Montag das Invalidenpalais und seinen hochragenden Dom mit reich vergoldetem Dache beschaut und die alten hinkenden napoleonischen Helden speisen gesehen. Die Eßglocke gemahnte mich ganz an das Klosterglöcklein zu Tübingen. Der Marschallssaal mit den Bildnissen der verstorbenen Helden und die Bibliothek sind sehr sehenswerth. Da das Glück mich verfolgt, so mußte gerade in unsern Aufenthalt die Feier der Rückkehr König Karl's X. nach Frankreich fallen, die er heute durch eine Revue auf dem Marsfelde über 18000 Mann, meist königliche Garden zu Fuß und zu Pferde, hielt. Hier hatten wir Gelegenheit den König, den Dauphin, den Herzog von Orleans, die Herzoginnen von

*) Er nannte sich später Zanth.

Angoulême, von Berry, dann mehrere Marschälle, namentlich den commandirenden Herzog von Ragusa (Marmont) aus ziemlicher Nähe zu sehen; auf den Terrassen stand eine Unzahl Zuschauer. Die Truppen, die das unermeßliche Feld doch nur umgrenzten, und nachdem der König (er selbst schon vom Alter gebückt) an ihnen vorbeigeritten, vor ihm defilirten, waren recht prächtig uniformirt; die Grenadiere zu Fuß und zu Pferde, die Dragoner, die Chasseurs erinnerten noch an die napoleonische Uniform, die rothen Schweizerregimenter hatten die schönste Haltung und die blauen hundert Schweizer waren mit echten Silbertressen ganz überdeckt; allein der edle Rost fehlt aller dieser neugeprägten Münze. Vivat hörte ich auch nicht ein einziges rufen, keinen Hut sah ich schwenken oder auch nur abziehen von einem einzigen der zehntausend Zuschauer. Ich dachte mir das Truppen- und Menschengewühl dieses Platzes um zu einem Föderationsfeste des Jahres 1792 und 1793, die auf dieser Stelle vor dem Altar der Freiheit begangen wurden, aber hier wurde auch das Blut des edeln Bailly auf der Guillotine verspritzt. — — Dienstag, 17. April Besuch bei Marquis de Jaucourt, Pair von Frankreich, einem Altadelichen, der, schon in der Nationalversammlung durch seine gemäßigten Freiheitsprincipien berühmt, im Jahre 1819 Minister war. Ich wurde vortrefflich von ihm aufgenommen. Er ist ein hagerer Mann mit tiefliegenden, schönen südlichen Augen. Flatt's Brief muß mich gut empfohlen haben, denn er lud mich auf den 25. April nicht nur zu einer Generalversammlung der Bibelgesellschaft, sondern auch zum Essen ein. — —

Nachmittags eine Sitzung der Académie française, wo ich Kasimir Delavigne und Châteaubriand sah und Villemain sehr liberal und oft beklatscht sprechen hörte. Es war eine der brillantesten Sitzungen, welche die Akademie je gehalten. Sie war zur Reception des Mathematikers und schöngeistigen Schriftstellers Fourier, welcher Kleber und Desaix als Gelehrter nach Aegypten begleitet hatte und Zeuge von beider Tode gewesen war, und des Belletristen Abbé de Felez, der zur contreopposition gehört und am « Journal des Débats » arbeitet, bestimmt. Châteaubriand saß, mit länglichem Antlitz, dessen Kiefer etwas auf seine Schiefheit schließen läßt (seine Bilder sind sehr unähnlich), neben dem äußerst feingegliederten Delavigne, der scharfe Züge und schöne helle Augen hat. — — In der Nacht wurde Gmelin (ich verschlief's) durch einen ungeheuern Tumult auf unserer Straße aufgeweckt und geängstigt; er meinte, es müsse Brand oder Mord sein. Da er aber im Hause sich nichts rühren hörte und der Lärm bald nachließ, so schlief er wieder, ohne nachgesehen zu haben, ein. Der heutige Morgen enthüllte uns das Räthsel: das Gebrüll war ein Freudengeschrei der Arbeiter, welche um Mitternacht die Stadt mit dem Rufe «Vive le roi, vive la charte, vive la chambre des pairs!» durchzogen, und die Veranlassung folgende. Die Stille, das silence absolu bei der Festrevue von vorgestern war noch jemand aufgefallen — und dieser jemand war Karl X. Noch am selben Abend soll er den Marschall Oudinot um die Ursache befragt und dieser ihm redlich das allverhaßte Preßgesetz angegeben haben. Am andern Morgen, Dienstag, sei so-

dann Conseil gehalten und berathschlagt worden, ob das Gesetz vor die Pairskammer, von der man Verwerfung oder gänzliche Modificirung zu besorgen hatte, gebracht werden solle. Der König habe seine Verwunderung über die Stimmung des Publikums geäußert und Villèle gefragt. Dieser habe nicht leugnen können, que l'opinion était tellement travaillée, daß allerdings die böse Stimmung allgemein sei. Der Urheber des Gesetzes, Minister Peyronnet, sei sodann aufgestanden, sein Werk zu vertheidigen. Als er ausgeredet, habe der König gesagt: «Eh bien, dauphin, parlez!» worauf der Herzog von Angoulême erklärte, daß dieses unselige Gesetz l'avait désolé depuis long-temps ꝛc., worauf der König geradezu erklärte, er wolle das Gesetz zurückgenommen wissen, und Peyronnet selbst solle auf der Stelle die Ordonnanz aufsetzen und nachmittags sie der Pairskammer überbringen. Er gehorchte, und im nämlichen Augenblick, wo Villemain im Institut für die Denk- und Preßfreiheit herrliche Worte donnerte, las Peyronnet das Todesurtheil seines Gesetzes mit so schwacher Stimme — in der Deputirtenkammer schreit er wie von der Kanzel herab —, daß die Pairs nur das Wort presse verstanden und vom Kanzler der Pairskammer, Dambray, sich die Freudenbotschaft wiederholen lassen mußten. So erzählt man sich die Sache in den Salons, daraus wurde denn der Mittwoch, Tag und Abend, zu einem wahren Volksfeste; fast alles illuminirte und die verdammten Mordschläge sprangen an jeder Straßenecke. Die ouvriers durchzogen die Straßen mit Fahnen, auf denen «Vive le roi!» und «Vive la charte!» stand. Ich hatte

den Tag mit Arbeit auf der Bibliothek zugebracht, nachdem ich vorher Delavigne besucht und von ihm die herzlichste Aufnahme erfahren hatte. Für Uhland, scheint es leider, werde ich nicht viel thun können, die Romanzen, die er wünscht, stehen zwar in der Inhaltsanzeige des Codex, aber wo sie sein sollten, ist eine Lücke; für Laßberg aber arbeite ich fleißig an dem Minnesänger, den ich ihm abschreiben soll. — — Ein Platz, über den ich schon so oft gewandelt, muß doch auch von mir erwähnt werden, die Place Louis XV, während der Revolution Revolutionsplatz genannt. In der Mitte steht ein Gärtchen, das häßlich umzäunt ist, hier stand die Guillotine; hier fiel des armen Königs, der edeln Girondins, Robespierre's, Couthon's und vieler Verbrecher Haupt. Als ich letzthin mit Jullien bei Nacht über den Platz fuhr, spielte ich absichtlich darauf an. Mit einem kleinen Seufzer sagte er: «Mais mon dieu! c'est bien triste; voyez-vous, il nous fallait un certain délire pour soutenir la nation contre l'Europe entière, qui avait conspiré contre nous.» — Noch vergaß ich am Mittwoch, daß ich in der Deputirtenkammer war, wo ich das Glück hatte, Kasimir Périer abermals und nach ihm den kleinen habichtnasigen, etwas schmetternd sprechenden Villèle zu hören. Die drei Minister, Villèle, Corbière und Peyronnet, saßen auf ihren Bänken, als wenn nichts vorgefallen wäre. Peyronnet hatte ein ganz lächelndes Gesicht, Villèle kratzte sich mit einem gelben Falzbein alle Augenblicke hinter den Ohren, ein Actus, der allerdings für den Moment passend war. Vor den Salons hatte mich Jullien in die Société de l'éducation

bestellt, die von dem Grafen Lasteyrie präsidirt wird. Auf Jullien's Antrag wurde ich zum correspondirenden Mitglied gewählt. — — Nach einem guten Austernfrühstück im Café Corazza setzte ich mich am Donnerstag wieder vier Stunden, von zehn bis zwei Uhr, auf die Bibliothek und hantierte mit dem Manessischen Codex so, daß ich fast fertig bin; es thut mir unbeschreiblich wohl, auch etwas arbeiten zu dürfen. — Seit ich hier bin, hat es nie einen halben Tag geregnet, das Klima muß ganz anders sein als bei uns. Uebrigens wird allerdings der Genuß in Paris, wenn man so kurze Zeit dazu hat, zur wahren Strapaze, und daß ich mich unaussprechlich zu Dir, den Kindern, den Freunden, den Bergen, den Wäldern, den Wiesen des Vaterlandes zurücksehne, das wirst Du mir doch glauben! Um alles in der Welt möchte ich nicht Bürger einer solchen Stadt und ihr beständiger Bewohner sein. Ja, in der Erinnerung, in der Recapitulation mit Dir, Geliebte, wird mir alles Genossene erst recht schmecken. Seit einigen Tagen ist Dr. Fallati unser beständiger Begleiter. Er ist ein äußerst anspruchsloser, gefälliger, solider Mensch. Adieu für heute, ich muß eine Stunde weit hinaus an den Montmartre und bei meinem Republikaner Bailleul zu Mittag essen. — Dieser Republikaner hält eine vortreffliche Tafel, deren sich kein Minister zu schämen hätte; das beste Geflügel, Fisch, Spargel, Braten, Chambertin, weißer Bordeaux, Champagner, Malaga die Fülle. Das Beste aber war die auserlesene Gesellschaft, in der ich war, und die ganz aus berühmten Männern bestand, deren Namen ich aber erst während des Essens erfuhr. Da saß nicht weit von

mir ein schmales Männchen mit schwarzem Haar und Bart, Habichtnase und halb gebrochener Stimme, der sehr klug aussah; es war Thiers, Verfasser der besten pragmatischen Revolutionsgeschichte; neben ihm ein großer, dicker, schöner, lebenslustiger Mann mit beweglichen großen Augen, von etwa funfzig Jahren, der berühmte Belletrist Etienne; dann kam Bailleul; ihm zur linken saß ein Mann gutmüthig geistreichen Gesichts, das war der berühmte Literator Jay; dann kam ein Bruder von Bailleul; dann ein blasser, sehr klug aussehender, schwarzer, nachdenklicher Franzose, der als Schöngeist sehr bekannte Evariste Dumoulin; dann ein wohlconservirter Funfziger von gespanntem Antlitz, das war der berühmte napoleonische Staatsrath Gilbert Desvoisins, von dem Pauline entzückt gewesen sein würde, wenn sie sein höchst interessantes Gespräch über Napoleon, das ich mündlich berichten will, mit hätte anhören können. Ich saß neben Madame Bailleul und einem jungen Manne, den ich nicht kenne. Die Gespräche aller dieser geist- und erfahrungsreichen Männer waren höchst interessant. Das große événement der Zurücknahme des Preßgesetzes wurde auf alle Weise beleuchtet und verschiedene Anekdoten vom gestrigen Volksfest erzählt, z. B. eine Illuminationsinschrift eines Buchdruckers:

> J'illumine ma fenêtre,
> Passants, savez-vous pourquoi?
> Puisque le roi m'a fait maître
> D'imprimer: — vive le roi!

Dem Justizminister Peyronnet sind die Fenster eingeworfen worden. Die Herzogin von Berry wurde über dem

Tumult ohnmächtig, sie dachte an eine Revolution und das Schicksal ihres Gemahls. Ihr Arzt beruhigte sie aber, indem er ihr sagte, daß es ein ganz royalistisches Fest sei, daß man überall Vive le roi! rufe und nur die Minister verhöhne.“ — —

„Paris, 20. April 1827.

„.... Abermals Herrn Cousin besucht, der, schon ausgegangen, ein Billet an Royer Collard mir hinterlassen; so gelang es mir denn, auch dieses berühmteste und edelste Mitglied der Opposition von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er war im Begriff, in die Kammer zu gehen, und so konnte ich nur einige Worte mit ihm wechseln, er lud mich ein, wiederzukommen; allein ich sagte ihm ehrlich, daß ich zufrieden sei, seine Züge betrachtet und mir eingeprägt zu haben. Er hat ein feines und kluges Antlitz, das viel an den Consulenten Griesinger erinnert. — — Abends aß ich bei Herrn Pastor Monod, der eine liebenswürdige Familie — zwölf lebendige Kinder, meist erwachsene Söhne — hat, wo ich einen Deutschen und eine schöne freundliche junge französische Dame traf und recht tüchtig Französisch sprach. Den Beschluß des Tages, halb 10 Uhr, machte ich mit dem Besuch des zweiten Stücks im Théâtre français «Les fourberies de Scapin» von Molière wurden vortrefflich aufgeführt. Dies Theater ist mir doch das liebste, ich habe es schon fünf mal besucht. Die kleinen Theater sind gar zu speciell und im ganzen doch gehaltlos. — — Sonntag, 22. April, grenzenlos schlechtes Wetter. Vormittags wollte ich einen hundertsiebenjährigen Invaliden sehen, der aber — ausgegangen war,

drei Viertelstunden weit in das oratoire!! «Il ne barbouille pas du tout», sagte mir einer seiner Collegen; «il voit bien, il entend bien, il marche *comme un Dieu.*» Ja er geht oft noch bis Versailles. — — Montag nachmittags wohnte ich Glückskind einer der interessantesten Sitzungen der Deputirtenkammer bei. Die größten Redner beider Oppositionen traten in langen Reden auf und die Sitzung war diesmal auch ruhiger. Nachdem der bekannte Exminister und Ministeriel Comte de Vaublanc über die Proposition rapportirt, nach der eine tyrannische Commission in der Kammer die Relation der Reden in den Zeitungen beaufsichtigen, d. h. censiren soll, und auf ihre Annahme angetragen, wurde über ein Amendement ausführlich von Benjamin Constant gesprochen; dann trat Royer Collard auf. Dieses Mitglied genießt wegen seines Charakters und seines Geistes die größte Achtung in der ganzen Kammer; während er sprach, hätte man einen Heller können fallen hören. Vaublanc hatte behauptet, daß in der englischen Kammer der Gemeinen eine ähnliche Commission, das comité des privilèges, bestehe. In einer auswendig gehaltenen klaren, vortrefflich gesprochenen Rede suchte Royer Collard zu beweisen, daß dieses Comité nur dem Namen nach existire, gar nicht handle, sondern ein débris silencieux d'un autre age (des 16. Jahrhunderts) sei, ja daß es sich seit vierzig Jahren nicht mehr versammelt habe. Der letztern Behauptung schmetterte Villèle, der jetzt die Rednerbühne betrat, mit dem zuversichtlichen Schulmeisterton, der diesen Ministern ganz eigenthümlich ist, entgegen, und behauptete nach Renseignements, welche der französische

Gesandte in London ihm mitgetheilt, daß erst kürzlich dies Comité in förmlicher Activität gewesen. Royer Collard begehrte zu antworten, betrat den Rednerstuhl und zog einen Brief des Lord Colchester vom 17. April, den der Herzog von Broglie am Morgen erhalten hatte, aus der Tasche, und streckte ihn unter unbeschreiblicher Spannung aller Zeugen mit ironischer Würde gegen die Ministerbank aus. «Lord Colchester», sagte er, «ist gegen dreißig Jahre Sprecher (président) der Gemeinenkammer gewesen, er ist eine Autorität, der weder Herr von Villèle, noch sonst jemand Glauben versagen wird. Nun, Lord Colchester schreibt, daß das comité des privilèges seines Wissens sich seit vierzig Jahren nicht mehr versammelt habe.» Villèle war der Mund gestopft; Kammer und Zuschauer brachen in ein ungemeines Gelächter aus. Nachher sprachen nur noch der liberale Bourdeau und die berühmten opponirenden Ultras Labourdonnaye (näselnd aber gut) und Hyde de Neuville, der letztere schreit wie ein Besessener oder doch wie ein schlechter Pfarrer, der das Kanzelbret fast herunterschlägt; er klatschte so oft und laut auf das marmorne Gesims der Rednerbühne, daß man ihn darüber gar nicht verstand. — — Während der Sitzung war ich auf der Tribüne neben dem Grafen Kapodistrias gesessen und hatte einiges mit ihm gesprochen. Ich werde dieses geistreiche Gesicht nicht vergessen. — — Herr Guignaut deutete mir schon neulich geheimnißvoll auf eine Proposition, die er mir zu machen habe; er kam nun und enthüllte mir das Räthsel, ich soll die Ehre haben, auf der Rückreise nach Deutschland den Chevalier von drei Damen zu machen,

wovon eine nach Stuttgart geht, sie heißt Madame M., ist die Frau eines Negocianten, aus der Familie S., und soll so schön sein, daß die Leute auf der Straße hinstehen, wenn sie vorübergeht. Ich erbot mich aufs bereitwilligste zu dieser Ehre, erklärte aber nur, daß ich über den Tag der Abreise ganz Herr bleiben müsse. — Der Mittwoch war ein gesegneter Tag. Vormittags ein Besuch bei Villemain, einem der besten Historiker Frankreichs, der, früher ministeriell, durch den Angriff auf die Presse indignirt, in der Académie française hauptsächlich auf die Petition zu Gunsten der Preßfreiheit angetragen hat und deshalb seiner maître des requêtes-Stelle, die ihm jährlich 7000 Francs eintrug, entsetzt wurde. Er war eigentlich warm und herzlich und ich unterhielt mich über schöne Literatur fast eine Stunde lang mit ihm. Er ist in meinem Alter. — — Später stellte ich mich in der Rue de Cléry zur jährlichen öffentlichen Sitzung der pariser Protestantischen Bibelgesellschaft ein. Auch dieses Fest hatte mein Glücksstern in meinen Aufenthalt fallen lassen. Leider kam ich zwei Stunden zu spät, indem ich auf meiner Einladungskarte 2 Uhr statt 12 Uhr gelesen, und hörte so den Generalrapport nicht mehr; aber die Sitzung dauerte doch noch drei Stunden lang, und ich kann es Dir nicht sagen, wie wohl mir hier in dieser wahrhaft christlichen Gemeinde, wo Andacht und Begeisterung neben wahrer Anspruchslosigkeit herrschte, zu Muthe war. Es war mir diesmal zuerst ganz als wäre ich im Vaterlande. Gewiß ist es, daß wir in dem Einen, was noth thut, immer auch das, worin wir eigentlich zu Hause sein sollten,

das uns Natürliche, die Heimat erkennen. Ich wollte, der gute Flatt, der mich so vortrefflich empfohlen, der theure Dann, hätten dieser Versammlung uns beiden zur Seite beiwohnen können. Der geräumige, schöne, haushohe und von oben beleuchtete Saal war sammt den Tribunen gedrängt voll. Zuerst hörte ich von Pfarrer Monod (dem Sohn) einen Bericht des Comité der Frauen, von einer Madame Mallet verfaßt, vorlesen, in welchem mit rührender Einfalt der Segen ihrer Wirksamkeit geschildert und an einigen Beispielen, wie das Wort Gottes auf ungebesserte Gemüther und selbst auf verworfene Menschen mit Blitzesschnelle und doch auf die Dauer gewirkt habe, anschaulich gemacht wurde. Nach einigen andern Berichten standen mehrere Abgeordnete der Departements des Süden, Grafen, Barone, Pfarrer auf, und die meisten improvisirten so feurig, voll Bilder und Allegorien, so mit begeisterter Glut, daß ich — besonders als die Abgeordneten aus der Gegend von Nîmes und aus den Cevennen von ihren braven Vorfahren, den Montagnards, sprachen — mich leibhaftig in eine Versammlung von Camisards versetzt glaubte, und aufs neue die große Wahrheit von Tieck's Schilderungen bewundern mußte. Am Ende sprach noch ein englischer Pastor, als Abgeordneter des londoner Bibelvereins, herzlich, aber mit einem Accent, der die Andächtigsten der Versammlung zum Lächeln zwang. Wir Deutschen sprechen das Französische häßlich, dagegen aber ist unsere Aussprache golden. Nach der Sitzung kleidete ich mich um und folgte der Einladung des Marquis de Jaucourt zum Mittagessen, wo ich die ausgezeichnetsten Mit-

glieder des Bibelvereins, die Deputirten des Süden, darunter den bekannten französischen Admiral Verhuel, einen geborenen Niederländer, den Baron von Clossonne, der vortrefflich gesprochen hatte, und einige Pfarrer, worunter einer aus den Cevennen von Rivaret, der voll glühender Wärme sich mit mir unterhielt, zu einer Mahlzeit, bei der das Leibliche keineswegs vergessen war, vereinigt fand. Ich saß neben einem gar guten Pfarrer aus dem Aveyron, im Süden, der die Orthodoxie und die Herzensgüte zusammen war. Eine junge, sehr artige Dame, Frau von Romilly, die im Elsaß und in Berlin gelebt hat und daher Deutsch kann — die Frau des Adoptivsohns Herrn Jaucourt's, welcher der letzte seines Geschlechts ist — machte die Honneurs. Auch saß mir zur rechten ein Elsässer, aber ich hatte die Satisfaction, daß beide declarirten, es sei nicht nöthig deutsch mit mir zu sprechen. Herr von Jaucourt ist ein lebendiges Bild eines französischen Edelmanns von echter Urbanität; es war eine wahre Freude, da zu sein, so fein und doch so natürlich wurde man behandelt. Nach dem Essen würdigte er mich einer langen Unterhaltung in einer Ecke des Zimmers über Religion und Revolution, in welcher er in beiden Hinsichten die edelsten Ansichten entwickelte und über meine Lebendigkeit so erfreut war, daß er lächelnd zu Monod sagte: «Voilà qui a de la chaleur!» Nachdem er die Ansichten der Minorität der Assemblée constituante auseinandergesetzt, und ich ihn versicherte, daß in Hinsicht der Sitten überhaupt der französische Adel weniger an die Ungleichheit der Stände erinnere, so sagte er: «Oui, Monsieur, il est vrai, que peut-

être la révolution elle-même, sans le vouloir, a été préparée pendant le dernier siècle plutôt dans les cercles de la haute société que dans le peuple, par ce ton d'urbanité qui était le soutien de l'égalité ou qui n'admettait qu'une aristocratie d'esprit.» Ich erwiderte ihm, daß dies leider in Deutschland noch nicht so sei. Jaucourt sagte mit dem Tone der wärmsten Ueberzeugung, daß er besonders vom Geiste des Protestantismus die Befreiung der Welt hoffe. Er hatte auch seine Mahlzeit mit folgendem Toast beschlossen: «Permettez-moi de porter une santé, Messieurs, à la liberté religieuse et civile; puissent-elles se propager de plus en plus, et croître sous l'ombre protectrice du saint Evangile, qui est la source de toutes les deux.» Das heiße ich einen Marquis! Ich verließ, nachdem der Mittagskaffee abends 9 Uhr getrunken war, diese Gesellschaft mit Gefühlen der Rührung und Zufriedenheit. Ich war, als ich Stuttgart verließ, wirklich bange, daß ich sollte über einen Monat doch eigentlich blos dem Vergnügen leben, und mein Gewissen wollte sich bei dieser Aussicht auf eine ununterbrochene Reihe von Vergnügungen und Genüssen nicht recht beruhigen; wenn ich aber jetzt auf die vier Wochen unserer Reise zurückblicke, so darf ich mir wohl gestehen, daß das Vergnügen im gewöhnlichen Sinne bei meinem hiesigen Aufenthalt bei weitem das Untergeordnete war, und daß ich vielmehr die meiste Zeit auf hohe geistige Genüsse verwandt habe, ja daß der Zweck meiner Reise vollkommener erreicht worden ist, als ich je hoffen zu dürfen geglaubt habe, und daß mir wirklich das Glück zu Theil geworden ist, über dreißig der aus-

gezeichnetsten Männer unserer Zeit persönlich kennen zu lernen, deren über hundert wenigstens zu sehen, und so mit unter den Edelsten einer großen Epoche und eines schon entschwundenen Zeitalters zu leben. — — Donnerstag glücklich den Invaliden, den hundertsiebenjährigen gesprochen!! Er ist am 6. Nov. 1720 geboren, ist klein wie Bilfinger, aber viel kräftiger; er sieht aus wie fünfundsiebzigjährig und ist doch schon Anno 1740, also vor siebenundachtzig Jahren, in Dienst getreten, hat die Schlacht bei Fontenay mitgemacht, den Marschall von Sachsen gekannt, er hört und sieht vortrefflich und sprach lange mit uns." — —

„Paris, 30. April 1827.

„.... Ich genoß auf dem cimetière du Père-Lachaise einen herrlichen Sonnenuntergang und lustwandelte mit einem kundigen gefühlvollen Führer, der eine große Freude an meiner Rührung hatte, drei Stunden lang, bis zur sinkenden Nacht, in diesem einzig schönen Haine der Todten, den ich mit nichts anderm vergleichen kann als mit dem seligen Eumenidenhain in des Sophokles «Oedipus auf Kolonnos», so süß klangen in den Cypressen die Nachtigallen! — Unzählige geschmackvolle und geschmacklose Monumente blicken aus den dichten Gebüschen hervor und bei jedem Schritt liest man einen berühmten Namen. Der arme Ney hat ein schön bepflanztes, denkmalloses Grab; auf seines Unglücksgefährten Labédoyère Grabstein steht ohne Rachegefühl: «enlevé à tout ce qui lui était cher, 1815». Lefèbvre und Kellermann, die Marschälle, liegen nach ihrem Wunsch nebeneinander unter prächtigen Mausoléen. Foy hat einen provisori-

schen Denkstein, bis sein von der Nation decretirtes Denkmal errichtet ist. Auf jenem steht außer einem französischen epigrammatischen Vers der herrliche Spuch: «Er ruht aus von seiner Arbeit, aber seine Werke folgen ihm nach». Der Vers heißt:

Hier quand de ses jours la source fut tarie,
La France en le voyant sur son char étendu
Implorait un accent de cette voix chérie,
Mais hélas! à ce cri jeté par la patrie
C'est la première fois qu'il n'a pas répondu.

„Von den unzähligen andern Inschriften habe ich mir noch zwei aufgeschrieben; die eine ist die einer Mutter, die Dich gewiß auch rührt:

Du paisible sommeil de la douce innocénce
Dans ce triste berceau tu dors, oh mon enfant!
Ecoute! c'est ta mère, oh ma seule espérance!
Réveille-toi — jamais tu ne dors si longtemps!

und die andere auf den Kammerdiener Turgy, der die Gebeine Ludwig's XVI. gesammelt und aufbewahrt, und der erst nach der Restauration gestorben ist:

De la cendre des rois pieux dépositaire,
Le ciel daigne bénir ses soins religieux:
Il a revu Louis au trône héréditaire,
Et comme Siméon il a fermé les yeux.

„Mein Führer hatte große Freude, daß ich das Edle aller Parteien anerkannte; er sagte mir, daß er aus Versailles, eines Hofbedienten Sohn sei, und in der Revolution seine Aeltern all ihr Vermögen verloren haben, sodaß er, nach einer bessern Erziehung schmachtend, keine

erhalten habe. Er hat Ludwig XVI. noch als absoluten König gesehen. Zum Beweise, daß er auch unparteiisch denke, zeigte er mir den Platz, wo einst eine Kapelle gestanden, in welcher der Père Lachaise einst in seinem Privatpfaffenconseil die Revocation des Edicts von Nantes, die er seinem Beichtkind, Ludwig XVI., anrieth, beschlossen, ein Platz, auf welchem durch ein seltsames Verhängniß jetzt sich die friedlichen Gräber der meisten Protestanten befinden." — —

„Dieppe, 1. Mai 1827.

„Mit welcher Wonne dachte ich Dir die herrliche Revue der Nationalgarden, dieses große Volksfest, bei welchem, vom blauesten Himmel begünstigt, auf dem Marsfelde (wo seit den Föderationsfesten von 1790 und 1792 kein so freiwilliges Fest mehr begangen worden) 20000 der schönsten Nationalgarden in Grenadieruniform, von fast lauter mit dem Orden der Ehrenlegion decorirten Offizieren angeführt, im Angesicht von mehr als 300,000 Zuschauern und von deren Freudenruf accompagnirt, ihrem in diesem Augenblick, wo man, voll von der Wohlthat des 17. April, alles von ihm hoffte, wirklich geliebten Könige ein einstimmiges Vive le roi! zuriefen und wo man auf nichts anderes wartete als auf einen Ministerwechsel — mit welcher Freude gedachte ich Dir dieses Fest zu schildern, das wir abends nach deutscher Weise vor den Barrièren draußen feierten, wo wir auch einem bal-champêtre von den elegantesten, contretanzenden Schneidern und Ladenjungfern beiwohnten, als am andern Morgen, Montag am 30. April, die Ordonnanz des «Moniteur», welche die Auflösung der National-

garde verordnet, den Sieg der Minister verkündigte und Schrecken und Ingrimm durch ganz Paris verbreitete. Die Veranlassung war, daß einige Compagnien derselben vor dem Könige A bas les ministres! gerufen. Dies verbitterte mir meine Abschiedsbesuche und machte, daß ich gern zum Wanderstabe griff; nachdem ich noch die Sitzung der Société asiatique (in der ich Sylvestre de Sacy, Degérando und den Aegyptier Agoub hörte) durch den stattlichen und sehr freundlich-höflichen Herzog von Orleans eröffnen sehen, und Villemain's ästhetischen cours vor tausend, sage tausend Zuhörern in der Sorbonne angehört. Abends fuhr ich in einer besoffenen, abscheulichen Gesellschaft ab und kam Dienstag am 1. Mai beim herrlichsten Maiwetter, nach einer ekelhaften Nacht, in der herrlichen gothischen Stadt Rouen in der Normandie an, wo mich auf der Post ein guter deutscher Kerl aus St.-Gallen, der guide der durchreisenden Engländer ist, auffing und mit der größten Lust mir die Herrlichkeiten dieser uralten Stadt, die kunstvollsten eichenen alten Häuser, den unaussprechlich herrlichen Dom und drei ebenso schöne andere alte Kirchen mit den glühendsten Glasgemälden zeigte. Das Dampfboot nach Havre war eine Stunde vor meiner Ankunft abgegangen und ich hätte erst heute Abend abreisen können; da entschied ich mich für Dieppe, was bedeutend näher ist und eine noch offenere Meeresaussicht gewährt. Auf der Impériale neben einem stummen, aber höflichen Engländer und zwei Flegeln von Franzosen rasselte ich durch die schöne nördliche Normandie, deren eine Hälfte einem blühenden

Heimbachthal, die andere einförmigen Fildern *) gleicht; sah von den Höhen herab das unendliche Meer — und sitze nun hier in Dieppe im trostlosesten Nebel wie vor drei Jahren auf dem Rigi. Da will ich denn den morgenden Tag verharren. — Fast hätte ich vergessen, Dir zu sagen, daß ich gestern Madame M. besucht und allerdings über die Lilien und Rosen erstaunt bin, die ich spediren soll. Uebrigens weißt Du, daß mir von jeher nur die Schwarzen und Blassen gefährlich gewesen. — Ach wärst Du doch nur heute an diesem Wundermorgen zu Rouen an meiner Seite gewesen, Geliebte, auch Uhland, Boisserée und Laßberg!" — —.

„Mittwoch, 2. Mai 1827.

„Meine Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden, und auf den abendlichen Nebel ist ein köstlicher Tag gefolgt. Ich stand heute früh schon um 5 Uhr auf und bestieg einen der Felsenhügel, die das Ufer von Dieppe bilden; anfangs hatte der Nebel noch alles inne, bald aber trieb ihn Wind und Sonne weg und der blaue Spiegel des Meeres lag unendlich vor mir; in mein Hotel zurückgekommen, fand ich einen der propriétaires des « Constitutionnel », der mich gestern mit einigem Mistrauen betrachtet, nachher aber sich überzeugt hatte, daß ich kein Mouchard sei, einen sehr gefälligen Führer nach den Seebädern der Herzogin von Berry, nach den Fischnetzen am Ufer, aus denen ich Seefische in Unzahl ziehen sah, und dann über den durch die Ebbe entblößten Meeresgrund, wo wir über Sand und Klippen hinwandelten, im Meergras und in Kieseln,

*) Gegenden in der Nähe von Stuttgart.

Muscheln und Meerschnecken wühlend; ich habe einiges für die lieben Kinder aufgelesen. Immer heller wurde das Meer, immer blauer der wolkenlose Himmel. Das Glück will mir eigentlich allzu wohl, denn ich hätte gern das Meer un peu méchante gesehen. So ist es eben — ein ungeheurer Bodensee. — —

„Abends 9 Uhr. Nachdem ich die immer dunkelblauer und schöner werdende See noch am Strande bewundert und mich mit einem Fischer, der unter Napoleon schon in Aegypten gedient, recht angenehm unterhalten, dann in meinem Hotel bei einer braven Witwe ein treffliches Essen, bei dem ganz frische Austern und mehrere Seefische figurirten, eingenommen, bestieg ich wieder meinen Kreidefelsen von heute früh, konnte mich lange nicht satt sehen an dem von verschiedenen Abendlichtern buntgestreiften Meere, das jetzt auch etwas mehr vom Winde bewegt und von schneeweißen, sonnenhellen Kreidefelsen begrenzt war, und harrte dann dem göttlichsten Sonnenuntergang entgegen, den ich je erlebt habe. Da war freilich kein Gedanke von Bodensee mehr, sondern echter purer Meereseindruck! Die Sonne ganz im Blauen, zog eine breite Furche Lichts durch das Meer, das dann rechts und links ganz silbern wurde. Dann unterbrachen es auf einmal schwarzblaue Streifen und der Einsaum war ganz schwarz. Etwa vierzig Schiffe waren auf dem unendlichen Spiegel sichtbar. Umsonst würde ich mich bemühen, Dir das langsame Sinken der Feuerkugel ins Meer, das Verbleichen der fernen Kreidehügel, die plötzliche blutrothe Färbung der schwarzen Abendwolke, die sich am Südwesthimmel

gebildet hat, und die plötzliche Umwandelung der Meeresfarbe ins herrlichste Paillegelb durch den Widerschein dieser Rosenwolke zu beschreiben. Meine Seele ergoß sich in ein stilles Gebet und in Thränen, und erst als es immer dunkler wurde, stieg ich hinab und gab mich dem irdischen Elemente, dem Bier und dem «Constitutionnel» zurück und las den Jammer über die unselige Ordonnanz in einem Kaffeehause. Die edelsten Ultras selbst scheinen entrüstet und nehmen, wie z. B. der Herzog von Doudeauville und der Vicomte Sosthènes de Larochefoucauld, ihre Entlassung. Wo soll das enden?" — —

„Paris, 4. Mai 1827.

„Donnerstag, 3. Mai rapide Heimreise beim schönsten Wetter, auf demselben Weg in besserer Gesellschaft. Abends 8 Uhr Ankunft in Paris, das mir nach der Reise ganz heimatlich vorkommt.

„So sende ich denn Gottlob den letzten Brief vor meiner Abreise an Dich ab. Ich kann Dir nicht aussprechen, wie sehr ich mich auf das Heimkommen freue! Wenn ich auf meinen Aufenthalt zurückblicke, so muß ich nur staunen über das ungeheuere Glück, das ich in jeder Hinsicht gehabt. Denke Dir, während achtunddreißig Tagen nur zwei Regentage, sonst immer himmelblaues Wetter! Morgen über acht Tage bin ich bei Dir!" — —

Die Rückreise ging in Begleitung der schon erwähnten schönen Würtembergerin und einer Freundin derselben glücklich von statten; Schwab hatte seine Gefälligkeit nicht zu bereuen, denn er befreundete sich wahrhaft

mit den beiden liebenswürdigen Frauen, sodaß er der einen von ihnen zu Liebe noch am letzten Tage trotz seiner Ungeduld einen Umweg über das Kloster Maulbronn machte, wo sie einen Bruder besuchen wollte. Dadurch verzögerte sich seine Ankunft zu Hause um einen Tag länger, als er seiner sehnsüchtig harrenden Frau angekündigt hatte. Aber als er nun alle die Seinigen gesund und froh wiedergefunden hatte, da konnte er sich erst recht seiner gelungenen Reise freuen und zehrte nun mit ihnen an den schönen Erinnerungen, die mitzutheilen ihm noch manchen Genuß verschaffte. Auch die beiden Reisegefährtinnen verweilten noch einige Tage in Stuttgart, um die Frau ihres Begleiters kennen zu lernen, die sie aus seinen Erzählungen lieb gewonnen hatten.

VII.

Beziehungen zu mitlebenden Dichtern. Redaction des „Morgenblatt". Kleine Reisen.

1825—32.

Je ausgebreiteter der Dichtername Schwab's in der literarischen Welt wurde, desto mehr ward dieser von fremden und einheimischen Kunstgenossen aufgesucht. Seine überaus freundliche und gefällige Art, mit der er jedermann entgegenkam, machte es auch Fremden leicht, zu ihm zu ge-

langen, und da es in Stuttgart nicht viele Männer seiner Art gab, so wurde er bald ein literarischer Mittelpunkt für das südwestliche Deutschland. Sein Haus war in einfacher Gastfreundschaft auswärtigen Besuchern jederzeit offen, und es machte ihm Freude, denselben diejenigen Bekanntschaften zu vermitteln, die sie zu machen wünschten. Infolge der in Paris angeknüpften Verbindungen sprachen nun auch häufig französische Gelehrte und Dichter bei ihm ein, und er hatte das Vergnügen, manche Berühmtheit von dort bei sich zu sehen.

Unter den hervorragenden Dichtern jener Zeit, mit welchen Schwab in nähere Berührung kam, ist vor allen August Graf von Platen zu nennen. Schwab machte seine Bekanntschaft im Jahre 1825, wo er einen Abend bei Dr. Schorn mit ihm zusammen war. Platen, der damals schon mehrere kleinere Sammlungen Gedichte veröffentlicht hatte, las eine Reihe noch ungedruckter vor, die auf Schwab einen so tiefen Eindruck machten, daß er dadurch zu folgendem Sonett begeistert wurde:

An August Grafen von Platen.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Das war kein Mahl aus Orients fremder Küche,
Das mundet anders als die kalten Sprüche,
Die der Hyperbeln Würze heiß gemischet!

Wein, lautern Wein hast du mir aufgetischet;
Erzogen auf durchsonntem Steingebrüche,
Glüht er im Kelch, dampft auf in Wohlgerüche
Und schäumt, daß ihn kein Tadel überzischet.

Im Innersten hab' ich's bekennen müssen:
Du bist, du bist der heil'gen Sänger einer,
Vor deren Geist der meinige sich beuget.

Ja, selig ist die Lust, die schafft und zeuget;
Doch eine — heut empfind' ich's — ist nicht kleiner:
Die Lust, begabt're Geister zu begrüßen.

Es entspann sich darauf ein Briefwechsel, der sich hauptsächlich auf die Herausgabe von Platen's Dichtungen bei Cotta bezieht, wobei Schwab Gelegenheit hatte, dem Dichter manche Gefälligkeit zu erweisen. Die Briefe Platen's sind in dem von Johannes Minckwitz, einem enthusiastischen Verehrer Platen's, herausgegebenen Briefwechsel (Leipzig 1836) als Anhang abgedruckt. Auch Minckwitz correspondirte später viele Jahre lang mit Schwab und hielt sich eine Zeit lang in Stuttgart auf. Er übersetzte für die Metzler'sche Classikerausgabe den Sophokles und Aeschylus.

Unter Schwab's Schülern war ein talentvoller junger Mann, Wilhelm Waiblinger, der sich sehr an Schwab hielt, ihm aber bald viele Sorge machte, da des Jünglings Geniesucht diesen auf Abwege leitete. Die vier Sonette „Antwort an einen jungen Dichter" (1821) sind an Waiblinger gerichtet. Dieser studirte bis zum Jahre 1826 im Stift zu Tübingen; nachdem er absolvirt hatte, trieb es ihn mächtig nach dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, zugleich wollte er durch diese Reise aus seinen durch eigene Schuld herbeigeführten schlimmen Verhältnissen loskommen und in der Fremde ein neuer Mensch werden. Schwab verwendete sich für ihn bei Herrn von Cotta, der

ihm die Mittel zu einem zweijährigen Aufenthalt in Italien gab, wogegen Waiblinger sich zu literarischen Leistungen verpflichtete. Schwab gab sich unendliche Mühe, ihn auf den rechten Weg zu bringen und hoffte immer wieder, das große Vertrauen, das der junge Mann ihm zeigte, werde es ihm möglich machen, einen heilsamen Einfluß auf denselben auszuüben. Allein Waiblinger's ungestüme Sinnlichkeit und die gar zu hohe Meinung, die er von seinen Talenten hatte, verhinderte dies. Es gelang ihm nicht, sich aus dem Schlamme der Verdorbenheit aufzuraffen, er versank immer tiefer darin, zerstörte dadurch seine seltene Körperkraft und starb am 17. Jan. 1830 in Rom. Platen schreibt über ihn an Schwab am 16. Febr. 1828 aus Rom: „Waiblinger hat viel Talent, aber vielleicht nicht genug, um eine Existenz darauf zu gründen. Der Aufenthalt in Italien ist ihm in vieler Hinsicht schädlich und vermehrt seine Geniesucht. Seine Gedichte werden um nichts besser, wenn auch in jedem das Pantheon, das Colosseum und das forum romanum vorkommt, was alles bei ihm blos Phrasen sind. Ein eigentlich tiefes Naturell hat er nicht, aber es kann ein potenzirter Kotzebue aus ihm werden, der auf dem Theater große Fortune macht. Die Täuschung besteht blos darin, daß solche Leute sich für künftige Sophoklesse halten, was man aber nicht so leicht werden kann, wenn man gelebt hat wie ein Schwein, was er selbst jeden Tag eingesteht, denn seine Aufrichtigkeit geht bis zum Ekelhaften. Lord Byron könnte zwar die liederlichen Genies in Credit bringen, aber abgesehen davon, daß es bei ihm gewiß nicht halb so arg war, als man

es macht, so lebte er auch in glänzenden Verhältnissen und hatte nicht nöthig, den Bierkneipensitzer und Bordellgänger zu machen."

Nach Waiblinger's Tode wurde im „Nürnberger Correspondent" ein gelegentlicher Angriff auf Schwab gerichtet, als ob er Waiblinger in seiner hohen Meinung von sich bestärkt, durch Bewunderung verwöhnt, — dadurch zu seinem Untergange beigetragen hätte. So tief unsern Schwab dieser Vorwurf schmerzte, sprach ihn doch sein Gewissen vollkommen frei; denn er war sich zu gut bewußt, wie er alles versucht hatte, um Waiblinger zur Selbsterkenntniß zu helfen. Freunde, die das Verhältniß kannten, sprachen sich brieflich entrüstet über jenen Angriff aus, der Schwab um so mehr kränken mußte, als er in muthmaßlichem Zusammenhang stand mit verletzenden Ausfällen in andern Blättern, namentlich in Spindler's „Damenzeitung" und der „Stuttgarter Stadtpost"; so schrieb unter andern ein Studiengenosse Waiblinger's, Wilhelm Hoffmann (jetzt Hofprediger in Berlin), am 16. März 1830: „Die Invective gegen Sie wegen Waiblinger hat mich mit Unwillen erfüllt, weil ich weiß, aus welcher incompetenten Quelle sie fließt, und weil ich mich aus meinem genauen Umgang mit Waiblinger mehrerer Aeußerungen erinnere, die deutlich durchblicken ließen, daß Sie zu wenig das gethan, was der Zeitungslieferant Ihnen vorwirft. Ich sage dies nur, weil meine genaue Kenntniß der Waiblinger'schen Angelegenheiten mich dazu nöthigt, nicht etwa, weil ich glaubte, daß Sie nicht selbst der Beweise genug und stärkere geben könnten, wenn der Angriff in seiner bisherigen Gestalt es werth wäre."

Professor Wurm in Hamburg sandte in das genannte Blatt eine Berichtigung und Vertheidigung Schwab's ein, die dort mit Namensunterschrift eingerückt wurde. Schwab selbst fand es aber doch auch für nöthig, im „Schwäbischen Mercur“ eine Erklärung abzugeben, in der er sagte: „Meine Stellung in einem öffentlichen Lehramt und das Bewußtsein, niemals bei meinen Schülern die ästhetische Verweichlichung, viel weniger die Sittenlosigkeit gehegt zu haben, fordern mich auf, das Vorgeben obigen Artikels für verleumderische Unwahrheit zu erklären. Erst wenn der Verfasser des Artikels den Versuch eines Beweises der von ihm behaupteten Thatsache, «daß Wilhelm Waiblinger von mir über Gebühr bei jeder Gelegenheit hinsichtlich seiner Anlagen geschmeichelt worden», dem Publikum vorgelegt haben wird, wozu er hiermit, sowie zu Nennung seines Namens, von mir aufgefordert ist, werde ich meinerseits es an der Zeit finden, die Gegenbeweise bekannt zu machen, die in meiner Hand sind.“ Der Beweis blieb natürlich aus, und somit war die unangenehme Sache erledigt.

Im Spätsommer 1827 wurde Schwab durch den sehr erwünschten Besuch Wilhelm Müller's aus Dessau, des Dichters der „Griechenlieder“, erfreut. Er kam auf einer Rheinreise mit seiner liebenswürdigen Frau nach Stuttgart und wohnte vierzehn Tage bei Schwab. Schon seit längerer Zeit waren die beiden Männer durch Heinrich Brockhaus und Matthisson in brieflichen Verkehr gekommen, und hatten den Wunsch gehegt, einander persönlich kennen zu lernen. Matthisson hatte durch eine Aeußerung über Müller's ängstliche Gesundheit dessen

Freunde fast erschreckt; aber der Eindruck, den Müller's Erscheinen machte, war ganz anderer Art, er war frisch und regsam, voll Geist und Leben, nur konnte er keine großen Anstrengungen ertragen und bedurfte zuweilen der Ruhe. Es war eine sehr schöne Zeit, welche beide Familien miteinander verlebten: die Dichter hatten soviele gemeinsame literarische Interessen, auch Müller's feine classische Bildung brachte ihn Schwab näher; die Frauen nahmen Antheil an dem Verkehr der Männer, liebten es aber auch, einander ihre Verhältnisse mitzutheilen und zu vergleichen, und freuten sich ihres ähnlichen Glücks auch im Besitz ihrer Kinder. Viele schöne Stunden wurden mit Uhland, dem Epigrammatisten Haug, Reinbeck, Matthisson, Grüneisen zugebracht. Von Wilhelm Hauff fühlte sich Müller besonders angezogen, und niemand ahnte noch, wie bald die beiden jungen und anscheinend blühenden Männer das gleiche Todeslos treffen sollte. Müller's geistreiche Frau schwärmte in Liebe und Verehrung für ihren Mann und theilte alle seine Interessen aufs treulichste mit ihm. Von Stuttgart aus besuchte Müller noch Kerner in Weinsberg. Dieser hatte Müller zu Ehren die griechische Flagge auf seinem Thurme aufgepflanzt; in der Nacht kam ein Platzregen und wusch die blaue Farbe heraus, sodaß ein trauriges Schwarz und Weiß übrig blieb und man morgens mit unheimlichem Gefühl die Trauerfarben sah. Statt der Nachricht von Müller's glücklicher Heimkehr erhielten die Freunde die Todesbotschaft. Er war mit seiner Frau zwar ganz wohl und heiter zu Hause angelangt, sie hatten sich der Heimat

und der Ihrigen wieder erfreut; aber nach wenigen Tagen wurde die Frau in der Nacht durch ein Stöhnen wach, und, nachdem sie eilig Licht angezündet, fand sie ihren Gatten todt. Die erschütternde Nachricht von diesem plötzlichen Verluste traf die schwäbischen Freunde doppelt schmerzlich nach dem schönen Zusammensein, das ihnen als der Anfang einer dauernden freundschaftlichen Verbindung erschienen war. Schwab übernahm die Herausgabe von Müller's „Gesammelten Werken", die in fünf Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1829) erschienen, und schrieb dazu eine Biographie des Dichters.

Nur einige Wochen später starb am Nervenfieber der erst fünfundzwanzigjährige, in vollem Schaffen begriffene und mit schnell erblühtem Ruhm beglückte Wilhelm Hauff. Sein unerwarteter Tod erregte in den literarischen Kreisen Stuttgarts eine schmerzliche Theilnahme, und Schwab gab seinem Gefühle Ausdruck durch ein im Namen der Freunde an seinem Grabe gesprochenes Gedicht. Dasselbe findet sich in der ersten Ausgabe seiner Gedichte, Theil I, S. 116, wo auch unmittelbar vor demselben der Wilhelm Müller gewidmete Nachruf abgedruckt ist. Auch Hauff's „Sämmtliche Werke" wurden von Schwab mit einer einleitenden Biographie und Charakteristik (Stuttgart, Brodhag, 1830) herausgegeben.

Mit dem Beginn des Jahres 1828 übernahm Schwab die Mitredaction des „Morgenblatt", das in den letzten Jahren Wilhelm Hauff geleitet, und nach dessen Tode sein Bruder Hermann Hauff übernommen hatte. Der Jahrgang wurde eröffnet mit einem Gedicht „Vision am

Jahresschluß 1827", und die Redaction fügte die Notiz hinzu, daß der Verfasser des Gedichts, Professor Gustav Schwab, derselben seine besondere Mitwirkung zugesagt und namentlich das Fach der Poesie übernommen habe. In den nächsten Jahren wendete er seine freie Muße hauptsächlich für das „Morgenblatt" an; neben einzelnen Gedichten erschienen darin auch hin und wieder prosaische Aufsätze von ihm, wie z. B. „Meine Sammlung", eine Galerie alter Leute, für die er eine besondere Liebhaberei hatte und sie aufsuchte, wo er solche zu finden wußte (Jahrgang 1828 und 1829); „Gedanken über die classische Literatur der Alten", in einer Reihe von Briefen an deutsche Frauen (Jahrgang 1829); „G. B. Bilfinger und seine Correspondenz" (Jahrgang 1830). Damals gab das „Morgenblatt" mehr Poesie als später; es sammelte sich um Schwab ein Kreis jüngerer Dichter, die meist durch ihn und das „Morgenblatt" in die literarische Welt eingeführt wurden. Es waren besonders Adolf Schöll, Karl Simrock, Wilhelm Wackernagel, Georg Rapp, Eduard Mörike, Ludwig Bauer, Friedrich Notter, Anastasius Grün, Gustav Pfizer, Nikolaus Lenau, Reinhold Köstlin, Johannes Fallati, Heinrich Kurz, Ludwig Seeger, Ferdinand Freiligrath, Niklas Müller.

Auch die ältern Dichter, wie Uhland, Kerner, Karl Mayer, Platen, gaben hin und wieder ihre neuentstandenen Gedichte ins „Morgenblatt". Es entstand aus dieser Redaction für Schwab eine ausgebreitete Thätigkeit, die ihn in unzählige Verbindungen brachte, welche ihm zwar sehr viel Erfreuliches, aber auch manche un-

angenehme Verlegenheit bereiteten. Einerseits stand er mit dem größten Theil der Genannten in Briefwechsel, andererseits ergingen an ihn zahllose Zusendungen von Unbekannten, die theils um Aufnahme ihrer Gedichte ins „Morgenblatt", theils um Verwendung bei Buchhändlern, theils auch nur um sein Urtheil oder seinen Rath in Beziehung auf ihre Befähigung zur Poesie baten. Schwab war bei seiner wohlwollenden Natur, die jedermann gefällig und förderlich sein mochte, nicht im Stande, irgendetwas derart abzuweisen; bei seiner so sehr ausgefüllten Zeit nahm er sich doch immer die Mühe, die ihm gesandten Manuscripte durchzugehen und den betreffenden Autoren seiner Ueberzeugung gemäß zu antworten. Es war ihm schmerzlich, wehe thun zu müssen, wenn er irgendwo ein ernstliches Streben fand, er suchte daher auch den Tadel so schonend einzurichten als er konnte, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. Für das viele Schlechte, das er lesen und beurtheilen mußte, und für den mannichfachen Aerger, den ihm die Empfindlichkeit der Poeten bereitete, wurde er aber reichlich entschädigt durch die lebhafte Freude, die er fühlte, wenn er etwas wirklich Gutes fand und den Ruhm eines neuaufgehenden Gestirns verkündigen durfte. Es ist für seinen Charakter ganz bezeichnend, daß ihm auch die leiseste Regung des Neides fremd war; er vermochte sich überhaupt im Leben über das Glück anderer zu freuen, ganz als ob es das seinige wäre, und so konnte ihn auch der Ruhm eines andern Dichters nie verletzen, er war vielmehr bereit sich unterzuordnen, wo er in irgendeiner Richtung größere Gaben oder vollkommenere Kunst zu

erblicken glaubte. Wo er aber gemachtem Ruhm oder der Tagesmode mit übermäßiger Bewunderung huldigen sah, da überließ er das Urtheil ruhig der Nachwelt, die schon das Echte vom Unechten sondern werde. Mit Wolfgang Menzel, der gleichzeitig das mit dem „Morgenblatt" verbundene „Literaturblatt" redigirte und hier seine scharfe Polizei gegen manchen literarischen Unfug übte, stand Schwab in freundschaftlichen Verhältnissen. Doch waren beide keineswegs immer Eines Sinnes und es gab auch vorübergehende Spannungen; besonders als Menzel Goethe herabsetzte und Schiller einseitig erhob, fühlte sich Schwab in seiner tiefsten ästhetischen Ueberzeugung verletzt und machte sich in der Stille durch manches treffende Epigramm Luft. So z. B.:

Lang' hab' ich mich gewehrt für unsern Meister Goethe'n,
Nun schweig' ich; denn wie kannst Unsterbliches du tödten?
Doch wo auf Sterbliches dein schwerer Kolben traf,
Da stürzt es auch gewiß, und freudig ruf ich: Bravo!

Nur um so fester hielt er an seiner alten tiefen Verehrung Goethe's, wie dies noch ein Epigramm vom Jahre 1845 ausdrückt:

An Goethe.

Als ich ein Jüngling war, da machtest du klug mich und alt mich;
Aber den Greisenden jetzt schaffet zum Jüngling dein Lied.

Bei dem unaufhörlichen Andrange der verschiedenartigen Geschäfte, denen Schwab in Stuttgart auf keine Weise auszuweichen vermochte, war das einzige Mittel seine Gesundheit zu erhalten und sich von Zeit zu Zeit

wieder zu erfrischen, daß er öfters größere Spaziergänge oder kleine Fußreisen unternahm. Dabei war er äußerst genügsam; wenn die Witterung ihn nur halbwegs begünstigte, die Nachtquartiere nur einigermaßen leidlich waren, so war er glücklich und genoß mit ganzer Seele jede schöne Aussicht, jede freundliche Begegnung; selbst die Sehnsucht, die er nach seinen Lieben zu Hause in sich trug, wurde ihm zum Genuß. Nie war er vergnügter, als wenn seine Frau ihn auf solchen Wanderungen begleiten konnte. Auch Freunde und ehemalige Schüler waren ihm oft liebe Genossen. Unter den letztern nennen wir besonders Adolf Schöll (jetzt Hofrath in Weimar), aus Brünn gebürtig und von einer dort ansässigen württembergischen Familie abstammend. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung im stuttgarter Gymnasium und auf der Universität Tübingen und vollendete später seine philologisch-philosophischen Studien in Göttingen und Berlin. Schöll weilte damals öfters in Stuttgart und in Hohenheim, wo er sich bei seiner Schwester und deren Gatten, Professor Riecke, einmal längere Zeit aufhielt. Dieser lebendige, regsame, für alle geistigen Interessen und besonders für Poesie mit der feinsten Empfänglichkeit begabte junge Mann mußte Schwab besonders anziehen, und so besuchte auch Schöll diesen fleißig und theilte ihm mündlich und schriftlich mit, was ihn bewegte. Manches frische lyrische Gedicht konnte er dem ältern Freunde vorlegen; auch unternahm er eine größere dramatische Arbeit „Dido", ein Trauerspiel, das 1827 (Stuttgart, Cotta) erschien und das sich durch philosophischen Gehalt und schöne Sprache auszeichnete und von Schwab

in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eingehend besprochen wurde. Die Correspondenz mit Schöll wurde bis in die Mitte der dreißiger Jahre nach Göttingen, Brünn und Berlin lebhaft fortgesetzt. Wie lebendig noch jetzt Schwab's Bild in dem Herzen dieses Freundes lebt, mögen einige Zeilen aus einem Briefe desselben an den Verfasser unterm 3. März 1857 zeigen. Er schreibt: „Ich wollte, ich könnte der Nachwelt Schwab in der Frische hinmalen, wie er mir lebt, mit seinen blitzenden und rollenden Augen, seinem leicht erröthenden Gesicht, seiner heiter-beweglichen Wärme, so theilnahmvollen und kindlich treu in Pietät, so wanderlustig und hängend an der Heimat, so leicht scheu gemacht im Augenblick und freimüthig in bleibender Gesinnung, so lobbedürftig und redlich bescheiden, lebhaft lebend und liebend und lange jung. So hat mir sein Bild und Geist meine Jugendtage belebt. Nichts Ungesuchteres und wahrhafter Gewinnendes als seine Herablassung zu mir, dem Schüler, und der Uebergang seiner Herzensgüte in Kameradschaft, Wandergenossenschaft, Freundschaft zum Schüler. Ihm ward alles erst recht eigen, wenn er es mit dem Nachstrebenden oder Mitstrebenden, Mitbedürftigen und Verwandten theilte."

Um noch einen tiefern Blick in dieses für beide Theile so wohlthuende Verhältniß zu eröffnen, mögen einige Auszüge aus Schöll's frühern Briefen folgen.

„Hohenheim, 12. April 1828.

„Verehrter Herr Professor, und, wie ich mit Stolz hinzusetze, theurer Freund! Als ich gestern von Ihnen Abschied genommen hatte und bald durch den Wald von

Kleinhohenheim an den schönen Abhang kam, von wo ich die herrlichste Aussicht über unsere Gegend genoß, und die Alb in einer einzigen Abendbeleuchtung weit großartiger und erhabener vor mir stehen sah als von jenem degerlocher Punkt aus, da wünschte ich Sie mit Sehnsucht an meine Seite und fühlte zugleich erst recht, wie mich die Unterhaltung mit Ihnen wieder belebt und besittigt hatte. Um so mehr wünschte ich, Sie heute hier wiederzusehen. Anstatt Ihrer ist nun — der junge Köstlin gekommen, der so gut sein will, diesen Brief an Sie mitzunehmen. Ich will damit nichts anderes als Ihnen für das gestrige Vergnügen danken und die beigelegten vier Lieder schicken. Wenn Sie in denselben eine Veränderung zum wahrhaft Lyrischen fänden, so würde mich das sehr freuen, und ich würde dann, trotz Ihrer Einrede, nicht anstehen, mich nochmals Ihren Schüler zu nennen." — —

„Dresden, 1. Nov. 1828.

„Theurer Freund! Mein Brief sollte wol von Rechts wegen mit Dank anfangen, und wenn ich auch von allem, was Du und was Deine liebe Frau mir erwiesen, schweigen wollte, mit Dank für meinen lieben neuen Smollisbruder, der, am letzten Abend in Stuttgart unter Uhland's Hausthür mir ins Ohr zugesagt, ein sehr schöner Schluß für die schönen Stunden war, die ich in dieser guten Stadt genossen habe. Doch Freunde verlernen unter sich das Danken, und Dein Freund möcht' ich sein; ein Freund, der nur wünscht, sich einst gleiche Ansprüche auf Deinen, dann auch unausgesprochenen, Dank erwerben zu können. Wenn ich nun gleich zum

Erzählen von Tieck übergehen will, so komme ich doch unwillkürlich wieder ins Danken. Denn wie hätte ich gleich so eine gute Aufnahme bei ihm finden können, wenn ich ihm nicht ein so liebes Geschenk, das die beste Adresse war, mitgebracht hätte! — Ich kam zwar schon am Montag Mittag hier an; da mein Koffer mit den Kleidern erst Dienstag Nachmittag hier eintraf, so konnte ich erst am Abend des letztern Tags Deine Gedichte, begleitet von meiner Bitte um Audienz, dem bewußten herrlichen Manne zuschicken, worauf ich denn auf Mittwoch halb vier Uhr beschieden ward. Mit einem seltsamen Gemisch von Neugier, Schüchternheit, Hoffnung und feierlichem Gefühl trat ich ins Haus und, an der Zimmerthür von Tieck empfangen, mit ihm in sein Studirzimmer. Als ich aber diesem humanen, klaren Gesicht gegenübersaß, ward es mir ganz wohl und leicht, und als ich vollends diese schöne Stimme aus dem anmuthigen Dichtermund mit der kräftigen und doch so gemäßigten Artikulation zu mir sprechen hörte, ward ich so erweckt, daß ich glaube, ich habe nie in meinem Leben ein besseres Deutsch gesprochen. Anfangs sprach ich fast mehr als Tieck und richtete besonders gleich Deine Aufträge aus. Er sprach mit Liebe und Dank von Dir, und wie ich sagte, Du hättest Dich noch von einer gewissen Schüchternheit abgehalten gefühlt, an ihn zu schreiben, so sagte das lebhafte «O!», mit dem er einfiel und Deine «Gesinnung» gegen ihn «zu gut» nannte, daß er zwar an die Aufrichtigkeit dieser Versicherung glaubte; aber Dir andere Ansprüche zuerkennt als Du Dir selbst. Er sprach überhaupt mit Wärme von Stutt-

gart, fragte, ob ich dahin schreibe, und bat mich, seinen herzlichen Dank an die Stuttgarter nicht zu vergessen und besonders Dir zu sagen, was für eine Freude Dein Geschenk ihm gemacht habe.*) In mehreren Aeußerungen versicherte er mich des Genusses und der Annehmlichkeiten, die ihm Würtemberg mit seiner schönen Gegend, Landesart und Sitte gewährt habe. Mit dem Gegensatz von Norddeutschland und Süddeutschland verband er auf eine feine Weise den Streit über Goethe und Schiller. Warum bei meinen Landsleuten Goethe bei weitem nicht so unbedingt dastehe als Schiller, dafür finde er einen Grund auch darin, daß die Schwaben soviel unmittelbare Poesie haben, welche die Norddeutschen viel mehr entbehren. Sie haben eine schöne Natur, Gesellschaft, Wein, ein freieres Leben. Dieses treu im Gedicht zu finden, gibt ihnen also nichts Neues und ist für sie von geringerm Werth; wogegen die Norddeutschen jener Dinge weit mehr ermangeln, ein Surrogat dafür in einer Poesie wie Goethe's finden, welches sie zur Natur zurückführt und manche Lücken des Lebens ausfüllt. Ich fügte hinzu, daß der Süddeutsche überhaupt mehr aufs Gefühl selbst als auf den Ausdruck sich verstehe — ein Verhältniß, das beim Norddeutschen wol umgekehrt sei — und daß eben darum Schiller mit seinen großen Schlagwörtern den gläubigen Gemüthern jener mehr imponire. Etwas — erwiderte er — trägt wol auch der Patriotismus und die Selbstliebe dazu bei, daß die Würtem-

*) Tieck hatte im Sommer vorher Stuttgart besucht und auch einen Abend bei Schwab zugebracht.

berger ihren Landsmann Schiller so hoch stellen. Hoch muß man ihn stellen; aber nicht zu hoch, nicht ausschließend. — Die Aesthetiker von Profession, meinte ich, wenn ich sie so nennen dürfe, seien doch im Durchschnitt der andern Ueberzeugung. Schwab — «Ja, Schwab steht da überhaupt höher!» — Die Gräfin Finkenstein unterbrach uns, die, nachdem ich ihr vorgestellt war, gleich sich auch sehr freundlich an Stuttgart und seine lieben Bewohner erinnerte. «Ja», sagte Tieck, «wir haben da in kurzer Zeit von so vielen lieben Menschen so viel wohlthätige Eindrücke bekommen, daß wir es gar nicht genug in unserer Einsamkeit haben wieder fühlen können.» Ich brachte nun Deine Einladung, wie Du sie mir aufgegeben, an. Er gab nicht zu, daß man ihm lästig geworden sei; vielmehr haben ihn diese reichlichen Beweise von Wohlwollen sehr gefreut, und er wünsche selbst die Bekanntschaft mit euch, wenn es ihm möglich werde, noch fester zu knüpfen. Auch nach Uhland, dessen Grüße ich ausrichtete, erkundigte er sich sehr angelegentlich, wie auch nach seinem Werk. Wenn er nur nicht darüber aufhöre zu dichten. Er wisse aus eigener Erfahrung, wie man da so leicht immer tiefer ins Grübeln hineinkomme. — Sonst sprachen wir noch von Rast, vom Theater u. dgl. Beim Abschied reichte er mir die Hand, dankte mir mit anmuthiger Humanität für meinen Besuch, und, nachdem bei seinem wiederholten Auftrage, den Stuttgartern und Dir zu danken, auch die Gräfin eingestimmt hatte, lud er mich auf Freitag (weil er Donnerstag im Theater zu thun habe) zum Thee, und auch auf Sonnabend, wenn ich bliebe. Ich entschloß

mich nur deshalb, zu bleiben. Gestern war dieser Freitag, und so hörte ich denn Tieck das Lustspiel «Erziehung macht den Menschen» unvergleichlich vorlesen. Es ist von einer solchen Vorlesung, worin er die Personen nie nennt, jeden in eigener Stimme und Mimik hält und das Ganze so lebhaft ins Spiel bringt, daß man oft alle zugleich zu hören glaubt, während er auch mit der Bewegung der Hände sehr viel anzudeuten weiß — es ist von einer solchen Vorlesung ein ganz kleiner Schritt zur vollständigen Aufführung eines Stücks, und wahrlich, die theatralische Aufführung, die dies Vorlesen übertreffen soll, muß sehr gut sein. — Nach der Vorlesung, als der größte Theil der Theegäste sich entfernt hatte, ward mir noch die Freude, daß Tieck sich zu mir setzte und ein halbes Stündchen sehr lebhaft sich mit mir unterhielt." — —

Die erwähnten Gedichte, mit welchen sich Schöll bei Tieck eingeführt hatte, waren der erste Band von Schwab's eben erschienener Sammlung (Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1828), dem im Jahre 1829 der zweite Band folgte, welcher die größern epischen Dichtungen enthielt. Die Freunde seiner Muse waren über diese Herausgabe sehr erfreut; kurz vorher waren Kerner's Gedichte herausgekommen und eine neue Auflage von Uhland's Gedichten erschienen, sodaß man nun die Hauptvertreter der schwäbischen Dichtung beisammen hatte. Schöll gab in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1830) eine sehr eingehende ästhetische Würdigung der Gedichte Schwab's, die das Charakteristische von vielen derselben treffend bezeichnet und von bleibendem Werth ist.

Im Herbste 1828 reiste Schwab mit seiner Frau und seinen ältern drei Kindern nach Heidelberg zu seinen Verwandten. Von dort aus gingen sie nach einigen Tagen weiter und den Rhein hinunter bis Köln; die Kinder wurden einstweilen in Heidelberg zurückgelassen. So genußreich die Rheinreise war, die sie theils zu Land, theils zu Wasser machten, und die ihnen manche freundliche Begegnung verschaffte, so fühlte sich Schwab doch nicht ganz davon befriedigt, und meinte, eine Schweizerreise sei doch etwas anderes, die wollten sie womöglich im nächsten Jahre vornehmen. Sie freuten sich sehr, wieder zu den Freunden nach Heidelberg zu kommen und mit ihnen eines ruhigen Zusammenseins zu genießen. Aber dieser Genuß wurde auf eine unerwartete Weise abgekürzt durch die Nachricht, daß die verwittwete Königin Mathilde gestorben sei und Schwab den ehrenvollen Auftrag erhalten habe, sogleich ihre Lebensbeschreibung zu verfassen. Sie eilten nun schleunig nach Hause und Schwab schrieb am 21. Nov. 1828: „Geliebter Ullmann! Wie lange lag es mir auf dem Herzen, Dir ein Echo von meiner heidelberger Glückseligkeit zuzurufen, aber es konnte sich unter Majestätsbiographien, Arrian- und Plutarchrevisionen und etlichen Recensionen kaum aus meiner Brust und in die Feder hineinarbeiten, und bis vor vierzehn Tagen plagte mich auch noch mein Augenübel. Jetzt athme ich etwas freier auf; die Biographie, die mir viel mehr zu thun machte, als man ihr (wie ich hoffe) ansehen soll, ist längst gedruckt; ja, ich wiege schon eine nicht ungewichtige und sehr elegant gearbeitete goldene Dose in der Hand. — Die Arbeit

hat mich auf alle Weise so in Anspruch genommen, daß die goldene Vacanz und ihr goldenster Theil, der Aufenthalt in eurer Mitte, wie ein ferner Traum hinter mir liegt. Nur die letzten Tage bin ich durch den Besuch des liebenswürdigen Justinus Kerner wieder etwas aufgethaut, wir haben zwei fidele Abende auf dem Museum und bei Reinbeck's und nachher bei Uhland gefeiert. Auch den Romanschreiber Spindler habe ich in der letzten Zeit kennen gelernt und einen geistreichen und bei einiger Zurückhaltung doch warm fühlenden Mann an ihm gefunden." — —

Im März 1829 hatte Schwab noch in Heilbronn eine Zusammenkunft mit Ullmann, der im Begriff war, einem Ruf nach Halle zu folgen, und dadurch den Freunden auf längere Zeit ferner gerückt wurde.

Die Herbstferien dieses Jahres wurde zu einer kleinen Reise in die Schweiz verwendet, und zwar führte sie Schwab mit seiner Frau großentheils zu Fuße aus. Sie besuchten den Bodensee und die Appenzeller Gebirge, gingen von Gais aus ins Weißbad, sodann auf die Ebenalp und machten von dort aus einen halsbrechenden Weg zum Seealpsee, mehrere Stunden an steilen Felsen hinunterkletternd. Sehr freundlich von Herrn von Laßberg eingeladen, nahmen sie nun den Rückweg über St.-Gallen nach Eppishausen und brachten dort, obwol bei schrecklichem Regenwetter, acht unvergeßliche Tage zu. Die Gastfreiheit des ritterlichen Edelmanns zeigte sich im schönsten Licht; es waren noch mehrere Besucher anwesend, und alle fühlten sich in den schönen Räumen, die eine Menge von mittelalterlichen Merkwürdigkeiten enthielten,

äußerst behaglich. Keinen Augenblick fehlte es an der interessantesten Unterhaltung; bald wurden die Schätze der Bibliothek gemustert, bald schöne Glasmalereien und andere Denkmale mittelalterlicher Kunst vorgezeigt. Der Rückweg wurde nach einem Reiseplan des Herrn von Laßberg über den Heiligenberg und durch das Donauthal genommen. Auf jenem hatten sie noch den schönsten Anblick der Schweizerberge, und während sie sich in der sogenannten Freundschaftshöhle eben des herrlichsten Alpenglühens freuten, steckte Schwab seiner Frau einen schönen alten goldenen Ring an, als Gastgeschenk von Herrn von Laßberg, der ihm den Auftrag gegeben hatte, es an dieser Stelle zu thun.

Im Januar 1830 schrieben Schwab und Sophie an Ullmann's nach Halle, noch in voller Begeisterung über diese schön gelungene Reise. Schwab fügte bei: „Was ich euch als frohe Neuigkeit melden möchte, daß unser theurer Uhland endlich im dreiundvierzigsten Lebensjahre auf den Posten gestellt worden ist, auf den er in seinem fünfundzwanzigsten gehört hat, und auf Ostern Tübingen als außerordentlicher (und außerordentlicher!) Professor der deutschen Literatur und Mitglied der philosophischen Facultät beziehen wird, das wißt Ihr doch schon aus den Zeitungen. ‚An meinen Verlust habe ich dabei noch nicht gedacht, so sehr leuchtet mir die Nothwendigkeit ein, daß durch einen Mann von Geist, Herz und Verstand, durch einen von ganz Deutschland anerkannten Dichter auf unsere Jugend eingewirkt werde!" — —

Auch an Schöll ertheilte Schwab diese wichtige Nachricht und erhielt darauf folgende Antwort:

„Brünn, 16. Jan. 1830.

„Lieber, theurer Schwab! Dein Brief, den ich gestern zum Abendessen erhielt, elektrisirte mich so, daß meinem ganzen Hause bange ward, ich laufe auf und davon zu euch. Vor der Hand kann ich mich aber nur beeilen, eine kurze Antwort noch diesen Morgen ablaufen zu lassen. Die Nachricht von Uhland's fixer Anstellung, die mir im allgemeinen schon meine Schwester als von Dir empfangen, mitgetheilt hatte, diese herrliche Nachricht hat mich um Uhland's, um Tübingens, um Schwabens und um der ganzen Menschheit willen gefreut. Es ist mir ein Lebenswunsch damit erfüllt. Denn tausend mal habe ich schon gedacht: wenn ich mir etwas vorausbestellen könnte und dürfte, das wäre, in Tübingen Professor zu werden neben Uhland, natürlich so neben-unter ihm, aber doch bei ihm. Vielleicht ist das ein jugendlicher Gedanke, vielleicht aber auch ein Vorgefühl des Künftigen. Deine kurze Anzeige von der Sache ist doch so ganz wie aus *meiner* Freude herausgeschrieben, besonders Dein Schluß: daß ich doch wieder bei euch wäre, um noch einmal zu seinen Füßen zu sitzen!" — —

Im Winter war es für Schwab immer eine Lieblingsunterhaltung, Reiseplane zu machen und sie auf der Karte genau ins einzelne zu verfolgen. Um diese Zeit handelte es sich von einer Reise nach Italien, deren Ziel Rom sein sollte. Er verabredete den Plan schon recht ausführlich mit dem Grafen Alexander von Würtemberg, der die gleiche Absicht hatte. Graf Alexander, welcher selbst Dichter, hatte sich schon früher Schwab

genähert und blieb mit ihm bis an sein frühes Ende in freundschaftlichem Verkehr. Der schöne Reiseplan wurde aber leider durch zwei Ereignisse zerstört: das eine war der Tod von Herzog Wilhelm, Alexander's Vater, das zweite die Julirevolution. So schmerzlich es für Schwab auch war, diesen Plan aufzugeben, so kam er doch auch später nie dazu, das Amt und die Seinen auf so lange zu verlassen, als zu Ausführung der Reise nöthig gewesen wäre.

Wie glücklich und befriedigt sich Schwab in seinem Familienleben fühlte, davon mag eine Stelle aus einem Briefe von ihm an Fouqué zeugen. Er schreibt demselben, nach einem beiderseitigen Schweigen von zehn Jahren, im Sommer 1829: „Ich bin Ihnen ungefähr seit dem September des Jahres 1819 Bericht über mein häusliches Leben schuldig, das sich glücklich und einfach gestaltet hat. Damals war mein Töchterlein Sophie, dessen Geburt ich Ihnen gewiß gemeldet habe, ein halbes Jahr alt, jetzt sitzt sie elfthalbjährig hinter dem Klavier, dem Buch und dem Hefte und meistert altklug drei jüngere Geschwister, einen Christoph von acht, einen Gustav von sieben und eine kleine schnippische, blauäugige Emilie von drei und einem halben Jahre, lauter blonde Schwabenköpfe, die sich um das kastanienbraune Haar der geliebten Mutter, das den Vater einst in seinen Schlingen gefangen, wenig kümmern. Die Mutter aber geht dem Vater als erste Recensentin bei seinen poetischen Bestrebungen und als treue Mitleserin und Correctorin der Classiker, deren Uebersetzung er leitet, zur Seite. Auf unserer gelehrten Schule erkläre ich ins dreizehnte Jahr mit immer gleicher Lust den lebensweisen



nach Würzburg, wo sie die Stadt und Umgegend besahen, das Schloß und das berühmte Julius-Hospital besuchten und mit dem echten Steinwein Bekanntschaft machten. Nach einer angenehmen Fahrt auf dem Main bis Kloster-Oberzell wandten sie sich nach Roßbronn und lenkten ins Badische hinüber, wurden bei dem wildromantischen Urpser wieder vom Main überrascht und zogen an den Ufern desselben hin nach Wertheim, wo die Tauber mit dem Main sich vereinigt. Die herrlichen Burgruinen von Wertheim erschienen Schwab als das Großartigste, was er nach denen von Heidelberg gesehen. Ueber Mergentheim kehrten sie mit den schönsten Reiseerinnerungen nach Blaufelden zurück, und die ganze sechstägige Reise hatte der gemeinschaftlichen Kasse nicht mehr als 25 Gulden gekostet.

VIII.

Politische Verhältnisse. Schmerzliche Lebenserfahrungen.

1830—33.

Der Ausbruch der Julirevolution war für Schwab nicht ganz unerwartet; es waren ihm schon in Paris Symptome genug aufgefallen, aus denen sich erkennen ließ, wie wenig die damalige Regierung das Volk für sich hatte.

Er verfolgte mit großer Spannung die weitere Entwickelung, und las, wie es überhaupt seine Gewohnheit war, die französischen Zeitungen genau; sie hatten jetzt um so mehr Interesse für ihn, da er manche der handelnden Personen von Angesicht kannte. Obgleich er für französisches Wesen nicht so eingenommen war, daß er von dorther das Heil für Deutschland erwartet hätte, so hoffte er doch, die französische Bewegung werde der politischen Entwickelung in Deutschland einen heilsamen Anstoß geben. Bald zeigte sich auch im engern Vaterlande als Folge davon eine regere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten; in der Gesellschaft wurden dieselben mit eifriger Parteinahme für und wider besprochen. Besonders wurde der Streit gesteigert durch den in Polen ausgebrochenen Aufstand. Schwab theilte die damals ziemlich allgemeine Begeisterung für die Polen, und als nach dem Falle Warschaus die Stimmung vielfach umschlug, blieb er der Sache der Polen und der freiern politischen Entwickelung zugethan. Er nahm daher an dem Polenverein, der sich die Unterstützung der polnischen Flüchtlinge zur Aufgabe machte, thätigen Antheil und sprach seine Sympathie auch in Gedichten aus. Eine Thatsache von größtem Interesse war für ihn das Buch seines Freundes Paul Pfizer „Briefwechsel zweier Deutschen". Der Verfasser hatte Schwab das Manuscript mitgetheilt, dessen Inhalt ihn lebhaft ergriff, da er hier nicht nur den Ausdruck seiner eigenen Grundansichten fand, sondern durch Pfizer's Buch in vielem einzelnen zu einer bestimmtern Ausbildung seiner politischen Ideen geführt wurde. Schon aus den pariser

Briefen ist ersichtlich, welch großen Werth Schwab auf die constitutionelle Entwickelung in Frankreich legte: durch Pfizer wurde er vom französischen Standpunkte mehr abgelenkt und zu der Ueberzeugung geführt, daß die politische Reform in Deutschland sich von innen heraus gestalten müsse, und daß man seine Hoffnung besonders auf Preußen zu setzen habe. Mit Freuden vermittelte er bei Cotta die Herausgabe des Werks. Pfizer lebte damals in Tübingen, in vertrautem Umgang mit Uhland, und Schwab benutzte gern freie Tage, um diese beiden Freunde zu besuchen, mit denen er in politischen Fragen ganz übereinstimmte. Denn obgleich bei ihm die Politik nie das ihn allein beherrschende Interesse war, so konnte doch seine lebendige Natur nicht ohne Antheil daran bleiben, und es that ihm jetzt doppelt wohl, mit denen zu verkehren, deren politische Ueberzeugungen er theilte, während in Stuttgart manche eben daher rührende Differenzen in der Gesellschaft und selbst in der Familie seine Gemüthsruhe störten. Er schreibt am 12. Juni 1831 an Ullmann: „Seit einigen Wochen bin ich Strohwitwer, da ich die liebe Sophie mit den drei ältesten Kindern zu einer Luftcur, nach dem krankheitschweren Winter, ins Murgthal nach Reichenbach gebracht; nachdem ich dann noch mit Sophie und andern Freunden einen fröhlichen Abstecher durchs Murgthal, über den badischen Schwarzwaldsabhang und seine Burgen Neu- und Alt-Eberstein, Baden, Windeck nach dem mit Kugeln und Kanonen besäeten Strasburg gemacht, bin ich über das herrliche Renchthal und die Bäder Petersthal und Griesbach ins Vaterländchen zurückgekehrt, und habe in Tübingen

mit Uhland und andern Freunden ein paar schöne Tage verlebt — jetzt aber verweile ich hier in der Einsamkeit mit meiner Emmy und meinem einjährigen, lieblichen, schwarzäugigen Ludwig (der seit kurzem allein geht), für die lieben Colonisten des Schwarzwalds um Abwendung des endlos strömenden Regens zum Himmel flehend. — — Du schreibst mir erschüttert und erschütternd von der ernsten großen Zeit, in welcher wir leben. Anfangs dachte ich Dir recht ausführlich zu antworten und meine Gesinnungen, die in vielem die Deinen sind, in vielem, redlich zu sagen, von Deiner Ansichtsweise abweichen, bis ins einzelne gegen Dich auszusprechen und mit Dir über die französische und deutsche Frage mich in eine rechte Controverse einzulassen; allein da ich sehe, daß schon dieser Entschluß meine Antwort um Monate hinausgezogen hat und ich am Ende zu gar keiner Antwort gekommen wäre, über dem Vorsatz eine gründliche zu ertheilen, so verschiebe ich auch diesen Punkt auf eine, so Gott will, recht fröhliche Zusammenkunft im nächsten Herbste. Inzwischen empfehle ich Dir ein von Süddeutschland ausgegangenes Werk, «Briefwechsel zweier Deutschen», von einem meiner alten Schüler und jüngern Freunde, Paul Pfizer; es ist darin der Extract eines zehnjährigen Nachdenkens von einem tiefen, echtdeutschen Geist niedergelegt. An dieses Buch können wir wol am besten unsern mündlichen Streit anknüpfen. Der Verfasser, über diesen Schritt von seinem Vorgesetzten, dem Justizminister, wie sich denken läßt, bitter getadelt, ist im Begriff, den Staatsdienst, der ihm die glänzendste Carrière versprach, seiner Ueberzeugung auf-

zuopfern. Unterlaß ja nicht dieses in philosophischer, ästhetischer, politischer und poetischer Hinsicht höchst ausgezeichnete Buch zu lesen."

Welches Aufsehen diese süddeutschen Regungen auch in Berlin machten, mag folgende Stelle aus dem Brief eines berliner Freundes darthun: „Sehr gespannt sind wir hier alle, nach den darüber erschienenen Anzeigen im «Literaturblatt», den «Blättern für literarische Unterhaltung» und der «Eleganten Zeitung», auf den «Briefwechsel zweier Deutschen», über dessen Verfasser Sie so gütig waren, mir einige Notizen mitzutheilen. Bisjetzt ist es uns (ich rechne Hitzig, Chamisso und andere Freunde mit ein) noch unzugänglich geblieben, weil die ersten hierher gelangten Exemplare sogleich Abnehmer gefunden hatten. Nach den mitgetheilten Proben darf man etwas ganz Vorzügliches erwarten, und bei den gegenwärtigen Umständen, wo der Wunsch nach Einheit immer lauter wird, muß ein solches Buch Sensation erregen. Auch den Gedichten des jüngern Bruders sehe ich mit Ungeduld entgegen. Durch Hitzig werden Sie erfahren haben, daß die «Funfzehn politische Gedichte» *) bei Gelegenheit eines Festes der hiesigen Gesellschaft für inländische schöne Literatur vor einer äußerst zahlreichen Versammlung von Herren und Damen durch Herrn von Holtei vorgelesen und allgemein bewundert worden sind. Nur die erklärten Polenfeinde schüttelten die Köpfe oder

*) „Funfzehn politische Gedichte" (Stuttgart, Wachendorf, 1831). Sie waren zum größern Theil von Paul und Gustav Pfizer verfaßt.

steckten sie wol gar zusammen, um die Süddeutschen anzuklagen, «sie seien ganz französirt». Größern und vielleicht auch gerechtern Widerspruch würde das Gedicht über das Königthum gefunden haben, es war daher das einzige, welches übergangen wurde. Im stillen haben wir es wol gelesen, und obgleich wir alle gut monarchisch gesinnt sind, doch sehr schön gefunden."

Sehr abweichend faßte ein anderer berühmter Norddeutscher, Karl Immermann, Pfizer's Buch und die politischen Bestrebungen in Süddeutschland auf. In seinem „Reisejournal" vom Jahre 1831, das im Jahre 1833 erschien, spricht er von „dem Briefwechsel", als ob es nur der Ausdruck übler Laune und unklarer Reformgedanken eines jungen Mannes wäre, der eine Carrière machen will; er wirft Pfizer's Ideen, in gänzlichem Miskennen ihrer Eigenthümlichkeit, zusammen mit dem süddeutschen Liberalismus überhaupt, und weiß sich nicht genug zu moquiren über dessen lokale Beschränktheit. Immermann's Monarchismus stellt sich dieser ganzen Richtung so schroff entgegen, daß er, der ein so guter Preuße ist, nicht einmal merkt, wie viel Anerkennung Pfizer dem Preußenthum entgegenbringt. Immermann machte im Herbste 1833 eine Reise nach Süddeutschland und Tirol, auf der er auch Schwab besuchte. Mit Freude und Zuvorkommenheit aufgenommen, brachte er einen gesellig heitern Abend bei ihm zu und lernte manche Freunde des Hauses kennen. Die persönliche Erscheinung des Dichters machte einen bedeutenden Eindruck; die hohe Gestalt mit den kräftig gebauten Schultern, die freie Stirn von reichem schwarzem Haar umgeben die edeln feingeschnit-

tenen Züge, das geistvolle Auge, alles drückte den Charakter geistiger Kraft und männlicher Festigkeit in ungewöhnlichem Grade aus; nur fiel es auf, daß er die Augen meistens gesenkt hielt und man selten einem klaren offenen Blick begegnete. Das Gespräch drehte sich in lebhaftem Fluß um literarische Gegenstände und namentlich um Immermann's Theater in Düsseldorf; doch blieb natürlich die Politik, von der damals alles erfüllt war, nicht unberührt, und es mochte Immermann unbehaglich sein, mit der größten Verehrung von Männern und Bestrebungen reden zu hören, die er in seinem Buche, das eben unter der Presse war, so geringschätzig behandelt hatte. Nach seiner Zurückkunft schickte er seine Schrift an Schwab mit folgendem Briefe aus Düsseldorf vom 17. Nov. 1833: „Von meiner Wanderung vor wenigen Tagen zurückgekehrt, empfinde ich das Bedürfniß, Ihnen, hochverehrter Herr und Freund, nochmals für die so gütige und herzliche Aufnahme, welche mir bei Ihnen zu Theil wurde, zu danken. Das liebliche Schwaben und ihr gastliches Haus gehören zu den hellsten Erinnerungen dieser Reise, welche mich durch die wechselndsten Zustände hindurchführte. In Tirol, auf welches ich mich so lange gefreut, bekam ich einen Anfall von Gicht, der mich hinderte, das schöne Land so gründlich kennen zu lernen als ich gewünscht, und mich in Salzburg ins Krankenbett zwang. In Dresden fand ich Tieck, an Rheumatismen leidend, doch rüstigen Geistes. Sein «Tod des Camoens», im neuesten «Novellenkranz» (eine seiner schönsten Arbeiten) beschäftigte uns mehrere Abende hindurch. Von mir hörte er den neuen

«Hofer», der nun bald gedruckt werden wird. Er freute sich sehr, von Ihnen zu vernehmen, und gedachte Ihrer in wahrer Liebe und Theilnahme. Der dortige Kreis hat etwas sehr Tröstliches in dieser Zeit hereinbrechender Barbarei. In Berlin saß Chamisso unter Haufen eingesandter Poemata. Er hat mich aufgefordert, wieder etwas zum «Almanach» zu geben; ich werde aber nicht eher beisteuern, als bis ich etwas zu bieten vermag, was wenigstens nach meinem Gefühl eine gewisse Bedeutung hat. Denn man ist mehr als je in dieser Zeit verpflichtet, sich zusammenzunehmen. — Ich lege diesen Zeilen ein Buch bei, welches soeben von mir erschienen ist. Außer dem Wunsche, welcher sonst solche Zusendungen an Personen, die uns lieb geworden sind, veranlaßt, habe ich bei meinem «Reisejournal» noch einen zweiten, individuellern. Ich habe an einigen Stellen meine politische Meinung ausgesprochen, die keiner Partei huldigt, freilich aber deshalb auch entschieden gegen den sogenannten Liberalismus angeht. An einer Stelle rede ich über den süddeutschen. Meine Gesinnung über diese Dinge ist durch das, was ich in Stuttgart, namentlich in der Ständekammer, gesehen und gehört, nur bestärkt worden. Dieses Ihnen offen sagend, weiß ich, daß solche Worte und jene Stellen des Buchs im großen Widerstreit stehen mit dem, was sich in Ihrem nächsten Kreise, vielleicht in Ihnen selbst bewegt. — Gerade deshalb aber nöthigte mich ein unabweisliches Gefühl, Ihnen das Buch zu schicken. Ich glaubte nur an diese Sendung auf natürliche und schickliche Weise den Wunsch knüpfen zu können, den ich hege, nämlich: daß, wenn

die Dortigen und ich auch politische Gegner sind, wir einander doch in der menschlich dichterischen Region freundlich geneigt bleiben mögen. Soll nicht alles, was doch vielleicht bestimmt ist, zusammen zu wandern, in Haß, Hader und Zwiespalt zerfallen, so müssen wir jetzt eine solche Sonderung in uns vornehmen. — Diese Bitte richte ich also zuvörderst an Sie, wünsche aber auch, daß Uhland von dieser meiner Sinnesart Kunde bekomme. Lange hatte ich ihn als Dichter hoch verehrt, bei meinem Dortsein ist mir auch seine Persönlichkeit wacker und liebenswürdig erschienen. Es würde mir wehe thun, wenn Sie oder einer der Männer, die mir dort gut und wohlwollend begegneten, sich durch mein Buch von mir entfremdet fühlten. Ich habe es nicht aus Fürwitz, sondern von einem innern Drange bewegt, geschrieben." — —

Schwab, der sicherlich nicht unterließ diesen freundlichen Brief gebührend zu beantworten, recensirte das Buch in den damals von Professor Wurm redigirten „Kritischen Blättern der hamburger Börsenhalle" (Nr. 190, 17. Febr. 1834). Er hob mit Wohlwollen die ansprechenden Seiten desselben hervor, konnte sich aber nicht enthalten, dem Verfasser nachzuweisen, wie seine harten Worte über Pfizer's „Briefwechsel" und die constitutionellen Kämpfe auch von seinem eigenen Standpunkt aus unberechtigt seien.

Im Herbste 1831 gewannen durch die Wahlen zur Ständeversammlung die politischen Gegensätze praktische Bedeutung. Uhland wurde nach heftigem Wahlkampfe in Stuttgart gewählt, Pfizer in Tübingen, und auch

Schwab war in zwei Amtsbezirken in Vorschlag. Seine Wahl kam jedoch nicht zu Stande, da von zwei verschiedenen Seiten gegen ihn gearbeitet wurde. Ebenso wenig gelang seine Wahl, nachdem der sogenannte „Vergebliche Landtag“ *) aufgelöst war und neue Wahlen vorgenommen wurden. Schwab schreibt am 17. März 1833 an Ullmann: „Unsere ständischen Angelegenheiten nehmen Geist und Gemüth sehr in Anspruch. Ich selbst war zum zweiten mal im Wurfe mit einer Wahl in Kirchheim, und bin nur durch den entschiedenen Widerwillen, der in diesem Augenblick sich dieser meiner Wahl, als der eines Anhängers und innigen Freundes von Uhland, von oben herab entgegensetzte, dem schwierigen Beruf gegenüber von meinem Bruder-Minister höchst wahrscheinlich auf den Bänken einer verhaßten, angefeindeten und mit Unrecht des Schlimmsten verdächtigen Opposition zu wirken, zu meinem großen persönlichen Glück entzogen worden. Aber die längere Ungewißheit hat auch meinen Geist in eine unangenehme Spannung versetzt. Meine Freunde Uhland, Pfizer und Karl Mayer kämpfen im Leben wie in der Poesie vereint und sind Ein Herz und Eine Seele.“

Die Verschiedenheit der politischen Ansichten in den Kreisen, in welchen Schwab lebte, und die Gereiztheit,

---

*) Der am 15. Juni 1832 eröffnete Landtag wurde nämlich am 22. März 1833 aufgelöst, weil er einen Antrag Pfizer's gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 nicht, wie die Regierung verlangte, „mit verdientem Unwillen“ verwerfen wollte.

mit der sie besprochen wurden, brachte häufige Verstimmungen hervor; das Gefühl, daß er von manchen falsch beurtheilt und mistrauisch angesehen wurde, machte ihn oft sehr unglücklich, und mehr und mehr wurde in ihm der Wunsch rege, dem ganzen Getreibe zu entfliehen, sich in die Stille des Landlebens zurückzuziehen und einer ländlichen Gemeinde Gottes Wort zu predigen. Er meldete sich um die eben erledigte Pfarrei Lustnau, eine halbe Stunde von Tübingen entfernt. Die tübinger Gegend war ihm seit den Studentenjahren der liebste Ort der Welt, oft sagte er, jeder Stein von Tübingen erwecke in ihm eine angenehme Erinnerung, und so war es natürlich, daß er sich diese Gegend zum Asyl aussuchte. Die Wahrscheinlichkeit, diese Stelle zu erhalten, war ziemlich groß, aber doch wurde sein Wunsch nicht erfüllt; er schrieb darüber an Ullmann am 19. Febr. 1834: „Freilich hatten wir alle Ursache zu hoffen gehabt, denn der König hatte sich, wie ich aus sicherer Quelle erfuhr, mit Achtung und Wohlwollen über meinen Plan erklärt. Da gelang es — wie dies in Reactionszeiten zu gehen pflegt — einem Unterknecht zu Tübingen, nachdem er mittelbar vergebens die Gemeinde Lustnau gegen mich «als einen politisch gefährlichen Menschen» zu einer Protestation zu vermögen gesucht hatte*),

*) Man hatte den Bauern unter anderm gesagt: Schwab werde das geistliche Amt an den Nagel hängen und der Poesie obliegen. Dies gab zu einem komischen Misverständniß Anlaß, indem sie die Poesie mit Oekonomie verwechselten und nun fürchteten, einen strengen Zehntherrn zu bekommen.

höhern und höchsten Orts den Verdacht zu erregen, als ob ich da oben Umtriebe machen und die Gmelin'sche Partei in Tübingen verstärken würde. Dies wirkte, und ein ältlicher Dekan erhielt die Stelle. So wurde ich, während andere immer fürchten, die Residenz mit dem Rücken ansehen zu müssen, auf dieselbe gleichsam confinirt. Inzwischen benutzten wir diesen Moment, um aus allen zerstreuenden Gesellschaften, selbst auf die Gefahr des Anstoßes hin, auszutreten, und leben nun in engerm Kreise, doch nicht isolirt, etwas gesammelter. Für Freunde und Fremde sind wir darum nicht unzugänglicher geworden, und mein Haus ist immer noch ein kleiner literarischer Sammelplatz für Stuttgart. Denn eigentlich war es doch die Politik, die mich vertreiben wollte, und Gottlob viel weniger ökonomische Rücksichten, die ich indessen aus guten Gründen voranstellen mußte. Manche interessante Personen habe ich auch diesen Winter noch gesehen. Namentlich erheitert uns der geistreiche Baron von Sternberg manchen Abend durch Vorlesung seiner frischesten Novellen. Und so denke ich am Ende mit Uhland, der, freilich nur von den thörichten Wünschen der Jugend, nicht den billigen des reifen Mannesalters, sagt:

> Der Himmel hört ihr Flehen,
> Und lächelt gnädig „Nein!"
> Und läßt vorübergehen
> Den Wunsch zusammt der Pein.

Und Haken hätte dieser erfüllte Wunsch doch genug gehabt. So ziehe ich denn wieder willig am alten Karren

und werde, so Gott will, meine zwei ältern Söhne vollends hier erziehen."

Schon vor dem lustnauer Plan, im Jahre 1832, war Schwab ein anderer Vorschlag gemacht worden, den er in Erwägung zog. Der durch seine vielfache menschenfreundliche Thätigkeit für Volksbildung bekannte Johann Kaspar Zellweger aus Trogen im Canton Appenzell wünschte die dortige Cantonschule auf eine höhere Stufe zu heben; er hatte Schwab durch seinen Freund Laßberg kennen gelernt und schätzte ihn hoch. Als er hörte, daß Schwab sich in Stuttgart nicht mehr recht behaglich fühle, machte er ihm den Antrag, die Stelle als Vorstand und Hauptlehrer jener Schule zu übernehmen. Es wäre indessen ein sehr geschäftsvolles Amt gewesen, das ihm in pädagogischer und philologischer Hinsicht so ganz in Anspruch genommen hätte, daß ihm keine Zeit zu andern Arbeiten geblieben wäre. Er verschaffte sich daher Gewißheit darüber, daß nicht, wie er zuweilen fürchtete, sein Weggehen höhern Orts erwünscht wäre, und lehnte die Sache ab.

Zu diesen Sorgen um die äußere Stellung kam auch häusliches Leid. Namentlich war der Winter von 1830—31 für das Schwab'sche Haus durch Krankheiten und Familienverluste bezeichnet. Zuerst verlor Schwab seine Schwägerin und im Januar 1831 nach kurzer Krankheit auch seine geliebte Mutter. Sie war an Körper und Geist noch rüstig geblieben, hatte sich aber doch mit dem Gedanken an ihren Tod vertraut gemacht. Die Frage, ob die Trennung der Seele vom Leibe dem Sterbenden fühlbar sei, hatte sie oft beschäftigt, und sie

hatte sich vorgenommen, den Ihrigen womöglich ein Zeichen davon zu geben. Sterbend sagte sie denn auch zu einer Enkelin: „Jetzt fühle ich, daß die Seele sich vom Körper losreißt“, und dies waren ihre letzten Worte. Wie nahe Schwab dieser Verlust ging, und wie ernst ihn überhaupt die Leiden dieses Winters, besonders die Sorge um das Leben seiner bedeutend erkrankten Frau stimmten, drücken mehrere Briefe an Freunde aus. Der Widerhall eines solchen begegnet uns in der Antwort Adolf Schöll's. Dieser schreibt am 22. Febr. 1831: „Lieblicher sind uns die Freunde nie, als in heitern Stunden eines frischen kräftigen Genusses; aber wenn wir sie leiden sehen, dann werden sie uns ehrwürdig. Einen solchen Eindruck hat Dein Brief auf mich gemacht. Und daß Du in der ersten Zeit des Aufathmens, als der Drang der Leiden erst etwas beruhigt und nun wieder der Geschäftsdrang eingetreten war, gleich an mich gedacht und Dich überwunden hast, noch einmal die trübe Vergangenheit in Gedanken zu wiederholen, damit auch ich davon wisse, zeigt ganz den Freund. — Dieselbe einfache Ueberzeugung, die Du über Deine traurigen Erfahrungen aussprichst, ist auch die meinige. So gewiß jedes ernsthafte Leiden immer etwas unendlich Schreckliches für uns behalten muß, so gewiß müssen wir eingestehen, daß wir mehr wahren Gewinn davon haben, als von Lust und Ehre und Glück, und daß nur der, welcher den schrecklichen Ernst des Lebens erkennen mußte, Gottes Liebe recht kennt. Wenn seine Allmacht uns ganz niedergeworfen und ganz durchdrungen hat, dann ist er uns in seinem Wesen gegenwärtig.

«Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!» — Mein innigster Wunsch ist die Gesundheit Deiner lieben Frau! Und ich bin froh, daß mir Dein Brief dazu gegründete Hoffnung gibt, die ich bald durch neue Briefe ganz bestätigt wünsche! Auch Deine Kinder sollen recht zur Freude heraufblühen und Dich festbinden ans Leben und ans Vaterland! Ich kann es wohl begreifen, wenn Du sie in dieser Zeit manchmal mit schwermüthigem Auge betrachtest; Du schaust sie aber gewiß auch oft mit muthigem an. Am Ende geht doch das Leben jedes Einzelnen in jeder Zeit nach denselben heiligen Gesetzen, und diese sind wie das Einzig-Gewisse, so das Einzig-Tröstliche!"

Auch Ullmann wurde bald darauf schwer geprüft denn im Juni 1832, wo die Cholera in Halle wüthete, wurde ihm seine geliebte Gattin entrissen, und die Freunde trauerten um so tiefer mit ihm, als sie in ihr eine jener zarten, himmlisch gesinnten Seelen erkannt hatten, deren, wie Schwab dem Freunde schreibt, „die Welt nicht würdig war".

IX.

Dichterfreundschaften. Der „Musenalmanach".

1830—37.

Zwischen die trüben Stimmungen und schmerzlichen Erfahrungen hinein erlebte Schwab aber auch in diesen Jahren reiche geistige Genüsse, die ihm aus dem Verkehr mit nachwachsenden dichterischen Genossen entsprangen.

Seit dem Herbste 1830 lebte Paul Pfizer's jüngerer Bruder, Gustav, nachdem er seine theologischen Studien vollendet hatte, in Stuttgart. Er hatte schon in Tübingen, wo er viel mit Uhland verkehrte, durch Gedichte, welche tiefen Gedankengehalt mit reicher Phantasie und formeller Durchbildung verbanden, in dem Kreise seiner Freunde Aufsehen gemacht. Ihre Eigenthümlichkeit war so bedeutend, daß die kritischen Bedenken gegen didaktische Poesie verstummen mußten. Er gab seine erste Sammlung 1831 (Stuttgart, Neff) heraus. Schwab, der schon im Gymnasium Pfizer's Lehrer gewesen, wußte dessen dichterische Begabung, obgleich sie eine von der seinigen wesentlich verschiedene war, in ihrer Bedeutung wohl zu würdigen, und kam ihm mit freudiger Theilnahme entgegen. Das Verhältniß zu ihm gestaltete sich bald zu einer vertrauten Freundschaft; Pfizer theilte mit Schwab alle geistigen und literarischen Interessen

und war der fast tägliche Genosse des häuslichen Kreises. So erlebte er die Anknüpfung mancher freundschaftlichen Beziehung mit, und die Freunde, die sich Schwab in dieser Zeit erwarb, wurden zum größten Theil auch die Pfizer's. Unter ihnen ist besonders Graf Auersperg (Anastasius Grün) zu nennen, der, nachdem er brieflich sich Schwab genähert hatte, im Sommer 1830 seinen ersten Besuch in Stuttgart machte. Einige Stellen aus seinen Briefen mögen uns einen Blick in den Beginn dieser Freundschaft werfen lassen. Auersperg schreibt am 25. Oct. 1829, indem er Schwab einige Gedichte für das „Morgenblatt" übersendet, von Wien aus: „Die Ihnen eigene Güte und Nachsicht, welche meine hiesigen literarischen Freunde nicht genug rühmen können, ermunterte mich, Ihnen, obschon fremd und unbekannt, doch vertrauensvoll zu nahen" — und nach einigen Wochen: „Meinen innigen, aufrichtigen Dank für Ihre gütige Zuschrift; Ihr gütiges Urtheil über meinen «Invaliden» hat mich überrascht, aber auch zugleich zum Bessern aufgemuntert; Ihr Werk ist es daher, wenn es mir gelingt, einst mit Werthvollerm aufzutreten, sowie es bereits Ihr Werk ist, wenn mein Romanenkranz «Der letzte Ritter» einiges Gelungene enthalten sollte; denn als ich Ihren «Christoph von Würtemberg» gelesen hatte, faßte ich den Entschluß, ein ähnliches Werk aus der Geschichte meines Vaterlandes auszuführen. Die Liebe und Begeisterung, mit welcher ich daran arbeitete, wird sich wol nicht ganz verkennen lassen und mir hoffentlich einigen Beifall bei Ihnen erringen, welcher mir ebenso theuer und erquickend als Ihr Tadel beherzigens-

werth ist und bleiben wird. In Sie setze ich mein unbegrenztes, vollstes Vertrauen." — Am 20. Febr. 1830 schreibt er: „Seltsam, daß es mich von jeher nach Ihrem lieben Würtemberg so gewaltig zog! Nun treibt es mich doppelt dahin, da ich weiß, daß jene trefflichen Menschen mir auch ein bischen wohl wollen, an welchen ich immer mit geistiger Anhänglichkeit und Verehrung hing, und denen ich auch einmal ins Auge schauen und die Hand drücken möchte." — Dies geschah denn auch, als Auersperg nach kurzer Zeit seinen versprochenen Besuch ausführte, von Schwab mit offenen Armen empfangen und nach Tübingen zu Uhland begleitet wurde, wo er auch die beiden Brüder Pfizer kennen lernte. Die gesunde, tiefgemüthliche und feingebildete Natur des jungen Dichters und sein warmes Herz gewann ihm schnell die Freundschaft dieses Kreises und machte ihn auch andern damit in Verbindung Stehenden lieb und theuer. Der freundschaftlichste Briefwechsel wurde fortgesetzt und mehrere persönliche Zusammenkünfte gereichten Schwab zu großer Freude.

Egon Ebert war schon im Jahre 1829 bei Schwab gewesen und hatte seine und Uhland's Bekanntschaft gemacht. Er schreibt am 30. März 1830 von Prag: „.... Die so lange versäumte Pflicht erfülle ich nun mit dem schriftlichen herzlichsten Danke für das gütige Wohlwollen, das Sie mir während meines Aufenthalts in Stuttgart erwiesen, und für die schönen unvergeßlichen Stunden, die Sie mir schenkten. Wollten Sie doch auch einmal unsere terra incognita besuchen, damit Ihnen mein Eifer, Ihnen in allem zu dienen, was einem

fremden Reisenden noth thut, beweisen könnte, wie sehr mir Ihre freundliche Begegnung wohlthuend und werth war. Während meiner Krankheit ließ ich mir Ihre schönen kräftigen Gedichte vorlesen, um sie nun, da sie mir durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Sänger noch interessanter geworden, wieder, und zwar jetzt doppelt, zu genießen. Der diesen Poesien eigenthümliche Geist trat mir nun überall wie ein geliebter Bekannter entgegen, und immer stand Ihr körperliches Bild auch vor mir. Das ist der Triumph der natürlichen Dichter, daß sie eins sind mit ihren Werken, und daß wir nicht nöthig haben, uns ihr Menschliches hinwegzudenken, wenn wir uns von dem ergreifen lassen sollen, was ihr Göttliches geschaffen hat. Dies ist auch der Triumph Uhland's, der in dieser Rücksicht den allerentscheidendsten Contrast gegen jene Affectirten bildet, die in Deutschland beinahe schon die Oberhand gewonnen hätten. Eben aus jener Natürlichkeit Uhland's, auch im Leben, erkläre ich mir nun die ganz falschen Schilderungen dieses Mannes, die ich früher hörte. Menschen, die einen Dichter aufsuchen, wollen ihn immer so finden, wie sich ihn ihre Phantasie vorstellt; es sollen alle seine Gedichte auf seiner Stirn zu lesen sein, kurz, er soll einem Ideal gleichen. Aber außer dem, daß solche nie und nirgends zu finden sind, bin ich auch der festen Ueberzeugung, daß der wahre Dichter nie solchen Mondanstrich hat. Er wird immer, wie Uhland, auf festem Lebensboden stehen und mit ernstem Blick über die Erde dahinsehen, die nicht überall Blumen und anmuthige Haine, sondern auch Gestein und nackte Flächen bietet; er wird Poesie lieben und Prosa

ertragen, oft auch würdigen. Jene Dichterbesucher, welche nachher von Uhland sagten: «er sei im Leben trocken», erwarteten wahrscheinlich nichts als poetische Phrasen aus seinem Munde, und durchaus über poetische Gegenstände, zu hören, während er vielleicht gerade zu einer solchen Stunde mehr von Gegenständen, sein Volk betreffend, erfüllt war, und daher davon vorzugsweise gesprochen haben mochte. Das war nun schrecklich! Ein Dichter und Politik, ein Lied und eine Volksrede! — Das konnte sich so mancher ästhetische Stutzer nicht reimen. Aber gerade das ist das Verehrlichste an Uhland. Ein Dichter, der für die Interessen seines Volks und Landes nicht hoch erglüht und selbst eingreifen, ja, dieses Wirken für eine Zeit über seinen Schöpfertrieb stellen kann, der ist kein wahrer edler Mensch, und kann daher auch kein wahrer Dichter sein. Ich muß gestehen, daß mich die Einfachheit Uhland's, durch die überall die reine Menschlichkeit durchblickt, entzückt, und daß insbesondere seine Mäßigkeit im Urtheil über Anerkanntes und Angefochtenes in der schönen Literatur mir ihn außerordentlich verehrlich gemacht hat, und ich trete gegen jene Säue, denen er im Gespräch wahrscheinlich seine poetischen Perlen hinzuwerfen keine Lust hatte, überall in die Schranken. — — Ihr Urtheil über «Wlasta» habe ich gelesen, und mit mancher Bemerkung mich schnell vereint, im ganzen aber nichts gefunden, das einen, der sein eigenes Bestes will, verletzen könnte. Wären nur heutzutage alle Kritiken aus einer solchen Feder, dann ließe sich rascheres Vorschreiten der Kunstjünger denken. Aber jetzt, wo wir so oft wissen, welche Parteilichkeit und Persönlichkeit der

Kritik zu Grunde liegt, ist ein so allgemeines Mistrauen gegen dieselbe herrschend geworden, daß dies leider den größten Schaden bringt, indem der Autor im voraus an irgendeinen außer der Sache liegenden Grund des Tadels glaubt, daher ihn nicht gehörig würdigt, während die Lesewelt ganz aufhört, auf die Stimme der Kritik etwas zu geben, und daher sich beinahe ausschließlich von der Mode leiten läßt, die nur selten das Rechte trifft. — Mir wird der Tadel eines Geweihten immer willkommen sein, und ich bitte auch Sie in der Folge, wenn Sie wieder die Mühe einer Beurtheilung einer meiner Arbeiten übernehmen wollen, ganz rücksichtslos zu sein. Ich bin überzeugt, Sie werden nichts anderm als der von Ihnen erkannten Wahrheit opfern, und das ist genug."

Auch mit Ebert entspann sich ein weiterer Briefwechsel, der durch öftere Besuche erfrischt wurde. Durch das „Morgenblatt" kam Schwab in brieflichen Verkehr mit Karl Joseph Simrock, der damals in Berlin lebte und ihm von Zeit zu Zeit Gedichte für dasselbe, sowie selbständige gedruckte Arbeiten zuschickte und ihn auch später besuchte. Eines jener Gedichte war „Kunst und Amt", eine Tenzone, ein Streitgedicht zwischen Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel, in welchem die Frage erörtert wird, ob der Dichter allein seiner Kunst leben oder ein Amt suchen solle. Das Gedicht wurde im „Morgenblatt" (1831, Nr. 101—3) gedruckt, und wir setzen seinen Schluß mit dem Richterspruch Schwab's hierher, weil er seine Gesinnung in dieser Sache bezeichnend ausdrückt:

Joseph.

Ein rechter Richter ist mir wohlbekannt:
Ein Meister wohnt
In Schwabenland,
Herr Gustav heißt er: wohl ihm, dem er lohnt.

Wilhelm.

Es ward das edle Schwabenland so manches Baches Quell,
Der fröhlich klingend sich ergoß und doch kein Mühlrad trieb:
Wie scholl die Woge stark und hell,
Weil ungezähmt und ungelenkt von Schleus' und Wehr sie blieb:

Drum trau' ich wohl, wer gleichem Schos entsprang,
Ein frischer Fluß,
Daß ihm Gesang
Ohn' Amt vor allem lieblich klingen muß.

Gustav.

Herr Wilhelm! bei dem letzten Wort
Muß ich dich fassen, wenn von mir du rechten Richtspruch willt.
Nach meiner Schwabenalb führ' ich dich fort,
Der mancher Bach entquillt:

Wenn kaum er aus dem Felsen sprang,
Nicht hundert Schritte sind's, daß er am Mühlrad fröhlich schafft,
Dann eilt er hin mit um so schnellerm Gang. —
Kein Amt lähmt inn're Kraft.

Doch, Joseph, stolze Ströme gibt's, die waren nie ein Bach;
Ihr Ursprung ist ein tiefer See, breit wallen sie heran,
Für Mühl' und Schiff sind sie zu jach,
Sehnsüchtig stürzen sie ans Herz dem Vater Ocean.

Der große Dichter gleicht dem kühnen Fluß,
Schafft nicht um Lohn,
Thut, was er muß.
Ich bin ein Bach: ich richt' auch mir zum Hohn!

Simrock schreibt darauf (9. Juli 1831), nachdem er die betreffenden Blätter erhalten hatte: „Die angenehmste Ueberraschung gewährte mir Ihre wahrhaft meisterhafte Meisterstrophe. Sie haben darin, wie mich dünkt, ein bleibendes Muster eines Tenzonenurtheils aufgestellt. Die rührend schöne Bescheidenheit, welche Ihre Schlußworte aussprechen, müssen Sie aller Welt noch lieber und werther machen."

Die auf Schwab's Leben in damaliger Zeit einflußreichste Bekanntschaft war die mit Nikolaus Niembsch von Strehlenau, der bald als Nikolaus Lenau einen so großen Dichterruhm erlangte. Er kam als noch unbekannter junger Mann auf einer Reise nach Stuttgart, nachdem er schon von Karlsruhe aus einige Gedichte für das „Morgenblatt" an Schwab geschickt hatte. Dieser hatte jedoch, da er mit solchen Zusendungen gar zu sehr überhäuft wurde, noch nicht Zeit gefunden, die Gedichte anzusehen. Als er eines Tages aus dem Gymnasium nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit der Nachricht, es sei ein sehr interessant aussehender Ungar dagewesen, der sich nach dem Schicksal seiner eingesandten Dichtungen habe erkundigen wollen: der sei gewiß ein rechter Dichter! Eben wollte Schwab auf sein Zimmer gehen, um das Manuscript durchzulesen, als auch schon der angekündigte Fremde wieder hereintrat. Mit einer Entschuldigung ließ Schwab ihn bei seiner Frau und Gustav Pfizer, der eben anwesend war, allein, kehrte aber nach wenigen Minuten mit freudestrahlendem Gesicht, die Gedichte in der Hand, zurück, und begrüßte jetzt erst den Fremden mit dem herzlichsten Willkommen, da

er sich schnell überzeugt hatte, daß diese wenigen Proben das Erzeugniß eines tief poetischen Geistes seien. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die „Heidebilder“, „Die Werbung“, den „Schifferknecht“, den „Invaliden“. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freundgewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München; aber schon nach einigen Tagen schrieb er von dort (13. Aug. 1831) an Schwab: „Geliebter, verehrter Freund! In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreibe ich Dir diese Zeilen. — Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um Dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es euch möglich ist, in eurer Gesellschaft Uhland zu besuchen. — O, mein tiefgeliebter Freund, wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht; der hat mir Dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein für das ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Antheil Du hast an

meinem Gedeihen durch die väterliche Huld, die Du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das Du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden, ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken. Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

„Euer Freund Niembsch."

Er kam wieder, wohnte, von Schwab herzlich eingeladen, jetzt in dessen Hause, und brachte, ab- und zureisend, in der Familie mehrere Monate zu, die für alle Glieder derselben höchst genußreich wurden. Sein seltenes musikalisches Talent besonders, verbunden mit der Poesie, übte eine große Anziehungskraft aus und gab Veranlassung zu häufigen geselligen Vereinigungen. Auch in seinem Vorlesen lag ein ganz eigener Zauber; er ließ, wenn er seine eigenen oder fremde Gedichte vortrug, sein herrliches Organ mit einer weichen musikalischen Monotonie dahinströmen, doch so, daß durch die deutlichste Aussprache und die feinste Modulirung der Stimme jedem Worte des Dichters sein Recht widerfuhr. Uebrigens war der Verkehr mit Niembsch nicht immer ein ganz leichter; es hing einzig und allein von seiner Stimmung ab, ob man ihn gesellig heiter oder in sich gekehrt und schweigsam sah; eine große Neigung zur Schwermuth zeigte sich schon damals bei ihm, ja sogar ein gewisses Spielen mit der Vorstellung des Wahnsinns erschreckte manchmal die Freunde. Aber im engern Kreise derselben, im ungestörten Zusammensein mit Männern wie Uhland, beide Pfizer, Karl Mayer,

Kerner und andern, konnte es keinen liebenswürdigern Genossen geben; da strömten die ästhetischen, philosophischen und politischen Gespräche im geistig belebtesten Flusse dahin. Eine an Verschiedenartigem herumtastende, abspringende Conversation war Niembsch in der Seele zuwider, er liebte vor allem ein rechtes, tiefeingehendes Gespräch, das er ebenso wohl durch geniale Geistesblitze anregend zu machen, als mit klarem Verstande durchzuführen wußte. Daneben freilich offenbarte sich in vertrauten Mittheilungen der tiefgehende, unheilvolle Zwiespalt seines Geistes, der einerseits dem absoluten Zweifel verfallen war, andererseits das Bedürfniß einer mystischen Befriedigung nicht los werden konnte. Ein solches ruheloses Ringen mußte psychisch aufreibend wirken, und die Freunde sahen nach und nach mit Schmerz, daß sie bei allem Antheil auf sein Innerstes keinen Einfluß üben konnten.

Schwab machte Niembsch mit Herrn von Cotta, der dem Dichter mit Freuden sein hochgeschätztes Blatt und seinen ehrenden Verlag anbot, bekannt, und er gab nun (1832) seine erste Sammlung Gedichte heraus. Nächst den schon genannten Freunden wurde er durch Schwab auch Wolfgang Menzel, Hermann Hauff, Grüneisen, Reinbeck, Graf Alexander von Würtemberg bekannt, mit denen er bald zum Theil in das herzlichste Verhältniß kam. Doch hatte er eine wahre Scheu vor neuen Bekanntschaften und blieb am liebsten im engen Kreise, sodaß Schwab, der seine Freude an ihm auch andern gern gegönnt hätte, dies oft schwer wurde. Ausflüge nach Tübingen, Waiblingen, Weinsberg, bei denen

Schwab ihn, wenn er Zeit fand, begleitete, brachten eine reizende Abwechselung in das Zusammenleben.

Riembsch' Reise nach Amerika, seine Rückkehr, sein in den folgenden Jahren zwischen Wien und Stuttgart getheiltes Leben, sowie sein endlich so tragisches Geschick ist aus den mancherlei nach seinem Tode erschienenen biographischen Mittheilungen hinlänglich bekannt. Er blieb bis zu seiner Geisteskrankheit mit Schwab durch die innigste Freundschaft verbunden, wenngleich später das Reinbeck'sche Haus ihm so wie anfangs das Schwab'sche zur Heimat wurde. Soviel Freude und Genuß Schwab aus dieser Verbindung erwuchs, so sollten ihm doch auch schmerzliche Erfahrungen nicht erspart bleiben. Eine scheinbar tiefe Neigung Riembsch' zu einer Verwandten des Hauses gab Veranlassung, bei ihm einen Mangel an sittlicher Zuverlässigkeit und Willensstärke zu entdecken, der Schwab um so schmerzlicher überraschte, als er neben allen den andern herrlichen Eigenschaften des Freundes auch jene als die Grundlagen vorausgesetzt hatte, die ihm so unentbehrlich dünkten. Es war eine Enttäuschung, die darauf beruhte, daß man Riembsch von dieser Seite noch nicht kannte, und die jetzt, wo seine Erziehung und Jugendgeschichte bekannt geworden, leicht zu begreifen ist. Alles hatte bisher darauf hingearbeitet, ihn geistig zu verweichlichen, und seine moralische Kraft war zu wenig geübt worden, um ihn für das Leben zu stählen. So bitter diese Erfahrung für Schwab war und so tiefen Einfluß sie auf sein Inneres übte, indem er sich von da an älter und manchmal von einem Mistrauen beschlichen fühlte, das seiner Natur sonst fremd war, so

konnte sie doch die Liebe zum Freunde nicht ihm verdrängen, der, wenn er auch an Willenskraft etwas vermissen ließ, doch so vieles in sich vereinigte, was ihn dem Freunde unzerstörbar theuer machte.

Ich theile nun noch einige ungedruckte Briefe Niembsch' an Schwab und dessen Frau mit, die für diese Periode des Dichters charakteristisch sind. Er schreibt von Heidelberg aus, wo er noch eine Zeit lang Medicin studirte, am 5. Nov. 1831: „.... Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute, bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, es ist wie ein literarischer Jahrmarkt. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gern sein möchte, nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mir's nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht euch je zu vergelten, was ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Ueberwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Worte des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O, meine Freunde, ich liebe euch! Mehr kann ich nicht sagen. — Gestern Abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethoven'sche Sonaten. Da lag ich auf dem Sopha mit geschlossenen Augen und ließ auf dem gewaltigen Strome der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Orte meiner Erinnerungen machen. Was Dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsere Paradiese Nachbarn sind. — Schreibe mir recht

bald, lieber Freund. Ich wohne im König von Portugal. Da brauche ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne gern in Wirthshäusern. Da komme ich mir weniger fixirt vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandere! Wandere! Was macht mein Lajos? Deine übrigen lieben Kinder? Bettele für mich um einige Zeilen Deiner lieben Frau. Und nun stelle ich euch alle im Geiste zusammen, und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

„Bis in den Tod Dein Freund Niembsch.“

„Heidelberg, 12. Nov. 1831.

„Mein innig geliebter Freund! Du bist in großer Thätigkeit, wie Du schreibst, und zwar in angenehmer, da Du an lauter Classikern arbeitest. Es ist doch ein schönes Geschäft, das eines Philologen. Ein treuer Wächter stehst Du an den Werken des Alterthums und sorgst, daß der wahre Geist mit den Jahrhunderten nicht daraus fortfliege, die darüber hinfahren, daß die Jahrhunderte keinen fremden Straßenstaub hineintreten. Du bist gewiß sehr heiter in Deiner geistigen Regsamkeit. Diese sichert Dir, glaube ich, eine lange Lebensdauer, und sollte die Cholera nach Stuttgart kommen, laß nicht ab von Deinen Arbeiten. Man führt zwar Ruhe von geistigen Anstrengungen als Präservativ gegen diese Pestilenz an; allein ich glaube, man geht darin zu weit. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß nach dem Ausweise der Sterbelisten die Mortalität auffallend gering sei unter Gefangenen, die sich in einer Criminaluntersuchung befinden, also in beständiger gespannter Erwartung auf den Ausgang ihres Processes sind. Schwan-

gere Frauen sind weniger empfänglich für Krankheiten, weil bei ihnen die Körperkräfte in erwartungsvoller Spannung sind. Hier wie dort scheint mir die beschäftigte Natur, ihre Kräfte eifrig nach einem gewissen Ziele kehrend, nicht Muße zu haben, sich mit Krankheiten abzugeben.

„Du schreibst mir, ich habe eine Lücke in Deinem Hause wie in Deinem Gemüth zurückgelassen. O, mein Freund, wie schmerzlich entbehre ich Deinen geliebten Umgang! Wenn Du mit mir sprachst, war es mir immer, als hörte ich den reinen, vollen Quell weiser Lebensfreude tönen, der mich erfrischte und stärkte. Du hast mir das Sakrament der poetischen Confirmation ertheilt, und all mein Glück in Stuttgart, das wol für immer das schönste meines Lebens bleiben wird, danke ich Dir. Wie viel bist Du mir, wie wenig kann ich Dir sein! Wie freut es mich, daß in die Lücke, die ich in Deinem lieben Hause zurückgelassen, Lentula eingetreten ist. Das ist eine so süße Beziehung, in die sie dadurch zu mir getreten ist! Die Versicherung von Dir, daß ich wirklich einen hiatus bei euch zurückgelassen, thut mir sehr wohl. Es ist doch ein gar zu trauriges Los, nicht Eine Seele sein nennen zu können auf Erden. Recht abgeschmackt und gleichgültig muß der Tod einem ganz ungeliebten Menschen sein, der sich denken muß: gehe ich aus der Welt, so schließt sie sich ruhig hinter mir zu. —

„Meine Gedichte werde ich Dir nächstens schicken. Neues ist nichts hinzugekommen, wird es aber noch, wie ich hoffe. Lebe wohl, mein Freund, ich bin der Deinige.

ewig, ewig, und bliebe von mir nichts übrig als (nach Spinoza) die Vorstellung von mir in der Idee Gottes, so soll sich Gott mich nicht anders denken als Deinen Freund . . .

ich kann mich nicht unterschreiben,
denn Gott wird sich meinen schlesischen
Namen wol nicht denken."

An Sophie schreibt er um dieselbe Zeit:

„Heute ist wieder ein trüber Tag und der Regen schlägt an mein einsames Fenster. Ich will Sonnenschein suchen im Umgange mit meinen lieben Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, theure Frau! Ja, Sie haben Recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maß nicht im Verdienst; wohl mir, daß es so ist! Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten. — —

„Sie halten mir in Ihrem Briefe eine kleine Strafpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gern von Ihnen predigen, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriedenen, Ungläubigen zeigte, blos um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfochten. An Ihrer Zuversicht suchte ich mein eigenes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: die Autorität des Herzens. Wovon ein edles Herz durchdrungen ist, das kann kein bloßer Wahn sein. Gerührt hat mich Ihre Aeußerung, daß meine selige Mutter auch in unsern Bund gezogen sei durch unsere Liebe; daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch

alle Tode nicht gekränkt werden könne, und an der sich Ihre liebe Schwester auf dem Sterbelager erquickte. Es ist ein großer Gedanke, den Sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens! Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen. Hätte ich doch den scheußlichen Gedanken nicht aufgeschrieben! Das ist ein Gedanke, auf den, glaube ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es gibt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke aber zeugt von einer Offenbarung des Teufels. Wir sterben nicht ganz; aber, aber — unsere Individualität! wie steht es mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dachte ich mir: das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darin zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht; was meinen Sie? Sogar etwas Reizendes, Heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken des Untergangs der Individualität, wenigstens für mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sprechen, als: Hier fand ich kein Glück, dort finde ich keins — denn mein Ich begräbt die Scholle —, brauche aber auch keins, hier nicht und dort nicht. Sie sehen, daß auch mir Resignation nicht ganz fremd ist. Sie sind meine liebe

Freundin, und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unserer Nachbarschaft aus als ich eben in der Schule war. Ich hörte, es brenne in unserer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Hause — es war ein gewisses Freudeklopfen — und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Aeltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück habe ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesicht, den Marie K. so wenig getroffen als die zwei Herren, die mich porträtiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen. Daher meine Furcht, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften. Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke. Doch in welches Dickicht finstern Dorngesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder, Ihres lieben Mannes! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im mindesten verletzt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Morgen früh soll es geschehen. Der süße Schlaf, der heimlich stille Freund der Menschen, der den armen Wanderer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leise und heimlich davonträgt, wird auch mir die Gedanken fortstehlen, die immer lastender auf meine Seele sinken. Verzeihen Sie Ihrem unartigen Freunde. Gute Nacht, liebe, gute Frau! lieber Schwab! Sophie,

Milie, Christoph, Gustav, gute Nacht! Mein Lajos, ich wünsche Dir ein freudiges Atale in Deinem kleinen Land der Träume! — —

„Guten Morgen! Ich habe mein gestriges Geschreibsel resumirt und finde, daß ich darin wieder recht auf Ihre Geduld losgesündigt habe. Wozu das schwarzgallige Gewäsch einer heitern, guten, glücklichen Frau? Verzeihung!!!

„Grüßen Sie mir meinen wilden Alexander. Er soll sich nur parat halten. Wir wollen in Amerika zusammen rauchen, schießen, in den Urwäldern die Affen ausspotten. Ich freue mich schon recht darauf, mit meinem ungestümen Freunde diese drolligen Bestien zu necken und laut einzufallen in das wilde Affengelächter, das uns von allen Bäumen begrüßen wird." — —

Die Weihnachtsfeiertage brachte Niembsch bei den Freunden zu und schrieb nach seiner Rückkehr an Schwab:

„Heidelberg, 12. Jan. 1832.

„Geliebter Freund! Hier übersende ich Dir noch einen kleinen Nachtrag in die Sammlung meiner Gedichte, mit der Bitte, solchen einzureihen nach Deinem Ermessen. — — Ich lebe hier in ziemlicher Thätigkeit. An die Oper habe ich mich bereits gemacht, auch darüber mit meinem Componisten ein sehr vortheilhaftes Uebereinkommen getroffen. Ich gehe aufs Museum, habe mir eine Guitarre angeschafft, kurz thue alles, mich zu einem erträglichen Menschen zu machen. Nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühl erkenne ich es, wie ihr eure ganze Duld-

samkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen; wie es im Umgange mit euch mein demüthigendes Los war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demüthigung: ich habe die Größe eurer Freundschaft erfahren, ich bin euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können. — Mayer hat mir einen Theil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüth, so heilkräftig fließen mir seine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lectüre. Ich lese mir diese Gedichte laut vor; auch Dein «Morgen ist's Feiertag!» habe ich nun eingeübt. Ich glaube es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden. Die Endverse: «Wie wehen die Lüfte so schwül!» — «Hört ihr's wie der Donner grollt?» — «Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?» sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnißmäßig steigender Intensität zu sprechen. Das «Morgen ist's Feiertag!» soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimme gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiedenen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter 2c. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage: in derselben Tonlage, damit die letzten Worte «und morgen ist's Feiertag» gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worin der Mensch seine Hoffnung gesäet. — Jetzt wäre ich gerade aufgelegt, euch das Gedicht vorzutragen und von Deiner lieben Frau mit

einem gütigen Blick belohnt zu werden, wenn ich meine Sache nicht ganz schlecht machte.“ — —

An Sophie:

„Heidelberg, 24. Jan. 1832.

„Theure Freundin! Rufen Sie Ihren lieben kleinen Ludwig und sagen Sie ihm: Brief Mins! und geben Sie ihm einen Kuß für die Treue, mit der er meiner gedenkt. Sein Bild hat sich mir sehr eingeprägt und ist mir sehr geläufig worden, daß ich beim Dichten unwillkürlich manchmal ein Gleichniß aus dem Kinderleben hole. So geschah mir's in der «Winternacht», so geschah mir's vorgestern in der «Wurmlinger Kapelle». Ich übersende Ihnen hier dieses Gedicht, mit der Bitte an meinen lieben Schwab, es einzuschalten in meine Sammlung, doch in einiger Entfernung von der «Winternacht», weil, wie gesagt, in beiden Gedichten Kinder-Gleichnisse vorkommen und Kritiker meinen könnten: «der Herr Poet scheint sich viel in Kinderstuben herumgetrieben zu haben». Mehr um mein Versprechen zu erfüllen, als daß ich glaubte etwas Rechtes geleistet zu haben, überschicke ich Ihnen das Gedicht. Es ist ein misliches Geschäft, einen Gegenstand zu besingen, über welchen schon zwei so vortreffliche Gedichte vorhanden sind.

„Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unserer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon todt sein, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. Als wir den letzten

Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mir's so herzlich zu auf meine Wiederherstellung, und Sie stießen an, und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich segnend aus Ihrem schönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!" — —

„Heidelberg, 16. Febr. 1832.

„Theure Freundin! Ihr lieber Brief wurde mir spät nach Weinsberg nachgeschickt; darum war ich, als ich ihn las, bereits der zuversichtlichen Hoffnung, Ihre fatale Krankheit werde vorüber sein, und ich suchte mir das um so gewisser zu machen, um mich recht freuen zu können an dem schönen Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie mir auf dem Krankenlager geschrieben haben. Dieser Brief ist mir der Liebling unter allen Ihren lieben Briefen. Gestern erfuhr ich von Mayer, daß Sie wieder genesen sind. Nun wird auch mein lieber Schwab wieder frei athmen können. Schonen Sie sich doch um Gotteswillen besser, als Sie bisher gethan! Sie verdienen allerdings eine etwas herbe Zurechtweisung. Ich schone nur die Reconvalescentin, sonst würde ich mit allen medicinischen und moralischen Gründen, die mir immer zu Gebote wären, gegen Sie in allem Ernst losziehen. Nun ist aber wieder alles gut. Ich freue mich herzlich an Ihrer Genesung, wie Sie, liebe gute Freundin, sich an meiner Besserung freuen. Völlig genesen kann ich mich nicht nennen; aber heiter bin ich. Ob es auch meine Gedichte werden, weiß ich nicht, glaube aber kaum. Ein heimlicher Umgang mit der Melancholie in den einsamen Wäldern wird mir doch erlaubt sein?

Allerdings hat Schwab recht, wenn er mich einer gewissen Eintönigkeit beschuldigt. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß es anders kommen werde; ich glaube vielmehr, je näher man sich an die Natur anschließt, je mehr man sich in Betrachtung ihrer Züge vertieft, desto mehr wird man ergriffen von dem Geiste der Sehnsucht des schwermüthigen Hinsterbens, der durch die ganze Natur (auf Erden) weht. Ja, theure Freundin, unsere Mutter Erde ist im Sterben begriffen. Sie werden wissen, daß sich die Todeskälte von den beiden Polen immer weiter nach den noch warmen Gegenden der Erde verbreitet, wie der sterbende Mensch zuerst an den Extremitäten erkaltet. Die süße Nachtigall ist zusammt den Rosenlauben aus Island verschwunden. So muß die Nachtigall immer weiter wandern, und was aus ihrem Liede so schmerzlich tönt, ist die Klage um das gestorbene Vaterland, und die prophetische Kunde vom Tode, der uns immer näher kommt. Ich möchte das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosenstrauche hören. O Schicksal der Freiheit, wie gleichst du dem Lose der Nachtigall! — Als ich gestern Abend im Mondenschein spazieren ging, begegnete mir ein schlechter Leiterwagen, vielmehr ein Mistkarren, von drei Pferden gezogen. Darin saßen acht Männer zusammengekauert, frierend und schmerzlich in ihre Mäntel gehüllt. Der Wagen fuhr langsam und knarrend über das Pflaster der Stadt, und der Mond beschien die Schmach der Erde. Es waren Polen. O, Freundin, der Tod ist doch besser als das Leben! Auf Mistkarren wird die Freiheit fortgeschafft. O sterbt nur ab, ihr Wälder von Norden

herunter, greif nur herunter, immer tiefer, du Eis der Gletscher! Doch ich unterhalte Sie da mit gar traurigen Dingen.

„Ich habe in meinem letzten Briefe nichts von Sternberg erwähnt. Das war aber bloßes Vergessen. Mir geht es oft so, daß ich in Gesprächen und Briefen sehr Wichtiges vergesse, wenn ich mich mit andern Gedanken zu lebhaft beschäftige. Sternberg ist ein sehr geistreicher Dichter und liebenswürdiger Mensch. Er hat mir einiges von seinen Dichtungen vorgelesen, worüber ich ebenso erstaunt war als erfreut. Er hat eine so rasche, junge Phantasie, einen so leise auftretenden Schmerz, der eben darum mehr geisterhaft und sinnig wirkt, daß ich ihn als einen tüchtigen Poeten achten muß und ihn um die Keuschheit seines Schmerzes beneide.“ — —

An Schwab:

„Heidelberg, 16. Febr. 1832.

„.... Was meine «Wurmlinger Kapelle» betrifft, so kann ich mich von der Ueberflüssigkeit der bewußten Verse noch nicht überzeugen. Lokal sind sie freilich, es ist ja aber auch gewissermaßen das ganze Gedicht. Die Ueberschaulichkeit, welche Du allegirst, scheint mir auch nicht durchgängig ein Kriterium der lyrischen Poesie zu sein. Schranken der Ueberschaulichkeit thun manchmal dem Auge wohl. Ich glaube, lyrische Verstecke passen wol nicht in einen Garten nach französischem Geschmack, aber doch in einen andern. Wenn es nur nicht Abstrusitäten sind. Ist die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen gar zu leicht zu überschauen, wie z. B. in einer oft gehörten Melodie, so ist die Seele zu wenig thätig

und die künstlerische Wirkung wieder verloren. — Was ich an Gedichten bis Ende März zusammenbringe, ist Dein mit Stumpf und Stiel. Ich arbeite eben an meinen Marionetten. Es wird sich machen. Ich will mich bemühen, das Gemüth des Lesers allmählich hinauf- oder herunterzustimmen bis zur Empfänglichkeit für das Gräßliche. Sollte ich aber scheitern, so kannst Du immer Dein Todesurtheil darüber aussprechen und wir behalten aus dem Gedicht blos, was Dir gut dünkt. — — Als ich meine Oper schreiben wollte, drängten sich die Gestalten zu voll und ernst hervor, so, daß sie nicht wohl singen könnten, und ich arbeite nun an einem Trauerspiel, wozu ich Dich um Deinen Segen bitte, lieber Schwab. Du hast mir überhaupt die poetische Confirmation gegeben, und ich werde Deine segnende Hand in jedem späten Gedicht spüren. Dieses Verhältniß zu Dir, mein geliebter Freund, kann nichts auf Erden stören, und sollten wir dereinst, was die Götter verhüten mögen, wegen irgendeiner ungeheuern Irrung zerfallen — auf der seligen Insel der Poesie würden wir uns doch begegnen und umarmen, wie die Krieger Ossian's oft am Vorabend der Todesschlacht, ihre Feindschaft vergessend, zusammensaßen und tranken beim Gesang ihrer Barden. Doch wir wollen im Leben wie im Gedicht treu zusammenstehen, das Leben ist ja so kurz, und der Tod wird unsere Gebeine weit auseinander streuen, und unsere Seelen sich schwerlich wiederfinden.

„Lebe wohl, mein lieber Freund, und pflege mir Deine Liebe in Deinem Herzen. — Dein lieber Ludwig gedeiht so erfreulich für uns alle. Wenn ich ihn

nur manchmal auf eine Stunde da hätte. Gott segne ihn und euch alle!

„Dein Niembsch.“

„Herzliche Grüße an Pfizer, Reinbeck's und Hartmann's sowie an alle lieben Stuttgarter.“

Mit dem Beginn des Jahres 1832 kam Baron Alexander von Sternberg nach Stuttgart und suchte Schwab, durch einen Freund aus Nürnberg an ihn empfohlen, auf. Auch er blieb länger in Stuttgart als er beabsichtigt hatte, kam öfters wieder und wurde im Schwab'schen Hause ein gern und oft gesehener Gast. Mehrere seiner geistreichsten Novellen: „Die Zerrissenen“ (1832), „Eduard“ (die Fortsetzung davon), „Lessing“ wurden in dieser Zeit ausgearbeitet und durch Schwab's Vermittelung von Cotta verlegt. Die letztere Novelle namentlich las Sternberg, wie sie entstand, an mehreren Abenden in Schwab's Familienkreise vor, und ging gern auf beurtheilende Erörterungen darüber ein. Wenn er von Stuttgart abwesend war, besorgte Schwab den Verkehr mit Cotta und die Correctur seiner Novellen, was zu öfterm Briefwechsel Veranlassung gab. Später wurde Sternberg freilich ein anderer, und Schwab konnte sich mit seiner schriftstellerischen Production, wenn ihm Proben davon zu Gesicht kamen, nicht mehr befreunden. In seinen „Erinnerungsblättern“, die er gegenwärtig herausgibt — bisjetzt sind vier Bändchen (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen —, zeigt er wenig Anhänglichkeit an seine Freunde und scheut sich nicht, Personen und Verhältnisse so darzustellen, wie es ihm gerade pikant dünkt, unbekümmert darum, ob sie nicht in einem ganz falschen Lichte erscheinen.

Bei dem häufigen Geschäftsverkehr, den Schwab nicht nur in eigenen Angelegenheiten, sondern als Mittelsperson so mancher Schriftsteller mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung pflegte, war es für ihn ein wichtiges Ereigniß, daß der um die Literatur und Wissenschaft so hoch verdiente Freiherr von Cotta im December 1832 starb. Indessen änderte dies an seinem Verhältniß nichts, denn er war mit dem Sohne, Georg von Cotta, dem jetzigen Chef des Hauses, längst befreundet, und derselbe zeigte ihm während seines ganzen übrigen Lebens das ehrendste Vertrauen. Schwab schrieb in dem „Schwäbischen Merkur" einen Nekrolog von Johann Friedrich von Cotta, der später auch in das „Conversations-Lexikon" überging.

Unter den namhaftesten schwäbischen Dichtern stand auch Eduard Mörike mit Schwab in freundlichen Beziehungen und ging ihn öfters um Rath und Freundschaftsdienste an, deren er manchmal bedurfte, da er sich in einer ihm wenig zusagenden geistlichen Amtsstellung befand, die auf seine productive Thätigkeit einen lähmenden Einfluß ausübte. Sein schönes Talent bewährte sich nicht nur in lyrischen Gedichten von sehr individuellem Gepräge, sondern auch in Erzählungen und Novellen; die bedeutendste Arbeit dieser Art war der Roman „Maler Nolten", der in zwei Bänden (Stuttgart, Schweizerbart, 1832) erschien. Schwab recensirte dieses von echter Poesie durchdrungene Werk, das ihn, bei manchen Mängeln in der Composition, auch durch eine seltene Vollendung der Darstellung anzog, in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und Mörike schrieb ihm darauf:

Dich, Schwab, Deine liebe Sophie und die herangediehenen Kinder wiedersehe! Gott lasse mich es glücklich erleben! Es bleibt mein herzlicher Wunsch, wenn es der Himmel fügt, früher oder später, was ich von Herzen bin, auch als Bürger zu werden, nämlich Würtemberger. Und da meiner Freunde Brüder anfangen Minister zu werden, so wächst meine Hoffnung, wenn nicht etwa, bis ich hervorkomme, die Dichter in der Kammer den Nepotismus ganz abgeschafft haben. Wenn Du kannst, lieber Schwab, und soviel Du kannst, schreibe mir von Deinem und doch auch meinem Vaterlande; denn von dem vortrefflichen Niembsch bin ich nur sehr quasimodo Landsmann. Schreibe mir, was der herrliche Uhland, für den ich lebe und sterbe, freilich ohne daß er was davon hat, und der ganze Dichtergarten in der Kammer macht. Sobald ich über die Grenze bin, frage ich nach Pfizer's Buch und rücke ein paar Abendessen daran, wenn es viel kostet.“ — —

„Berlin, 27. Mai 1832.

„.... Dein Name hat mir bei Horn und seiner Frau die beste Aufnahme verschafft. Der gute Horn ist aber seit längerer Zeit sehr geplagt mit Nervenzahnweh und verwandten gichtischen Uebeln (schreiben kann er schon lange nicht mehr; dictirt alles seinem gutherzigen Röschen), sodaß er in vergangener Zeit von aller Gesellschaft abgeschlossen gewesen. Vor acht Tagen machte seine Frau einen Versuch mit einer Abendgesellschaft, der nicht übel ausgefallen zu sein scheint, da sie ihn heute erneut, wie ich aus der Einladung meiner Wenigkeit abnehme. — — Chamisso's Bekanntschaft war mir höchst

interessant. Für den «Almanach» präsentirte ich nichts, weil ich nichts hatte; was ihm, wie ich merkte, sehr lieb war, da er des Vorraths nur zu viel hat, wie sein Herr College in Stuttgart wahrscheinlich auch. Er nahm mich aber recht gut auf; wie er, glaube ich, bei seiner biedern Art gar nicht anders kann. Er hat nur das Feuer vom Franzosen, wenn man will, das Liberalitätsfeuer (denn er ist ganz Politik); aber sonst ist seine Art deutsch, noch mehr herzlich als artig; gerade und natürlich. Man sieht, er war immer, was er war, mit Leib und Seele und war immer ein eifriger, fleißiger Dienstmann von Ideen. Hat ihn eine, so kann er fast nichts anderes mehr denken. Dieses Beherrschte in seinem Wesen, daß er von einer höhern Macht getrieben und erschüttert und immer bewegt ist, drückt sich auch in Blick, Stimme, Sprache, körperlicher Bewegung sichtbar aus. Bei seiner Größe, Hagerkeit, aufrechten, ernsten Haltung, seinen langen ergrauten Locken macht jeder solcher Blitz des Auges, jedes Zucken des Arms einen um so stärkern Eindruck, und in der Sprache wird seine Lebhaftigkeit dadurch doppelt auffallend, daß er, der so schön deutsch schreibt und dichtet, nicht geläufig deutsch sprechen kann. Er las mir seine Mazeppa-Terzinen vor. Bei seinem, zwar keineswegs declamatorisch musterhaften, langsam pathetischen, stellenweise brausenden Vortrag, der aber durch Ergriffenheit ergriff, machte diese Dichtung einen großen Eindruck auf mich. — Bei Chamisso lernte ich auch Hitzig kennen, der mich ihn zu besuchen einlud, wozu ich noch nicht gekommen bin. — — Horn wiederholt seine Grüße an Dich wie seine

Frau, und sie sagen, Du seiest noch so für sie, wie wenn Du gestern erst von ihnen gegangen wärst.“ — —

„Berlin, 16. Sept. 1832.

„.... Um die Skizze meines hiesigen Lebens skizzenhaft zu vervollständigen, will ich auch von diesem noch etwas sagen. Daß mich Hitzig in die literarische (ehemals Mittwochs-, nun Montags-) Gesellschaft aufgenommen hat, deren Präsident er ist, weißt Du. Es wird da alle Montag Abend was Neueres oder Aelteres vorgelesen und dann soupirt. Dieselbe Gesellschaft bildet, nach einer Vereinigung, die erst während meines Hierseins vorging, zugleich eine für ausländische Literatur, die sich aber nur am letzten Freitag jedes Monats versammelt. — In dieser Gesellschaft sind mir die liebsten: Chamisso, den Du kennst und den ich auch gern in seinem Hause besuche; Wackernagel, der junge Lyriker und Altdeutsch-Gelehrte, den Du auch kennst, und Baron Eichendorff, ehemaliger Freund Friedrich Schlegel's, Adam Müller's, Fouqué's, Arnim's, ein Dichter, den Du auch kennst, ein liebenswürdiger Mann, den persönlich zu kennen eine Freude ist. Ich besuche ihn oft und immer zur Erfrischung meines Herzens. Auch mit dem wackern Wackernagel komme ich oft und gern zusammen. Bei Horn war ich schon lange nicht mehr; der Aermste kränkelt immer und kann selten Besuch vertragen. — — Ich bin diesen Norddeutschen hier von Herzen gut (das gemeine Berlinervolk ausgenommen, welches mehrentheils scheußlich ist); vieles Preußische respectire ich; aber es ist mir doch lieb, daß ich süddeutsches Blut bin. Dieses Volk ist durch Politik entstanden; ein großer Theil der zahl-

reichen Gebildeten hat sich selbst seinen Sinn für Poesie, seinen Glauben, sein Positives eigentlich blos infolge der Einsicht gemacht, daß man solches haben müsse. Wenn übrigens kräftig auf diesem Wege fortgeschritten wird und Intensität genug da ist, um es zu können, so kann sich Berlin als eine Art Hauptstadt von Deutschland noch immer mehr heben. Denn es ist ja der Charakter unserer ganzen Zeit, durch Intelligenz den verlorenen Glauben zu restauriren. Wem aber das Positive noch mehr aus dem Mutterboden angeboren und angewachsen, als aus der Geschichte der Philosophie anreflectirt ist, wem es im Stammblut und Wein fließt, der ist doch mehr werth. Es ist mehr Nothwendiges, aus dem Kern Heraustreibendes, Derbes, Fettes, Plumpes, Zartes, Liebendes, Warmkräftiges in Schwaben. Freilich, so breitmaulige, praktische Schillerianer, wie es etliche bei uns gibt, fänden sich hier schwerlich; dafür aber eine Unzahl Goethianer, deren Begeisterung darin besteht, zu versichern, daß sie begeistert sind. Was liegt mir daran; Schiller und Goethe werden einmal zu beiden sprechen: Weichet von uns, ihr Uebelthäter! Uebrigens gibt es hier viele angenehme Leute, und wenn man das Glück hat, ein paar hier gefunden zu haben, mit denen man so von Herz zu Herzen frischweg reden kann, wie ich mit Eichendorff, Wackernagel und — Chamisso weniger, weil seine Unterhaltung mehr abgerissener Art ist, wiewol er oft zum Küssen ist —, so kann man die Uebrigen gerade recht bequem finden. Eichendorff hat schon einige graue Haare, aber ein jugendliches Gesicht und feuriges Auge; er ist von einer Atmosphäre natürlicher

Güte umgeben und aus seinem Betragen spricht eine Heiterkeit, in deren leichten Tönen ein aufmerksames Ohr den Grundton einer gewonnenen Ruhe und vergangener innerer Siege wohl vernehmen kann. Ich glaube aber nicht, daß er jemals im Leben, wenn auch aus dem Frieden, aus der Kindlichkeit herausgeworfen worden ist; sie ist ihm noch rein natürlich, wie seine Bescheidenheit, sein Humor, seine freundlich blühenden Gedanken; aber sie vereinigt sich schön mit jenem Gleichmuth, welcher nur durch Erfahrung erobert wird. Wackernagel ist ein guter, tüchtiger junger Mann, Herz und Verstand auf dem rechten Flecke; kenntnißreich, mit einem besonders feinen Sinn für Formen jeglicher Art, was einen Hauptzug seiner Gelehrsamkeit sowol als seiner Dichtung ausmacht; aber es ist kein leerer Formalismus, er liebt auch etwas und glaubt auch etwas. Er läßt Dich grüßen. Dieses thut auch Chamisso, auch Hitzig. Euer «Almanach» macht Chamisso viele Freude. Es thut ihm wohl und kann ihm wohl thun, daß er, der, nachdem er in Frankreich alles verloren, sich wie ein Schüler an Deutschland ergeben hatte, nun wie ein Meister deutsche Dichter um sich versammeln konnte. Er ist auch kernredlich und gut, kennt wahre Poesie und hat ja auch selbst wahre gegeben; aber auffallend ist es, wie er bei alledem, bei seiner deutschen Schule, seiner dem Deutschen verwandten Gemüthsart, seiner edeln Redlichkeit doch wunderbar mit den französischen Neuromantikern zusammenstimmt, ohne ihnen anzugehören. Er tadelt sie wol auch; urtheilt und dichtet aber doch oft halb unbewußt nach ihren Principien. «Es muß angreifen!» «Es packt!» ist seine erste,

fast seine Hauptforderung, und er verwechselt manchmal Effect und Poesie offenbar. In seiner eigenen Poesie kann er sich darum auch leichter täuschen als ein anderer, weil seine nicht geringe Formgewandtheit im deutschen Vers ihm doch ein Fremdes, erst Angebildetes ist, was ihm daher auch jetzt noch, wo er nicht mehr Schwierigkeit im Gebrauch der deutschen Form hat als ein guter deutscher Dichter, doch immer das Vergnügen einer besiegten Schwierigkeit gewährt, dessen Reiz er mit einem tiefern Zuge verwechseln kann. Aber ein lieber Mann vom Kopf bis zum Fuß! — — Ich bin sehr begierig auf die öffentlichen Vorgänge bei euch. Zugleich bitte ich Dich und alle Schwaben, wenn ich auch noch eine Reihe Jahre in Preußen bleiben sollte, betrachtet mich nur immer als nirgendshin denn zu euch gehörig. Hoffentlich legt man mich einmal in schwäbischer Erde ins Grab, und sterb' ich früher, daß dies nicht geschehen kann, so besuche ich als Geist diese Thäler und Berge, wo ich gute Geistergesellschaft finden werde. — — Lebe wohl, lieber, theurer Schwab! Deine liebe Frau grüße ich herzlich; ich erinnere mich unzählige mal mit Freuden an die kirchheimer Partie und an die freundliche Herberge, die ich so oft bei Deiner lieben Frau und Dir gefunden. Es ist mir nicht allzu oft wieder so wohl geworden wie damals, wenn ich bei Dir zu Tisch saß und Deinen Wein trank. — Wirst Du nicht bald einen neuen Band zu Deinen Gedichten herausgeben oder eine neue Auflage? Ich ward einige mal darüber befragt und konnte die Antwort nicht geben." —

„Berlin, 23. Nov. 1832.

„Liebster, bester Schwab! Tausend Dank für Deine vorgestern eingetroffenen Freundeszeilen und die schöne

«Goethefeier»! Kannst Du mir auch immer nur kurz schreiben, so erfreust Du mich doch herzlich. Deinen Auftrag an Eichendorff habe ich zu seiner großen Freude ausgerichtet. Er hat mir tüchtig die Hand gedrückt, und sobald ich Dir nur auf den Leib kommen kann, liebster Schwab, will ich Dir den Händedruck zurückgeben. — — Daß Du erst in drei bis vier Jahren einen neuen Band Deiner Gedichte herausgeben willst, hat mich und Eichendorff sehr gewundert. «Der Tausend!» rief er in seiner natürlichen Art, «in drei bis vier Jahren!» — Aber wahr ist's, daß, wenn einer nicht schon im Lied selbst seinen Lohn dahin hat, vom Herausgeben und Correspondiren mit dem Publikum keinesfalls Trost zu erwarten steht. Alles hat sich schon die Seele aus dem Leib herausgelesen und liest alles nur im Sprunge zwischen zwei pressirten Viertelstunden und im Gefühl des Ewignichtfertigwerdens! O, glückliche Armuth, wo bist du hin!" — —

Schon seit dem Jahre 1830 hatte Hofrath Amadeus Wendt in Göttingen einen „Deutschen Musenalmanach" herausgegeben, in den auch die schwäbischen Dichter Beiträge lieferten. Der Jahrgang 1832 desselben brachte neben anderm von August Wilhelm Schlegel unter dem Titel „Literarische Scherze" gegen eine Anzahl deutscher Dichter, besonders aber gegen Schiller Schmähungen, die allgemeine Entrüstung hervorriefen und dem Redacteur Vorwürfe wegen der Aufnahme zuzogen. Die Verleger, Karl Reimer und Salomon Hirzel (Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig), von denen das Unternehmen ausgegangen war, forderten nun den ihnen befreundeten

Chamisso zur Redaction auf, und dieser sagte unter der Bedingung zu, daß Gustav Schwab als Mitredacteur eintrete. Der „Almanach“ sollte nicht blos eine zufällige Sammlung neuer deutscher Gedichte sein, sondern eine strenge Auswahl des Besten der neuern deutschen Lyrik von ganz Deutschland geben. An Chamisso waren die norddeutschen, an Schwab die süddeutschen Dichter zu Einsendung ihrer Beiträge gewiesen. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jeder der beiden Redactoren die von ihm ausgewählten Gedichte mit begleitenden Beurtheilungszetteln dem andern überschickte, welcher sodann seine Ansicht beisetzte, und dann erst wurde nach abermaliger Berathung über die Aufnahme oder Ausschließung des Zweifelhaften entschieden. Die letzte Redaction wechselte ein Jahr ums andere zwischen beiden. Sowol Chamisso als Schwab hatten mehrere mitberathende Freunde zur Seite, welche prüfend das Manuscript durchsahen, damit eine Bürgschaft gegen subjective Vorliebe oder Abneigung gegeben wäre. Meistens gelang es den beiden Freunden, sich auf diese Weise in gutem Frieden zu vereinigen; doch trat in einzelnen Fällen eine Verschiedenheit des nord- und süddeutschen Geschmacks hervor, die sich nicht ausgleichen ließ, und bei der nur durch das Nachgeben des einen entschieden werden konnte. Auch die beiden Verleger, welche den „Musenalmanach“ aus ästhetischem Interesse unternommen hatten und ungeachtet bedeutender Opfer mit Beharrlichkeit fortführten, nahmen thätigen Antheil an der Sache. Sie correspondirten in eingehender Weise mit den Redactoren und waren behülflich zu Herbeischaffung guter und Beseitigung unerwünschter Beiträge. Wie

gewissenhaft dabei zu Werke gegangen wurde, zeigt die ganze Redactionscorrespondenz; aber auch welch schwieriges Geschäft die Herausgeber übernommen. Chamisso ruft einmal aus: „Das Dichten ist wol ein lustiges Handwerk, aber das Redigiren und Correspondiren mit der spinosissima gente, dem genere irritabili vatum! — das hole der Teufel!" Schwab pflegte seine derartigen Stoßseufzer in Epigramme zu kleiden und in seinem Pulte zu verwahren, wie zum Beispiel:

Des Dichters Feinde.

April 1837.

Zu kämpfen hat ein Dichter-Redacteur
Mit was für Riesen?
Mit jedem, dem ein Lied sein fein Gehör
Zurückgewiesen!

Sie alle hoffen, auf des Feindes Rumpf
Dereinst zu thronen,
Und schreiben mit dem groben Federstumpf
Recensionen.

Universalismus.

März 1839.

„Ihr seid die Particularen,
Wir sind die Universellen!"
So hört ich jüngst sich gebaren
Einen feuchten, seichten Gesellen.
Doch wie ich mir ihn recht betracht',
So nehm' ich in ihm den Burschen in Acht

Der bettelte, nicht vor Jahren,
Bei uns, den Particularen,
Und suchte, der Universelle,
Für seine Vers' eine Stelle:
Vom gnäd'gen Verleger ein Wörtlein,
Zum Druck, zum Ruhm nur ein Pförtlein,
Wir halfen ihm suchen, und fanden's nicht;
Nun schilt uns der universelle Wicht!

Nachdem vier Jahrgänge unter der gemeinsamen Redaction erschienen waren, veranlaßte im Jahrgang 1837 die Wahl von Heine's Bild als Titelkupfer den Austritt Schwab's für dieses Jahr. Heine hatte nämlich kurz vorher die schwäbischen Dichter und besonders Uhland in seiner „Romantischen Schule" auf eine bösartige Weise verhöhnt, sodaß Schwab es nicht mit seiner Ehre verträglich fand, unter seiner Fahne zu erscheinen, um so mehr, da ihm, bei aller Anerkennung für Heine's glänzendes Talent, dessen frivole Richtung ein großes Aergerniß war. Mit Schwab enthielten sich die meisten süddeutschen Dichter für diesmal der Beiträge. Im Jahre 1838 wurde Uhland's Bild, das schon früher wiederholt gewünscht worden war, endlich erlangt und vorangestellt. Schwab theilte die Redaction wieder, aber leider zum letzten mal, da er durch Uebernahme eines Pfarramts und Entfernung von Stuttgart sich gehindert sah, jene Beziehungen fortzusetzen. Chamisso bereitete noch mit Gaudy die Herausgabe des Jahrgangs 1839 vor, aber erlebte sie nicht mehr, und auch Gaudy folgte ihm bald im Tode. Ruge und Echtermeyer setzten das Unternehmen dann noch zwei Jahre lang in einem andern Verlag und großentheils mit andern Mitarbeitern fort.

Ein neuer Dichter, dessen Thätigkeit dem „Musenalmanach" zugute kam, und der durch die Neuheit seiner Stoffe, die Farbenpracht seiner Bilder und seine frischen kräftigen Verse Aufsehen erregte, war Ferdinand Freiligrath. Er hatte an Chamisso Gedichte für den Jahrgang 1835 eingeschickt, die freudig aufgenommen wurden, und trat mit Schwab in brieflichen Verkehr, indem er an ihn seinen Beitrag zu dem damals veranstalteten „Schiller-Album" einsandte. Schwab's freundliche Erwiderung bewog ihn, demselben ausführlich über seinen bisherigen Entwickelungsgang zu berichten, und seinen Rath in Beziehung auf seine poetischen Bestrebungen und äußern Verhältnisse einzuholen. Der Briefwechsel wurde von da an mit liebenswürdiger, vertrauensvoller Hingebung von der einen, und herzlichem, entgegenkommendem Antheil von der andern Seite mehrere Jahre lang eifrig fortgesetzt und es wurden dabei die Ansichten über literarische Erscheinungen und Richtungen ausgetauscht. Freiligrath war Kaufmann und arbeitete auf einem Comptoir in Amsterdam, fühlte sich aber durch die Abgeschiedenheit von deutscher Literatur und bei der für seine Lieblingsbeschäftigungen ihm so knapp zugemessenen freien Zeit in diesem Beruf nicht sehr befriedigt. Der Gedanke an ein Losreißen aus seiner bisherigen Stellung und der Wunsch nach einer ihm zusagenden Thätigkeit auf literarischem Gebiet regten sich mächtig in ihm. Aber Schwab stellte ihm vor, wie es seiner Poesie leicht förderlicher sein könne, wenn er sie nur zu seiner Erholung und seinem Genuß im Gegensatz zur Prosa des täglichen Berufs üben dürfe, als wenn er sich um des Erwerbs

willen zu literarischer Tagelöhnerarbeit herbeilassen müßte, die so leicht das schönste Talent lähmte. Freiligrath gab ihm recht und suchte nur wieder nach Deutschland zu kommen. Schwab vermittelte bei Cotta den Verlag seiner Gedichte, welche im Jahre 1838 erschienen und von da an eine Reihe von Auflagen erlebten.

Auch in seiner nächsten Nähe wurde Schwab ein poetischer Fund zu Theil, der ihm viel Freude machte. Es war ein Drucker aus der Cotta'schen Officin, Niklas Müller, der sich bei Schwab mit Gedichten für das „Morgenblatt" einfand, welche ihn durch die Innigkeit der Empfindung und die kunstgerechte Form überraschten. Er widmete sich mit vieler Liebe der Weiterbildung des jungen Mannes und sah mit Freuden, wie günstig sein Rath und seine Anleitung auf die Productivität desselben wirkte. Herr von Cotta verlegte gern die Gedichte seines Arbeiters, und Schwab begleitete sie mit einer Einleitung; hierdurch wurden Müller die Mittel zu einer Reise nach England verschafft, wo er neben seiner Ausbildung den Zweck hatte, den Druck des Holzschnitts kennen zu lernen. Müller schrieb von seiner Reise aus häufig und sehr anhänglich an Schwab und blieb auch später, nachdem er in Wertheim ein eigenes Druckereigeschäft übernommen, im freundlichsten Verhältniß zu ihm. Infolge des Jahres 1848 wanderte er nach der Schweiz aus und lebt jetzt seit mehreren Jahren in Amerika. In keiner andern Literatur unserer modernen Sprachen möchten sich wol so vollendete Lieder eines Autodidakten finden, wie sie Niklas Müller gedichtet hat.

X.

Literarisches und Persönliches.

1834—36.

Im Jahre 1834 beschäftigte Schwab die Sammlung und Herausgabe einer poetischen Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit" (wovon in diesem Jahre die vierte Auflage, Leipzig, Hirzel, erschienen). Soviel auch seitdem Sammlungen dieser Art herausgekommen sind, so behauptet die ebengenannte doch immer ihren eigenthümlichen Werth, der besonders darin besteht, daß Schwab die Auswahl, zu welcher er durch Geschmack und Urtheil befähigt war, rein nach künstlerischen Gesichtspunkten machte, ohne pädagogische, sprachliche oder literarische Nebenzwecke. Beim Abschreiben der Gedichte waren ihm seine Frau und Tochter behülflich; doch als diese im Mai nach Bremen reisten, um die Freundin Meier zu besuchen, wurde die Arbeit unterbrochen, und auch Schwab machte mit seinen beiden Söhnen einen Ausflug in die Schweiz, besonders zu Herrn von Laßberg. Er benutzte die seit einigen Jahren neueingeführten Sommerferien des Gymnasiums, die ihm äußerst willkommen waren, da die früher gebräuchlichen Osterferien zum Reisen ganz ungeeignet gewesen, und auch die Herbstferien im October für Gebirgsreisen zu spät waren. Seine Frau hatte

indessen schöne Tage bei den Freunden zu Bremen verlebt und die Verhältnisse näher kennen gelernt, in welche ihr zweiter, dem Kaufmannsstande bestimmter Sohn Gustav einige Jahre später eintreten sollte. Sie machte mit der Tochter von dort aus noch einen Ausflug nach Hamburg, wo sie bei Dr. Assing aufs beste aufgenommen und ihr Aufenthalt durch andere Freunde, namentlich Professor Wurm und Dr. Steinheim, verschönert wurde. Die liebenswürdige Rosa Maria (Frau Dr. Assing) hatte Schwab's schon im Jahre zuvor mit ihren beiden Töchtern in Stuttgart besucht und kam, nachdem durch das Wiedersehen in Hamburg das Freundschaftsverhältniß neue Nahrung erhalten hatte, im Jahre 1835 wieder zu längerm Verweilen nach Stuttgart und Weinsberg. Ihr Bruder Varnhagen hatte im Jahre 1833 seine geistvolle Gattin Rahel durch den Tod verloren und zum Andenken an sie, zunächst für Näherstehende, eine Auswahl aus ihren Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Das Buch machte bekanntlich großes Aufsehen, und auch Schwab wurde von dem Eindruck dieser bedeutenden Persönlichkeit sehr ergriffen: er schrieb einen ausführlichen Bericht darüber in die von Wurm redigirten „Literarischen Blätter der hamburger Börsenhalle“ (21. April 1834, Nr. 199).

Der durch günstige Witterung und Fruchtbarkeit ausgezeichnete Sommer 1834 wurde durch einen prachtvollen Herbst gekrönt. Die Feier desselben theilte in Stuttgart eine große Anzahl fremder Gäste; denn gerade um diese Zeit tagte hier unter dem Vorsitze Kielmeyer's der Verein deutscher Naturforscher, dessen Zu-

sammenkünfte damals in ihrer frischesten Blüte standen. Unter den von allen Seiten herbeiströmenden Fremden fanden sich auch manche Freunde und Bekannte Schwab's ein. Er hatte das Haus von Gästen voll und nahm an den geselligen Vereinigungen mit warmem Herzen Antheil. Er begrüßte die Gesellschaft mit einem Gedicht, worin er den festlichen Schmuck, den die Natur zu Ehren ihrer Freunde angelegt habe, preist, und singt:

Die Traube dieses Jahres quoll
Zum Ruhm der Wissenschaften,
Und unsrer Gäste Name soll
An diesem Weine haften.

Wenn er als Jüngling gährend braust,
Geschieht's zu ihrem Preise,
Und wenn als Mann im Keller haust,
Und wenn als Greis labt Greise.

Ja, bricht des Lebens Nacht herein,
Wird unsre Hütte morscher:
So schenkt uns noch ein Enkel ein
Vom starken Wein der Forscher. — —

Kaum war die „Poetische Mustersammlung“ vollendet, so wurde Schwab durch die Aufforderung eines befreundeten Buchhändlers in Stuttgart, S. G. Liesching, veranlaßt, eine Bearbeitung der „Deutschen Volksbücher“*) für die Jugend zu unternehmen. Es war ihm eine Freude, diese an poetischem Gehalt so reiche, aber in ihrer theils rohen, theils verunstalteten Form für

*) Dieses Werk erscheint soeben in vierter Auflage mit hundertundachtzig trefflichen Holzschnitten ausgestattet.

die gebildete Jugend nicht zu empfehlende Sagendichtung neu zu gestalten. Diese literarische Beschäftigung nahm neben seinen andern das Jahr 1835 in Anspruch. Er schreibt an Ullmann am 19. März 1836: „Sammlung und Volkssagen habe ich mit Liebe gemacht; es freut mich, wenn sie wieder Liebe finden. Könnte ich mich doch in diesen bösen Zeiten, wo das Junge Deutschland den Greuel der Verwüstung aufpflanzen wollte und, auch verfolgt, noch einschwärzt, mich ganz ins Wunderland der Poesie aus der verfluchten und verruchten Tagesliteratur, wo der Judaismus, mit allen ekelhaften Lastern, Lüge, Prahlerei und Feigheit, Schmeichelei und Verleumdung herrscht, herausretten. Wie glücklich bist Du, daß Du der Wissenschaft noch mehr mit dem lebendigen Worte als mit der verhaßten Feder dienen darfst!“ — —

In das Wunderland der Poesie flüchtete Schwab sich immer wieder, wenn der literarische oder politische Tagesstreit seine Stimmung trübte. Dort fand er die Heiterkeit des Geistes wieder, die ihn zum Wirken und Schaffen befähigte, und er ließ sich durch die öfters gehörte Mahnung, daß für gereifte Männer nicht mehr Zeit sei zum Träumen und Dichten, sondern daß es ihnen zieme, durch die That ins öffentliche Leben einzugreifen, nicht irre machen. Ein solches Gefühl drückt folgendes Gedicht aus dem Jahre 1835 aus:

Dichterbitte.

Wenn zum andern mal ein Baum
Spät im Sommer lächelnd blüht,
Werfet ihr den Stein auf ihn,
Weil er nicht in Früchten glüht?

Dünkt euch nicht der duft'ge Glanz
Lieblicher als Fleisch und Saft,
Rührt euch die Vergeudung nicht
Hoffnungsloser Lenzeskraft?

Nun dann scheltet nicht ein Herz,
Dessen Herbst noch Blüten treibt,
Keinen, der im Spätling noch,
Fruchtvergessen, Lieder schreibt.

1836/37

In den Jahren 1836 und 1837 arbeitete Schwab den von ihm übernommenen Antheil an dem bei Georg Wigand in Leipzig erscheinenden Sammelwerke „Das malerische und romantische Deutschland" aus. Ein ihm befreundeter Künstler, L. Mayer, der Bruder des Dichters Karl Mayer, übernahm es, die Bilder dazu auszuführen, und Schwab bereiste nun mit ihm gemeinschaftlich die zu beschreibenden Gegenden. Ueber seine Behandlung war der Verleger ungemein erfreut, und die Section „Schwaben" gehört auch zu den gelungensten des ganzen Werkes.

Schwab's Correspondenz in diesen und den folgenden Jahren bezieht sich vorzugsweise auf den „Musenalmanach", die Sammlung für Schiller's Denkmal und das „Schiller-Album", die Classiker und dann auf allgemeine literarische Zustände, über die er besonders mit einigen jüngern befreundeten Dichtern lebhaft verkehrte. Es waren dies Julius Mosen, Melchior Meyr, Heinrich Stieglitz, Karl Gödeke, Aloys Büssel, Karl Buchner, Wilhelm Kilzer, Adolf Peters.

Mit den höhern Gesellschaftskreisen Stuttgarts kam Schwab in mehrfache Berührung. Besonders waren es zwei Verbindungen, die in diesen Jahren für ihn von

hohem Werthe wurden. Die geistvolle Gemahlin des englischen Gesandten, Lord William Russell, der in den Jahren 1832—36 in Stuttgart lebte, erbat sich seinen Rath und Beistand bei der Erziehung ihrer Söhne, und der dadurch angeknüpfte Verkehr mit dieser Frau von hoher classischer Bildung und ernstem, unabhängigem Geiste, der es Bedürfniß war, sich über tiefere Lebensinteressen auszusprechen, wurde für ihn die Quelle manches geistigen Genusses. Auch der Familie Schwab's bewies Lady Russell viele Freundlichkeit, und nach ihrer Entfernung von Stuttgart wurden noch längere Zeit Briefe gewechselt. Die andere Verbindung war die mit dem russischen Gesandten Freiherrn von Meyendorff, der mit Schwab in einigen festgesetzten Stunden den Tacitus und andere Classiker zu lesen wünschte. Auch aus diesen Zusammenkünften entwickelte sich ein freundschaftlicher, für Schwab sehr anregender Umgang, den der geistreiche Diplomat um so mehr suchte, als er ein großes Interesse für die Literatur hatte Auf ähnliche Weise war Schwab in frühern Jahren auch mit Graf Winzingerode, dem englischen Gesandten Wynn und dem österreichischen Gesandten Grafen Thurn in Verbindung gekommen. Oft pries er sich glücklich, in einem Stande zu leben und eine Erziehung erhalten zu haben, durch welche ihm der Zutritt zu der gebildeten höhern Gesellschaft nicht verschlossen sei, während er doch dem Volke nahe genug stand, um seine Interessen zu verstehen und zu theilen.

Im Winter 1835—36 wurde Schwab durch eine gefährliche Krankheit seiner jüngern Tochter Emilie län-

gere Zeit in ängstliche Spannung versetzt. Nachdem die Sorge glücklich gehoben war, erlebte er im Sommer darauf ein fröhliches Familienereigniß durch die Verlobung seiner ältesten Tochter Sophie mit einem seiner ehemaligen Schüler, Karl Klüpfel, dem Verfasser dieser Biographie, der ihm von der Gymnasiumszeit her mit warmer Anhänglichkeit ergeben war. Im September wurde ihm die Freude zu Theil, seinen Freund Gustav Pfizer mit seiner geliebten Nichte, Marie Jäger, trauen zu dürfen. Auch Graf Auersperg war, herzlichen Antheil nehmend, bei dieser Feier gegenwärtig. Pfizer, der aus politischen Gründen keine Anstellung suchen wollte, lebte wie bisher als Schriftsteller in Stuttgart. Erst im Jahre 1846 trat er eine Stelle als Professor am Gymnasium an.

Kurz vorher war unserm Schwab eine entscheidende Lebensfrage nahe getreten. Der Geheime Regierungsrath von Rehfues, Curator der Universität Bonn, welcher schon bei Gründung derselben im Jahre 1818 Schwab gern dorthin gezogen hätte, machte ihm den Vorschlag, sich bei Gelegenheit einer bald zu erwartenden Erledigung um eine Professur in Bonn zu bewerben, bei welcher er entweder Pädagogik und classische Literatur, oder Geschichte der neuern Literatur und Poesie zu vertreten gehabt hätte. Er hatte dabei hauptsächlich die Stelle August Wilhelm Schlegel's im Auge, dessen Gesundheitszustand ihm kaum noch eine ernstliche wissenschaftliche Thätigkeit erlaubte. Schwab zog diesen Gedanken in ernstliche Erwägung, der viel Lockendes für ihn hatte, denn die Verwirklichung desselben würde ihm die Möglichkeit geboten

haben, seinem innern und äußern Berufe ganz leben zu können, während ihn in Stuttgart seine sehr mäßige Besoldung einerseits und seine persönliche gesellschaftliche Stellung andererseits zu einer zersplitternden literarischen Thätigkeit nöthigte. Aber der Plan scheiterte daran, daß Schwab doch zu anhänglich an Würtemberg war, um den Uebergang in einen andern Staatsdienst selbst zu suchen, und daher nicht, wie ihm Rehfues vorgeschlagen, persönlich sich in Berlin darum bewerben wollte. Uebердies trat auch die erwartete Erledigung so bald nicht ein.

XI.

Das Junge Deutschland. Strauß' „Leben Jesu". Schwab's Ernennung zum Pfarrer.

1835—37.

Der Dichterfrühling, der in den Musenalmanachen so manche schöne Blüte getrieben hatte, schien einen neuen Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland zu verheißen. Es waren in Lenau, Anastasius Grün, Mörike, Freiligrath und andern neue Talente von unzweifelhaft eigenthümlicher Begabung aufgetreten; auch in andern Gebieten zeigte sich eine große Rührigkeit, neue Ideen und Anschauungen wurden ausgesprochen, die Geister drängten nach neuen Gestaltungen. Man hörte damals

vielfach die Hoffnung äußern, es sei jetzt eine Wendung eingetreten, die Großes erwarten lasse. Aber es blieb bei dieser Hoffnung. Aus der Lyrik entwickelten sich keine umfassendern Schöpfungen, es kam zu keinem nationalen Epos und Drama. Auch die Wissenschaft, die sich soviel darauf zugute that, veraltete Standpunkte überwunden zu haben, brachte es zu keinen neuen Errungenschaften; sie spann entweder den alten idealistischen Formalismus weiter oder verarbeitete den gewonnenen Stoff kritisch. Lähmend wirkten freilich die öffentlichen Zustände; nachdem durch den Anstoß des Jahres 1830 das staatliche Leben die Bedingungen freierer Bewegung gewonnen zu haben schien, wurde es durch die überhandnehmende Reaction auf einmal wieder eingedämmt, und manche geistigen Kräfte, die nach einem thätigen Eingreifen hindrängten, warfen sich nun mit Erbitterung und Unmuth auf die Literatur und machten hier die Opposition, die ihnen auf dem politischen Gebiete verwehrt war. Eigenes Unbefriedigtsein trieb sie zu unklaren Reformgedanken, sie stürmten gegen die bestehenden Ordnungen und Sitten der Gesellschaft an, und ihre unreifen Ideen, die bei einer entsprechenden Wirksamkeit ihre natürliche Berichtigung und Abklärung gefunden haben würden, gestalteten sich in der Bücherwelt noch verkehrter und geriethen mitunter in eine Fäulnißgährung. Während es sonst der schöne Beruf der Dichtung und der Wissenschaft ist, der Wirklichkeit den Spiegel des Ideals vorzuhalten und das Recht des Geistes gegenüber von der Materie zu wahren, geriethen jetzt die praktisch sein wollenden Literaten auf den Irrweg, von der schlechten Wirklichkeit aus das Ideal

umgestalten zu wollen. Sie kehrten sich störend und zerstörend gegen die idealen Grundlagen der Gesellschaft und Sitte. So redeten sie abstract der Sinnlichkeit das Wort, verhöhnten reine Liebe, Treue und Glauben als unpraktische Täuschung und Heuchelei und verkündeten die Emancipation des Fleisches. Als Vertreter solcher Ansichten that sich zuerst Heine auf, der sein schönes Talent durch die frivolsten Witze und Unflätigkeiten beschmutzte. Nachdem er in dieser Richtung den Ton angegeben hatte, folgten ihm Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt und andere, die von einem ihrer Genossen, Kühne, als „das Junge Deutschland" proclamirt wurden und nun eine zweideutige Berühmtheit erlangten, die freilich bei manchen unter ihnen eine vorübergehende war, während dagegen andere dieser Männer, damals noch jung und unreif, jene Verirrung später durch bessere Leistungen und gesundere Ansichten vergessen machten. Gutzkow's Roman „Wally, die Zweiflerin", der im August 1835 erschien, gab die Veranlassung zur Enthüllung der Tendenzen, welche diese literarische Coterie pflegte. Diese Schrift machte in Stuttgart um so mehr Aufsehen, als Gutzkow längere Zeit dort gelebt hatte und Menzel's Gehülfe beim „Literaturblatt" gewesen war. Menzel möchte wol nicht ganz freizusprechen sein von dem Vorwurf, der ihm gemacht wurde, daß Gutzkow in seiner Schule das rücksichtslose Absprechen und pietätlose Angreifen anerkannter Größen gelernt habe; aber er war über diese Anwendung seiner Manier so tief in seinem sittlichen Gefühl verletzt, daß er im „Literaturblatt" mit aller Gewalt der Rede, die ihm zu Gebote stand, nicht nur gegen den Roman

donnerte, sondern in einer Reihe von Artikeln diese ganze Richtung geißelte. Gutzkow und seine Freunde suchten nur um so eifriger ihre Partei zu verstärken, und beabsichtigten, um sich eine angesehene Stellung in der Literatur zu erobern, eine großartige kritische Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Revue" zu gründen. Menzel hatte in seinem Manifest gegen Gutzkow die Gesinnungen vieler ausgesprochen und sich durch sein muthiges Auftreten kein geringes Verdienst erworben; aber die Erbitterung der betroffenen Literaten war groß, um so mehr, da bald darauf der Bundestag die Sache aufnahm und ein Verbot gegen die schon vorhandenen und noch künftigen Schriften des Jungen Deutschland erließ; die Stürmer waren zersprengt und eingeschüchtert, aber ihr Haß wirkte noch lange fort und machte sich je und je in Seitenhieben gegen die süddeutschen Schriftsteller Luft. Seit sie nicht mehr unter eigenem Namen aufzutreten sich getrauten, suchten sie in den gelesensten öffentlichen Blättern, wie der „Allgemeinen Zeitung", auf das Publikum zu wirken, und man fand darin nicht nur ihre Grundsätze, sondern auch ihre Sprache, ihren nachlässigen, schillernden, flunkernden Stil; ihr sogenanntes Individualisiren, nämlich die Manier, anerkannte Männer durch scharfes Beleuchten irgendeiner zufälligen Aeußerlichkeit in ein schiefes Licht zu stellen. Das Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu" gab dieser Richtung einen neuen Halt. Obgleich eine wissenschaftliche Arbeit und nicht zu den Zwecken des Jungen Deutschland geschrieben, stimmte es doch in seinen Resultaten trefflich zu denselben, denn ein Hauptbestandtheil ihrer Polemik gegen

das Bestehende waren ja die Angriffe und Spöttereien gegen alle positive Religion.

Schwab nahm an allen diesen literarischen Streitigkeiten keinen thätigen Antheil; er wollte, soviel an ihm war, sich das Gebiet der Kunst rein und unbefleckt vom Kampf des Tages erhalten. Aber das konnte er nicht verhindern, daß sein so leicht erregtes Gemüth oft schmerzlich berührt und verstimmt wurde. Auch persönliche Angriffe gegen ihn blieben nicht aus, und fast noch weher als diese thaten ihm die Ausfälle gegen seinen Freund Uhland, die damals von Heine, Gutzkow, Kühne und andern gemacht wurden, welche sich alle auf das hämische Urtheil des alten Goethe steiften, der in einer Anwandelung von übler Laune über Gustav Pfizer's Gedichte, welche Uhland gewidmet waren, geringschätzig abgesprochen und dabei geäußert hatte: „Aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellnbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß."

Schwab schrieb in sein Epigrammenheft:

Zeige du dem ganzen Volk durch sechzig stolze Dichterjahre
Nur das Wahre, Himmelschöne, Meertiefhelle, Sonnenklare:
Viele werden's nicht begreifen, viele schütteln ihren Kopf.

Aber laß im Greisentraume dann zuletzt ein Wort entfahren,
Doppelsinnig, geisterneblicht, fern vom Tiefen wie vom Klaren:
Nachgelallt in Widerhallen wird es gehn von Tropf zu Tropf.

Die sittliche Würde und Reinheit, welche einen Grundzug der Uhland'schen Dichtungen und überhaupt der schwäbischen Dichter bilden, mußten freilich diesen Jungdeutschen ein Dorn im Auge sein; wie konnten sie, die nur aus der krankhaften Reizbarkeit ihres Innern Nahrung für die Poesie sogen, die Harmonie eines gesunden, mit sich und der Welt versöhnten Gemüths würdigen? Vielmehr reizte sie der stille Vorwurf, der in einem solchen Dichterleben für sie lag, nur zum Zorn, und sie, die nur Sinn für leidenschaftliche Gemüthsanfregung hatten, wollten dort nichts anderes als philisterhafte Prosa erblicken.

Schwab begnügte sich auch jetzt wieder neben vertraulicher Herzensergießung gegen Freunde mit Epigrammen, von denen einige aus dieser Zeit hier stehen mögen.

An einen Guten.

Was thun so grimmig die Gemeinen
Und schlagen stets auf dich, den Reinen,
Indeß du stille hältst und schweigst?

Weil du sie durch dein Thun beschämest,
Weil deine Leidenschaften zähmest,
Und doch nichts Lächerliches zeigst.

Was sagt Uhland dazu?

Was spricht zu Heine's Bubenhohn
Uhland, der hohen Muse Sohn?
Er dacht' es längst und sang es auch:
„Das ist ein jüdisch eller Gauch!“

Vorschlag.

Laß sie schimpfen,
Laß uns impfen.

Laß sie schmähen,
Laß uns säen.

Laß sie lügen,
Laß uns pflügen.

Laß sie klaffen,
Laß uns schaffen.

Laß sie richten,
Laß uns dichten.

Weß Urtheil überzeugt? Deß, dem im Hintergrund
Von Lob und Tadel wirkt wahrhaft'ger Seele Großheit.
Weß Urtheil ekelt an? Deß, dem der Lügenmund,
Sei's Tadel oder Lob, nur schöpft am Quell der Bosheit.

Verstocktheit.

Wen Nachtigall belehrt, was echte Lieder seien,
Den, junges Volk, bekehrt kein Chor von Papageien.

Thatsächlicher Beweis.

Daß Prosa dieser Zeit die Dichtkunst überflügelt,
Dies zu beweisen strengst du deine Feder an,
Bringst ungewaschnes Zeug von Versen, ungebügelt,
In deinem „Almanach", wie's jeder schmieren kann.
Den hälftigen Beweis, wir nähmen ihn geduldig,
Bliebst nicht die Hälfte du, die gute Prosa, schuldig.

Neueste Theorie.

Wähnt nicht, die Poesie sei todt!
Sie ward verklärt in Prose!
Seht nur dies Runkelrübenroth,
Das ist verklärte Rose!

Dichterbewußtsein.

Entfaltet vor mir lebenshell
Der Genius die Blume:
O wie vergißt mein Herz mir schnell
Den Traum von eignem Ruhme!

Doch brüstet sich Putzmacherei
Vor mir mit starrem Flore,
Dann fragt mich, ob ich Dichter sei?
Anch' io son pittore!

Die Jungdeutschen.

„Auf, Brüder, individualisirt!
Malt frech den krummen Tieck, malt Chamisso, den fahlen!"
— Ihr Buben, die ihr so die Bücher ziert,
Mit gleicher Münze wird man euch bezahlen!
„O nein! Uns hat Natur so hingeschmiert,
Daß keiner Lust bekommt, uns abzumalen!"

Unter den Männern, gegen die Schwab sein Herz ausleeren konnte, stand Gustav Pfizer obenan, mit ihm konnte er jedes literarische Interesse theilen, und sie waren in diesen Dingen ganz Eines Sinnes. Pfizer trug kein Bedenken, den literarischen Kampf mit dieser Rich-

tung aufzunehmen. Schon wider den erwähnten Goethe'schen Ausspruch hatte er eine treffliche Entgegnung im „Morgenblatt" veröffentlicht, und jetzt trat er mit scharfer, unerbittlicher Kritik gegen Heine und seine Schriften in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (1838) auf. Eine andere hierher gehörige Abhandlung von ihm „Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland" erschien ebenfalls in der „Vierteljahrsschrift" (1839), und diese Aufsätze erregten in weitem Kreise den lebhaftesten Beifall, wie aus vielen Mittheilungen an Schwab hervorgeht. Schwab sprach auch brieflich seines Herzens Meinung aus gegen Freunde wie Schöll, Auersperg, Freiligrath, ja manchmal auch gegen weniger nahe stehende. So schrieb ihm ein jüngerer, mit Gutzkow befreundeter Dichter, mit dem Schwab durch den „Musenalmanach" in Verbindung gekommen war, von Frankfurt am 2. April 1837: „Haben Sie schon die Narrheiten der Herren Mundt, Laube und Kühne gelesen? Sie meinen, wir wären der Poesie überwachsen; wir hätten eine so durchgebildete Prosa, daß wir die Verse leicht entbehren können. Die armen Leute! Sind sie nicht zu beklagen, daß sie in ihrer Ohnmacht sich nicht einmal mehr an der schönen Form erfreuen können? Es ist gut, daß Gutzkow immer mehr zu sich selber kommt und sich recht bald öffentlich von allem Cliquenwesen und dergleichen Absurditäten lossagt. Alles, was an mir war, habe ich dazu beigetragen; denn Gutzkow hat einen weit bessern Takt, besitzt Productionskraft, und wird, wenn er sich einmal in sich concentrirt hat, gewiß noch eine schöne Bereicherung für

die Literatur werden. In dem hierauf Bezug habenden Artikel im «Telegraphen» wird er auch — wie er mir sagt — Ihrer freundlich gedenken." — —

Schwab antwortete hierauf am 13. April: „Die Narrheiten, von welchen Sie mir mit gerechtem Unwillen schreiben, kenne ich nur zum Theil, sie beunruhigen mich aber gar nicht. Es ist ein großer Segen, daß in Deutschland die Lüge nie auf die Dauer ihr Glück macht; ich lebe nun schon bald dreißig Jahre mit und in der Literatur und habe so manchen Ruf scheitern sehen, es war aber immer die Klippe der Unwahrheit, an welcher er strandete, während die wahren Helden unserer Nationalliteratur ihren unsterblichen Ruhm ebenso wohl der Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue als ihrem Genie, und nur beiden miteinander, zu verdanken haben. Gutzkow hat sich unermeßlich geschadet, daß er sein Talent den Regungen der unwürdigsten Leidenschaften aufgeopfert hat. Wie wird er sich nun Glauben verschaffen? Er würde sich wundern, wenn er aus meiner Correspondenz ersähe, wie — nicht die Schwaben, die er verfolgt, sondern andere, die er mit Recht hochstellt und bewundert, über ihn urtheilen. Ich habe sein großes Talent, ehe er gegen Heiliges und Edles verneinend auftrat, mit redlicher Freude begrüßt, es ist mir aber mit Hohn vergolten worden; doch das ist Nebensache."

Daß die damaligen literarischen Zustände viel dazu beitrugen, Schwab seine Redactionsgeschäfte zu erschweren und zu verleiden, ist wol natürlich. Es mußte dadurch der alte Wunsch bei ihm neu belebt werden, sich in eine friedliche Einsamkeit zu retten. Aber auch sein

religiöses Bedürfniß stimmte mit dem Verlangen nach äußerer Ruhe zusammen. Seit dem Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu“ hatten ihn die theologischen Fragen vielfach beschäftigt. Welchen Eindruck dieses Buch beim ersten Lesen auf ihn gemacht, geht wol am deutlichsten aus einem Briefe an Ullmann vom 7. Juli 1835 hervor. Er schreibt: „Das Buch, das gegenwärtig eine große Bewegung in unserer gelehrten Welt und selbst unter den Laien hervorbringt, ist das «Leben Jesu» des tübinger Repetenten David Friedrich Strauß; es liegt vielleicht jetzt gerade auch auf Deinem Pult. Das Buch strebt, vollends die letzte historische Grundlage dem Christenthum zu entziehen und alles auf einen ziemlich armseligen bornirt-jüdischen Sagenstandpunkt herabzustellen, wobei selbst das Versprechen der Vorrede, den philosophisch-dogmatischen Gehalt der christlichen Lehre unangetastet erhalten zu wollen, widersinnig und albern erscheint. Das Werk, dessen zweiter Band bald erwartet wird, legt nun auch vollends die Hand an das Evangelium Johannis, nachdem es mit viel Klarheit und Popularität auch alle andern Vorarbeiten zum Umsturz der Synoptiker zusammengestellt hat. Es ist, wenn man es auch nicht frivol nennen will, wenigstens von einem kalten, hochmüthigen Haß gegen allen positiven Glauben beseelt, und von unserm Herrn und Heiland bleibt nichts mehr übrig als der beschränkte Rabbiner Jesus, der nicht von David abstammt, nicht in Bethlehem geboren ist, nicht nach Aegypten geflohen ist, nicht im Tempel als zwölfjährig aufgetreten ist, natürlich noch viel weniger auferstanden und gen Himmel gefahren sein wird,

nur aegre und nicht zwischen zwei Schächern am Kreuz gestorben ist, im übrigen der Sohn eines nazarenischen Zimmermanns war, in Nazareth an der Hobelbank eine ordinäre Jugend verbracht hat und durch Johannes den Täufer, der sich selbst für den Messias hielt, auf die fixe Idee gekommen ist, er selbst möchte wol der Verheißene sein. Um diesen herum hat sich die judaisirende Sage der ersten Christen in aller Unschuld mit ihren Lügen krystallisirt.

„Lieber Freund, sieh, wenn es sich so verhielte, so würde ich meine Bibel an die Wand werfen und ein Heide werden. Von unsern Orthodoxen hoffe ich nichts, sie strecken ihren eigenen Straußenkopf hinter die Bäume und schimpfen getrost auf diesen Strauß; der Studienrath und das Consistorium werden ihn abschaffen und so zum Märtyrer machen. Die Seminaristen hingegen beten ihn an. Sieh, lieber Freund, ich möchte bei Dir Hülfe und Trost suchen und recht bald von Dir ein gründliches, tröstendes, mäßiges Wort hören! Verdenke es einem Laien nicht, wenn er bei den Schriftgelehrten einen Halt für seine im Großen nicht wankende, aber doch in den Grundfesten angestoßene Ueberzeugung sucht. Wenn Du oder Deine Freunde etwas öffentlich über diese Schrift sprechen, so laß es mich wissen, da mein Beruf mir nicht wohl möglich macht, von selbst danach zu sehen. Vorerst habe ich mir in einem Sonett Luft gemacht, das für Dr. Baur, der mir das Buch in Tübingen (wo ich die Pfingstferien zubrachte) geliehen hatte, bestimmt war, das ich jedoch zurückbehalten habe:

Mit „Jesu Leben" von David Friedrich Strauß.

An einen Freund.

Nimm, Freund, zurück dein mächtig Straußenei,
Halbausgebrütet schon umtost von Wettern,
Beschirm's vor der Zeloten lautem Zetern,
Als ließ' ein Keim sich tödten mit Geschrei!

Doch ob der David der Erkorne sei,
Aus der Jahrhunderte spurtiefen Blättern
Den Riesen der Geschichte wegzuschmettern?
Ich hoff' und glaub' es nicht, und sag' es frei!

Dreh' er die Facta so herum und so 'rum,
Jag' er die Engel und die Schächer fort,
Verflüchtig' er zur Sage jed' Ereigniß,

Ich, ungelehrter Christ, unus multorum,
Behalt' an meiner Bibel Gottes Wort,
Und les' in ihr des Heil'gen Geistes Zeugniß.

Schwab verfolgte seitdem die theologische Literatur mit größerer Aufmerksamkeit als früher und war sehr gespannt auf die Widerlegungsversuche, die das Strauß'sche Werk hervorrufen würde. Viele derselben genügten ihm nicht, weil er darin über der Untersuchung von Einzelheiten, worüber sich streiten ließ, die Sicherung des großen Ganzen vermißte. Am meisten Freude hatte er an der Abhandlung seines Freundes Ullmann in den „Studien und Kritiken" und an Tholuck's „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte". Oft äußerte er, daß die allgemeine Anwendung der Strauß'schen Kritik zu einem absoluten Skepticismus an aller Geschichte führen müßte, und er wunderte sich, daß man Strauß nicht von dieser

Seite ad absurdum führe. Es war daher ganz in seinem Sinne, als ein Universitätsfreund von ihm, J. F. Wurm, ein Bruder des hamburger Professors, auf scherzhafte Weise die Geschichte Luther's nach Strauß'scher Art behandelte *), um diese Methode der mythischen Erklärung ins Lächerliche zu ziehen. Obgleich er bei seinen vielen Geschäften nicht Zeit finden konnte, auf gelehrtem Wege in die historische Kritik der Evangelien einzudringen, so war es ihm doch Bedürfniß, diese Fragen innerlich und im Gespräch mit gelehrten Freunden durchzuarbeiten, die rechten Gesichtspunkte aufzusuchen und dadurch seine Ueberzeugung fester zu begründen. Die nächste Folge für ihn war, daß er einen Drang in sich fühlte, seinen durch diese Anfechtung nur um so mehr befestigten Glauben auch öffentlich zu verkündigen. So kamen verschiedene Einflüsse zusammen, die ihm seinen frühern Gedanken, ein Predigtamt auf dem Lande zu suchen, wieder nahe legten. Als nun im Sommer 1837 die Pfarrei Gomaringen, in der Nähe von Tübingen am Fuße der Alb gelegen, erledigt wurde, so bewarb er sich darum, und sie wurde ihm durch königliches Decret vom 16. Sept. übertragen. Er befand sich eben in der Erholung von einem beschwerlichen Halsübel, gegen das er die wildbader Heilquelle mit Erfolg gebraucht hatte, und die Freude über das Gelingen beschleunigte nun vollends die Genesung. Die Freunde wünschten ihm Glück zur Erfüllung seines Wunsches, doch

---

*) J. F. Wurm, „Auszüge aus der Schrift «Das Leben Luther's» von Dr. Casuar" (Tübingen 1836).

thaten es manche mit schwerem Herzen; denn nicht nur war es ihnen schmerzlich, ihn wegziehen zu sehen, sondern sie hegten auch die Befürchtung, er möchte als Landgeistlicher doch zu vieles vermissen und das nicht finden, was er suchte.

Unter den mancherlei Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit, die ihm beim Abschied zu Theil wurden, erfreute ihn besonders auch ein Geschenk der Schüler des Gymnasiums, die ihm einen schönen silbernen Pokal überreichten. Sein Lehramt an dieser Anstalt hatte ihm in den zwanzig Jahren, während deren er dasselbe bekleidete, nur Freude gemacht, und so war es natürlich, daß er von diesem Stück seines bisherigen Lebens mit Wehmuth schied. Er hörte gern, daß zu seinem Nachfolger auch wieder ein schwäbischer Dichter, Ludwig Bauer, ernannt wurde. Dieser mit ausgezeichneter Lehrgabe und anregender Lebendigkeit ausgerüstete Mann war auch ganz geeignet, die Lücke, welche durch Schwab's Abgang entstand, wieder auszufüllen.

XII.

Gomaringen.

1837—41.

Das Pfarrhaus, welches Schwab am 26. Oct. 1837 bezog, war fast ein Stück Romantik und stimmte trefflich zu den Anschauungen einer dichterischen Phantasie. Es war ein altes, etwas verfallenes Schloß der Herren von

Gomaringen, eines alten Rittergeschlechts, welches einst das Dorf besessen hatte, aber schon am Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ausgestorben war. Später wurde das Dorf von der Reichsstadt Reutlingen angekauft und das Schloß der Sitz eines reutlinger Vogts, unter welcher Herrschaft dasselbe mehrfache Erneuerungen erfuhr. Seine Lage auf einem gegen das Dorf hin steil abfallenden Hügel, welcher das Thal der Wiesatz beherrscht, gewährt eine herrliche Aussicht: im Vordergrunde die Ortschaft, grüne Matten und Felder, weiterhin anmuthige Vorberge und im nahen Hintergrunde die langgestreckte Reihe der hier ziemlich ansehnlichen Albhöhen, gegenüber der mächtige Roßberg, einer der höchsten Berge der Schwäbischen Alb, und rechts davon in der Ferne der Hohenzollern. Alles dies überschaute man wie ein Panorama von den Fenstern der Wohnzimmer aus. Das Haus war auf den gegen den Berg gekehrten Seiten mit einem Graben umgeben und durch eine schmale Brücke mit dem Dorfe verbunden. Auf der freien Vorderseite breitete sich ein ziemlich großer, gegen das langgedehnte Dorf hin terrassenförmig abfallender Garten aus.

Eine Anzahl Gomaringer war bis gegen Tübingen, wo Schwab mit seiner Familie in Uhland's Hause übernachtet hatte, reitend und fahrend dem neuen Pfarrer entgegengezogen und vor dem Dorfe selbst fand man einen großen Theil der Gemeinde versammelt. Die Leute kamen freundlich, doch keineswegs zudringlich entgegen, und der im ganzen große und schöne, aber etwas rauhe Menschenschlag machte einen günstigen Eindruck.

Am folgenden Sonntag hielt Schwab in gedrängt voller Kirche seine erste Predigt über das Evangelium von dem Gastmahl, wo sich die Geladenen entschuldigen lassen und Arme und Krüppel hereingeführt werden, wobei er die Einladung zum Reiche Gottes schön mit dem Antritt seines neuen Berufs verband. Gleich dieser erste Sonntag versammelte in dem kaum eingerichteten Hause Verwandte und Freunde, die von Tübingen und Stuttgart herbeigeeilt waren, um von der neuen Heimat Schwab's Einsicht zu nehmen. Es waren darunter Uhland, Karl Mayer, Paul Pfizer, Graf Auersperg; man verbrachte einen fröhlich bewegten Tag und alle Gäste schieden befriedigt.

Das Amt, in welches sich Schwab nun zunächst einzuleben hatte, war keines von den ganz ruhigen, denn bei der achtzehnhundert Seelen starken Gemeinde kam es oft vor, daß mehrere Tage hintereinander zu predigen und dabei die sonstige Amtspraxis zu besorgen war. Er ergriff seine Aufgabe mit Ernst und Liebe und verstand es, das Schöne und Begeisternde seines Berufs voranzustellen, das Mechanische hingegen mit solcher Ordnung und Pünktlichkeit einzurichten, daß es ihm Zeit und Gedanken nicht mehr als nöthig in Anspruch nahm. Dabei kam es ihm gut zu statten, daß er schon im voraus sich über das Formelle des Geschäftsgangs bei dem Vater seines künftigen Schwiegersohns, der in der Nähe von Stuttgart Pfarrer war, hatte Anleitung geben lassen. Das Predigen war ihm eine wahre Herzensfreude. Die vorherrschende Richtung seiner Vorträge ging dahin, in den Zuhörern eine feste religiöse Erkenntniß zu be-

gründen und dieselben durch geschichtliche und psychologische Vermittelung zu einer sittlichen Aneignung des Christenthums zu leiten. Wenn seine Predigtweise somit eine vorwiegend lehrhafte war, so fehlte es ihr doch keineswegs an Wärme und Lebendigkeit und derjenigen Popularität, welche die Aufmerksamkeit auch eines ungeübten Denkens fesselt. Mit dem kleinen Häuflein Pietisten, das sich in der Gemeinde befand, stand Schwab in gutem Vernehmen und schätzte sie als seine gebildetsten und empfänglichsten Zuhörer, besonders hatte er vor ihrem Führer, der in der Umgegend eines großen Ansehens genoß, wahre Achtung, und sah in ihm einen Gehülfen in der Seelsorge. Auf ihre besondere Ausdrucksweise aber und ihre Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung innerhalb der Kirche konnte und wollte er nicht eingehen, was indeß seiner geistlichen Wirksamkeit bei ihnen nicht hinderlich wurde. Mit den Geistlichen der Nachbarschaft kam er hin und wieder zusammen und nahm auch an einem Kränzchen, das die Pfarrfamilien der Umgegend vereinigte, Antheil, doch zog ihn das gesellige Interesse hauptsächlich nach Tübingen und Reutlingen. Letzteres war der Sitz des geistlichen und weltlichen Bezirksamts, zu welchem Gomaringen gehörte, und Schwab war mit mehreren der dortigen Beamten sehr befreundet. Ueberdies hatte die Schwab'sche Familie dort ein nahe verwandtes Haus, wo sie stets freundlich aufgenommen war, da Schwab's Schwägerin, die wir früher in Tuttlingen fanden, seit vielen Jahren mit ihrem Gatten, Medicinalrath Boßert, in Reutlingen lebte. Der dritthalb Stunden weite Weg dahin bot, sobald man nur den bei

nassem Boden unergründlichen Schmuz des gomaringer Mergelschiefers hinter sich hatte, mannichfache Reize. Er führte über die Anhöhe der sogenannten Alten Burg, stückweise durch schönen Laubwald, und man hatte fast auf dem ganzen Wege die prachtvolle Albkette in solcher Nähe zur Seite, daß ihre mancherlei Verschiebungen und Beleuchtungen einen herrlichen Eindruck machten. Zu jeder Jahreszeit war dieser Gang lohnend, und eine gute Straße erleichterte auch das Fahren. Etwas näher gelegen war Tübingen; man konnte im Sommer, wo die Fußwege gangbar waren, in anderthalb Stunden die Strecke zurücklegen; beim Fahren jedoch mußte man, um die Chaussee zu erreichen, eine halbe Stunde weit eine minder gute Vicinalstraße benutzen. Doch war dies der von der Schwab'schen Familie am häufigsten betretene Weg. Diese bestand für jetzt aus Vater und Mutter, beiden Töchtern und dem jüngsten Sohne Ludwig; denn die beiden ältesten Söhne waren, um ihre Gymnasialbildung zu vollenden, in Stuttgart bei Verwandten zurückgeblieben. Die zwei Kinder wurden theils von dem Schulmeister des Orts, theils von der ältern Schwester unterrichtet; als aber in die Länge dies bei Ludwig nicht genügend befunden wurde, entschlossen sich die Aeltern, wiewol ungern, sich auch von dem achtjährigen Knaben zu trennen und ihn zum Besuch des tübinger Lyceums einem dortigen Lehrer in Wohnung und Kost zu geben.

Unter dem großen Kreise von Verwandten und Freunden, die Schwab in seinem lieben Tübingen traf, und bei denen er und die Seinigen freundliche Aufnahme

fanden, waren es besonders zwei Häuser, die ihnen eine Art Heimat wurden: Uhland's und Ferdinand Gmelin's. Der letztere, Professor der Medicin, damals Vorstand der Klinik und ein beliebter Arzt, war der ältere Bruder des schon öfter erwähnten Chemikers Christian Gmelin. Schon früher war sein gastfreies Haus nicht selten von Schwab heimgesucht worden, und jetzt wurde sein Entgegenkommen um so mehr benutzt, da man in so mancher Beziehung seines Raths und Beistands bedurfte. Nicht nur war er der hochgeschätzte Arzt des Hauses, sondern auch der treue praktische Rathgeber bei der neuen Anlage und Anpflanzung des zum Pfarrhause gehörigen sehr verwilderten Gartens. Als Besitzer eines eigenen sorgfältig gepflegten Gartens verstand er sich trefflich auf diese Dinge, und es war ihm eine Freude, seine in dieser Beziehung unerfahrenen Verwandten zu unterstützen und sie mit den vorzüglichsten Pflanzen und Sämereien zu versorgen. Seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein lebendiges Interesse für Wissenschaft und Kunst, das ihn auch an den seinem Fache ferner liegenden philosophischen, theologischen und politischen Zeitfragen warmen Antheil nehmen ließ, machten einen Aufenthalt in seinem Hause besonders genußreich, um so mehr als auch seine treffliche Gattin in ihrer einfachen Herzensgüte und verständigen Haltung eine besondere Gabe hatte, es ihren Gästen angenehm und behaglich zu machen.

In der theologischen Facultät fand Schwab mehrere alte Freunde wieder: C. F. Schmid, Baur und Kern; auch den Philosophen Sigwart, der als Ephorus das theologische Seminar unter sich hatte. Im Verkehr mit diesen

Männern wurden besonders die philosophischen und theologischen Fragen, welche die Zeit bewegten, lebhaft durchgesprochen und oft durchgestritten. Das Umsichgreifen der Hegel'schen Richtung, die in Tübingen die Geister beherrschte und gerade den talentvollen Nachwuchs völlig gefangen nahm, erfüllte Schwab oft mit banger Besorgniß. Er studirte mit Eifer selbst die Hegel'schen Schriften und kam dadurch immer mehr in Opposition mit dem herrschenden Zeitgeist. Er fand, daß er sich nie mit einem System befreunden könne, welches in dem Mechanismus seiner logischen Entwickelung keinen Raum lasse für die freie Selbstthätigkeit des sittlichen Handelns und poetischen Schaffens und keinen über der Welt stehenden Gott anzuerkennen vermöge. Seine entgegengesetzte Ueberzeugung trieb ihn dazu, die schädlichen Consequenzen des Systems zu verfolgen und da und dort in der Literatur und im Leben Anzeichen davon zu erblicken. Solche Beobachtung erregte in ihm zuweilen eine erbitterte Stimmung, und der Streit wurde manchmal heftiger als es sich mit seinen Grundsätzen vertrug, sodaß es ihm oft nachher leid war, wenn er glaubte, einem Freunde wehe gethan zu haben. Bei aller Opposition gegen die Hegel'sche Philosophie aber blieb ihm doch die philosophische Erkenntniß überhaupt ein Gebiet des geistigen Lebens, das er sich nicht entreißen lassen mochte; er wollte gegen Hegel mit keinen andern Waffen als wieder mit Philosophie gekämpft wissen. Daher konnten ihm die Versuche, den Hegelianismus kirchlich oder polizeilich zu unterdrücken, nicht gefallen, auch war er später mit den blasirten Hegelianern, welche in Verachtung der Philosophie um-

schlugen und nur die positiven Wissenschaften gelten lassen wollten, durchaus nicht einverstanden. Als Belege seiner Anschauungen und Stimmungen schalte ich hier wieder einige Epigramme ein:

Der fortschreitende Gott.

Hegel's Gott ist der Proceß,
Drin die ew'ge Logik schreitet;
Unaufhörlicher Proceß —
Auf der Tretmühl' eingeleitet.

Gott ist das große Wickelkind, das aus den Windeln der Natur
Mit einem Menschenkopfe schaut, in dem allein des Geistes Spur.

Begriff und Vorstellung! Wo aber ist die Brücke?
Du deutest auf die Kluft und reichst mir eine Krücke!

Größe.

Respect vor euch, ihr philosoph'schen Lichter,
Ihr immer nur denkenden, alles begreifenden Richter!
O, ihr seid viel zu groß zum Künstler oder Dichter!

Der blasirte Philosoph.

Ihn füllet nichts mit Schauder oder Lust,
Ihm wogt vor keinem Ideal die Brust,
Was er auch sieht, er spricht: „Ich hab's gewußt!“

Verschiedene Welterklärung.

Uns trennet eine Schlucht:
Ich deut' es dir im Reim:
Du lehrst: der Geist ist Frucht,
Und ich: der Geist ist Keim!

Wo nur das Wissen haust, ist Todtenstille,
Laut und lebendig macht die Welt der Wille.

Fernhintreffender Apoll,
In die Ferse triff Achillen,
Und wenn Hegel fallen soll,
Triff den wunden Fleck „vom Willen".

In das Stammbuch eines Hegelianers.

1.

Es gähnt ein Zwiespalt aufgerissen,
Ein Abgrund zwischen mir und dir;
Dein höchstes Gut ist nur das Wissen,
Und das Gewissen ist es mir.

2.

Ich weiß ein spitzes kahles Felsenriff,
An das ich meines Glaubens schwankend Schiff
Im Lebensocean nur mit Entsetzen triebe.
Die Klippe heißet: „Gott ist der Begriff."
Wie? Gott ein Sein voll nichts? Ein log'scher Kniff,
Der Welt — Natur und Geist — zu Staub zerriebe?
Lenk' ab, o Nachen, steure hin zum Port,
Wo hell in Sternengold aufglüht das Wort:
„Gott ist die Liebe!"

Nothwehr.

Setzt ihr das Denken auf der Dichtung Thron,
So laßt auch Epigramme mich gestalten.
Hab' ich doch meine Gottesportion
Und ihr kein Gottes-Monopol erhalten!

Hegeliana.

1.

Daß Christus ohne Sünde sei,
Das leugnet auch kein Hegel.
Doch nennet Jesum sündenfrei,
Gleich höhnen euch die Flegel.

2.

Gott, Vater, Sohn und Geist — ihr Mund
Braucht häufig dieses Dogma,
Doch sieht man ihnen auf den Grund,
So ist es ein Verlogma.

3.

Es ist, lehrt nun Philosophie,
Der Mensch ein gottbegeistet Vieh,
Zum Vieh wird er herabgethiert,
Durch das der Geist nur durchspaziert.

Schlußfolgerung.

Wenn ich, trotz aller Theorie,
Jetzt, jetzund existire,
Beweist mir fürder kein Genie,
Daß ich mein Sein verliere.

Gönnt der Begriff mir, da zu sein
In diesem Punkt von Zeit,
So stößt mich auch sein trotzig Nein
Nicht aus der Ewigkeit.

Manifest der Speculation.

Der Staat allein ist Gott. Kein Jenseits ist zu hoffen
Und auch zu fürchten keins. Volk, sieh das Heil dir offen,
Und bau an deinem Gott; vertraue deinem Stern,
Der nur hienieden scheint, und diene deinen Herrn!
Doch falle dir nicht ein (laß dir's im guten sagen!)
Wenn du die Lehre glaubst, die Herren todtzuschlagen!

Hegel's Monarchismus.

Schläge kriegt der deutsche Michel jetzt von Frankfurt bis nach Danzig,
Und tiefsinnig speculirt er über seine Fünfundzwanzig.

Unsterblichkeitshaß.

Er findet nur, was faul ist, süß,
Liebt Leben blos als Zugemüs,
Hat an sich selber nur Geschmack,
Wenn er sich weiß als Madensack.

Mich wundert nur, da du das All gemacht,
Daß sich der Geist in dir so schmal bedacht.

Consensus gentium.

Durch Ueberzeugungshochverrath
Die Staatsknechtsexistenz zu fristen,
Gilt immer noch als schnöde That
Bei Christen und bei Pantheisten.

An die Deutschen.

Wann merkt ihr, daß die Poesie doch kein so schlechter Bissen ist?
Sobald, enthegelt, ihr entdeckt, welch Stückwerk unser Wissen ist.

Der Christenbekehrer auf dem Katheder.

Wie Karl der Große zu der Taufe
Die Völker in die Schwemme trieb,
Jagst du sie aus der heil'gen Traufe
Mit des Systemes Geißelhieb.

Daß er nicht nur gegen andere, sondern auch gegen sich selbst die Spitze seiner Epigramme kehrte, beweisen unter andern folgende:

Schwerste Pflicht.

Dem Menschenherzen geht eins gegen alle Triebe.
Die Feindesliebe wol? Ach nein, die Gegnerliebe.
Ehrwürdig ist mir drum in dieser bösen Zeit,
In diesem steten Streit sanftmüth'ge Festigkeit.

In ein Stammbuch.

Wie Menschenwort auch zank' und wanke,
Den Glauben rett' aus dem Getriebe:

Das Wort von Anfang, der Gedanke,
War nur und ist, weil's auch die Liebe.

Lebensregel.

Willst du in Wahrheit sein bekehrt,
Sprich dies Gesetz dem Triebe:
Der Zorn ist nie der Mühe werth,
Doch immer ist's die Liebe.

Das gomaringer Pfarrhaus wurde nicht nur von alten Freunden, die begierig waren, zu sehen, wie Schwab sich in seinen neuen Verhältnissen ausnehme, fleißig besucht, sondern auch manche Fremde fanden den Weg dahin, und selbst der Winter und die schlechten Wege schreckten nicht alle Besucher ab. Im ersten Winter geschah es einigen Herren, daß sie bei Thauwetter kurz vor dem Dorfe vom Postillon in den vollen Chausseegraben geworfen wurden. Es war Uhland, Professor Vischer, der Aesthetiker, und Arnold Ruge aus Halle. Sie kamen so beschmuzt in Gomaringen an, daß sie Bedenken tragen mußten sich zu zeigen, und im nächsten besten ländlichen Gasthof den Versuch machten sich zu reinigen, was natürlich nur unvollkommen gelang, sodaß sie sich ernstlich beriethen, was zu thun sei. Doch der Wirth ermuthigte sie mit den Worten: „Gehen Sie nur ruhig ins Pfarrhaus, der Herr Professor weiß schon, daß es keine Bosheit von Ihnen ist!“ Dort wurden sie natürlich freundlich aufgenommen, und der wunderliche Aufzug weckte den Humor, sodaß nur um so schneller eine belebte Unterhaltung in Gang kam, bei der

allerhand literarische Dinge und natürlich auch Strauß und Hegel zur Sprache kamen. Ruge war damals auf einer Rundreise in Deutschland begriffen, um Mitarbeiter für die „Hallischen Jahrbücher“ zu werben, die er zu gründen vorhatte, und kam in dieser Absicht auch zu Schwab. Da das Blatt nicht ausschließlich Hegelisch werden sollte, stellte Schwab seine Mitwirkung in Aussicht, kam aber später nicht dazu.

War schon im Winter die ländliche Einsamkeit durch häufige Besuche unterbrochen worden, so konnte im Frühjahr und Sommer vollends nicht mehr von Abgeschiedenheit die Rede sein. Schwab's liebenswürdige Heiterkeit, die ihm in dem ersehnten Asyl ganz wiedergekehrt war, ließ ihn den geselligen Umgang mit ganzer Seele genießen, und die Gäste nahmen den Eindruck mit, daß es ihm hier wohl geworden und auch andern bei ihm wohl werden könne. So schreibt ihm einer seiner ältesten Freunde, A. Köstlin, am 19. Juni 1838: „Theurer Freund! Die ganze Zeit her, seitdem ich aus Deinem lieben Hause geschieden bin, drängt es mich, schriftlich noch einmal bei Dir einzukehren, indeß ließen zuerst die Zerstreuungen der weitern Reise und dann die Actenlast, die ich hier aufgewachsen fand, mich nicht dazu kommen. Heute ruft mich Dein Geburtstag mit frischen Eindrücken und mit alten Erinnerungen besonders lebhaft zu Dir zurück, und so gestatte, daß ich, einmal verspätet, noch hinzutrete und Dir aus Herzensgrund Glück und Segen für ein Leben wünsche, dem eine neue Epoche begonnen hat und dem das meinige einen der schönsten Theile seiner Erfahrungen, einen der heitersten und

liebsten durch sein Gewebe sich ziehenden Fäden dankt. Ich habe die frohe Ueberzeugung, daß das neue Verhältniß, in welchem Du heute zum ersten mal Deinen Geburtstag feierst, ganz einem harmonischen Entwickelungsgang Deines Lebens angehört, in welchem es mit frühern Richtungen des Geistes und des Gefühls so innig zusammenklingt. Möge der organische Trieb, der Dir dieses Verhältniß geschaffen hat, in demselben nun auch einen ungehemmten Spielraum zu froher Entwickelung aller glücklichen Keime, die es in sich birgt, finden, mögen vor allem aber auch die von einer bestimmten Lokalität unabhängigen Organisationen Deines Lebens, wie diejenigen Deiner Poesie, fortan unter dem Segen des Himmels fröhlich gedeihen. — Für die freundliche Aufnahme, die ich mit meinen Knaben in Deinem Hause fand, und die schönen Stunden, die wir daselbst genossen, sage ich Dir und den lieben Deinen nochmals herzlichsten Dank. Es war etwas Tüchtiges auf Deine Freundschaft und die Güte Deiner lieben Frau gewagt, daß wir euch gerade in der Störung des Bauwesens und in der Zeit vieler sonstigen bei euch sich drängenden Besuche überliefen, und doch hielt sich mein Verlangen immer an die Zuversicht, daß wir nicht zuviel wagen."

Den ganzen Sommer über dauerte das Bauwesen zur Herstellung des gar vieler Ausbesserung bedürftigen Hauses, und die Familie war eine Zeit lang auf einen im obern Stock befindlichen großen Saal, der, auf drei Seiten mit Fenstern versehen, eine herrliche Aussicht bot, als einziges Wohnzimmer beschränkt. Oft, wenn die Abendbeleuchtung die Gegend verklärte, rief Schwab das

ganze Haus zusammen, um sein Entzücken mit den andern zu theilen. Aber auch selbst das Kleinere in der Natur, die Gartenpflege, fing an ihm Freude zu machen, und was von selbst gezogenen Producten auf den Tisch kam, mundete ihm doppelt. Als die Unlust des Bauens vorüber war, hatte man nun aber auch weite wohnliche Räume, in denen man sich behaglich ausbreiten und verschiedene Gäste zu gleicher Zeit ohne alle Störung beherbergen konnte. Veranlassung zu mehrmaligem Aufenthalt in Stuttgart erhielt Schwab durch seine Berufung in die im Januar 1838 zum ersten mal zusammentretende Gesangbuchscommission, an welcher er mit Freuden theilnahm. Dieselbe hatte den Auftrag, den Entwurf eines Anhangs zu dem im kirchlichen Gebrauch befindlichen Gesangbuch zu machen. Längst schon fühlte sich der lebendigere Theil der Kirche durch dieses Gesangbuch unbefriedigt, das, in den neunziger Jahren entstanden, den Stempel des Rationalismus in Auswahl und Bearbeitung der Lieder trug, und es regten sich vielfache Wünsche nach einer Umarbeitung. Die kirchlichen Behörden trugen Bedenken, auf diesen Wunsch einzugehen, weil sie einerseits Schwierigkeiten hinsichtlich des Geldpunktes beim Volke voraussehen zu müssen glaubten, andererseits auch fürchteten, es möchte bei einer andern Bearbeitung die Rückkehr zum Alten übertrieben werden. Doch gelang es den Bemühungen des Oberconsistorialraths Klaiber und Hofpredigers Grüneisen, das Ministerium zu Einleitung der Sache zu veranlassen, und es kam die Berufung einer Commission zu Stande, welche die Aenderungen allmählich vorbereiten sollte.

Außer den Genannten war dazu nebst einigen andern hervorragenden Geistlichen auch der als geistlicher Liederdichter und Sammler bekannte Albert Knapp berufen, mit welchem Schwab schon lange in freundschaftlichen Beziehungen stand. Bei der ersten Sitzung wurden die Vorarbeiten an die Mitglieder ausgetheilt, und Schwab sollte in Verbindung mit Grüneisen das ältere würtembergische Gesangbuch prüfend durchgehen und die aus demselben wieder aufzunehmenden Lieder zusammenstellen. In diesem und den beiden folgenden Jahren fanden mehrere Conferenzen statt, und je mehr die Arbeit vorrückte, desto mehr kam man von der Idee eines bloßen Anhangs ab, und beschloß den Entwurf eines neuen Gesangbuchs lieber zuerst als Probe zu veröffentlichen, um die allgemeine Stimme darüber zu vernehmen. Schwab interessirte sich für die Aufgabe um so mehr, als er schon mehrere Jahre früher mit seinem Freunde Pauli über die Gesangbuchsreform correspondirt und eine große Freude an dem Gesangbuch gehabt hatte, das derselbe für die lübecker Gemeinde bearbeitet hatte. Er schrieb im März 1833 darüber an Ullmann und empfahl es ihm lebhaft mit den Worten: „Ich kenne keine Sammlung derart, in welcher strenges Festhalten am Dogma, innige Frömmigkeit und Geschmack so ganz Hand in Hand gingen." In diesem Sinne wirkte er nun auch für den neuen würtembergischen Entwurf und vertrat in der Commission möglichst treue, unverstümmelte Beibehaltung der alten Gesänge, aber auch die ästhetischen Forderungen gegenüber von den allzu dogmatischen oder mit Geschmacklosigkeit behafteten Liedern. Der Entwurf wurde im Jahre

1839 gedruckt; es erhob sich zwar in der Presse ein großer Sturm dagegen, als ob ein Rückschritt zum Pietismus damit gemacht worden wäre, aber in den Gemeinden fand die Arbeit großen Beifall. Nachdem bei neuen Conferenzen jeder einigermaßen berechtigte Einwurf noch berücksichtigt worden war, konnte man im Jahre 1841 ohne Gefahr die Einführung des neuen Gesangbuchs anordnen, welche im Lande nicht auf die mindeste Schwierigkeit stieß, sondern mit allgemeinem Dank aufgenommen wurde. Es gewann auch außerhalb Würtembergs Verbreitung, z. B. in protestantischen Gemeinden Oesterreichs und des südlichen Frankreich.

XIII.

Literarische Arbeiten.

1838—41.

Die erste größere Arbeit, welche Schwab in Gomaringen ausführte, war die Darstellung der „Sagen des classischen Alterthums“ (3 Bde., Stuttgart, Liesching, 1838—40). Ermuthigt durch die Aufnahme der „Deutschen Volksbücher“, hatte er dieses Werk schon in Stuttgart angefangen, und setzte es jetzt, wo allmählich größere Ruhe in seinem Hause eintrat, mit wahrer Lust fort. Bei seiner vieljährigen Vertrautheit mit den alten

Dichtern konnte er mit Sicherheit den Stoff beherrschen, und da es sich hier nicht um Zusammenstellung und Uebersetzung von etwas Fertigem, sondern um Auswahl und Verbindung des da und dort Zerstreuten handelte, so fand auch sein dichterischer Trieb dabei Befriedigung, indem er die Schöpfungen der alten Dichter, aus der Sage ergänzend, neu gestaltete. Es war ihm wohlthuend, etwas von seiner frühern Berufsthätigkeit, in der die Beschäftigung mit den Alten sein tägliches Brot gewesen war, jetzt als Erfrischung zu genießen. Die eigene poetische Production erwachte zwar nicht in dem Maße, wie er es zuweilen von der ländlichen Zurückgezogenheit gehofft hatte, und dies war auch ganz natürlich, denn so unangefochten er persönlich leben konnte, so vermochte er doch nicht sich gegen die literarischen und wissenschaftlichen Interessen zu verschließen, die jetzt in den Vordergrund getreten waren. Nur zu einzelnen kleinern Gedichten wurde er hin und wieder angeregt, wovon einige, wie „Der Bäuerin Süden“ und „Der Fund in der Opferbüchse“, die Spur des Pfarrlebens an sich tragen. Ein früherer Plan, die Geschichte des Bauernkriegs zu einem größern epischen Gedicht zu verwenden, blieb unausgeführt. Veranlassung zu einzelnen Romanzen gab ihm der dritte Band der „Schweiz in ihren Ritterburgen“, ein Werk, dessen erste Bände er schon mit herausgegeben und mit poetisch bearbeiteten Lokalsagen ausgestattet hatte. Dieser dritte Band enthält mehrere Gedichte von selbständigem poetischem Werth, die ich um so mehr hier erwähne, da sie nicht in die Gedichtsammlung aufgenommen sind. So richtet er bei

Gelegenheit einer aus dem Wallensee wieder erstehenden alten Burg, Mühli bei Wesen, die durch die Entsumpfung des Linththals aus den Wassern auftauchte, an Heinrich Heine ein Gedicht, das mit den Worten beginnt:

Der du wundervoll gesungen
Von der meerversenkten Stadt,
Daß herauf zu uns geklungen
Sie mit allen Glocken hat:

Heute möcht' ich dir bereiten
Lohn für deinen schönsten Sang — —

und das nach Schilderung der versunkenen Burg also schließt:

Diese Burg hast du ersungen,
Nimm sie an aus Sängerhand,
Laß uns einziehn, armumschlungen,
Laß uns singen liebentbrannt.

Laß uns eins zusammen bechern
In dem Rittersaal geschwind,
Eh' uns einfällt, trotz'gen Zechern,
Daß wir ew'ge Feinde sind!

Gegen Weihnachten 1838 erschien eine neue Auswahl von Schwab's Gedichten in einem Bande. Er nahm darin das nach seiner Ansicht Beste der ersten Auflage, sowie des seitdem entstandenen Neuen auf, mit Ausschluß der größern epischen Dichtungen, die den zweiten Band gefüllt hatten. Im Herbste 1838 machte er mit Paul und Gustav Pfizer einen Ausflug an den Bodensee, um für die nöthig gewordene zweite Auflage seines Reisehandbuchs Materialien zu sammeln. Es

erschien vielfach verbessert, doch ohne durchgreifende Umarbeitung, im Jahre 1840.

Inzwischen beschäftigte er sich auch jetzt wie früher mit kritischen Arbeiten; so finden wir im Jahrgang 1838 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ eine ausführliche Beurtheilung und Charakteristik der Rückert'schen Gedichte, worin er die Frage erörtert, wie es komme, daß Rückert erst jetzt zur Anerkennung gelange. In den „Heidelberger Jahrbüchern“ desselben Jahres besprach er Friedrich Vischer's Schrift „Ueber das Erhabene und Komische“, die ihn trotz der Hegel'schen Grundlage wegen ihrer gesunden ästhetischen Ansichten und geistreichen Gedanken sehr anzog. In dieser Zeitschrift legte er in den nächsten Jahren eine Reihe von Sammelkritiken der neuern poetischen Erscheinungen nieder. Dabei scheute er sich nicht, auch an die ihm befreundeten Dichter den strengen Maßstab der Kunst zu legen, und diese Kritiken galten ihm gleichsam als offene Briefe an sie. Später (Jahrgang 1842) zeigte er dort auch die Biographien seiner in den Jahren 1837 und 1838 verstorbenen Freunde Franz Horn und Chamisso an und gab dabei eine interessante Parallele ihres Lebensganges. Der Witwe Horn's erwies er durch die in Gemeinschaft mit Friedrich Förster besorgte Herausgabe einer Auswahl aus ihres Gatten Nachlaß einen Freundschaftsdienst, mit dem er ebenso wohl seiner eigenen Anhänglichkeit an den Geschiedenen Genüge that. Es war ihm oft schmerzlich, daß dieser verdienstvolle Schriftsteller von der spätern Generation so ganz vergessen und misachtet wurde, und es freute ihn um so mehr, wenn er ausnahmsweise

auf gerechte Schätzung desselben stieß. So schreibt ihm bald nach Horn's Tode Hermann Kurz am 2. Aug. 1837: „Erlauben Sie mir, ohne Sie zu einer zeitraubenden Erwiderung nöthigen zu wollen, ein paar Worte über Franz Horn zu sagen. Ich habe mir bei der Nachricht von seinem Tode gestehen müssen, daß wir ihm mehr schuldig geworden sind, als man je anerkannt hat. Die Hypothese, daß die Cholera von unsichtbaren Infusionsthierchen eingeschmuggelt werde, gehört recht eigentlich in dieses Kapitel: ich glaube, daß wir die Atmosphäre von Bildung, in welcher wir athmen, zu einem guten Theil ihm verdanken, welcher manchen Ansichten, die man früher nicht sagen konnte ohne gesteinigt oder gedrillt zu werden, eine unbefangene Popularität verschafft hat. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich vor acht Jahren aus seinen Noten zum Shakspeare Einsichten gewann, die man, zumal so jung und unvergohren, doch auch nicht aus dem Stegreif erfindet. Auf einem solchen Fundament ist dann gut fortbauen, und die obern Etagen, die sich immer ihrer schönen Fernsicht rühmen, dürften wohl manchmal unter sich schauen und bekennen, daß sie ohne die Grundmauer nicht da wären. Hätten wir eine Gelehrtenrepublik «wie sie sein sollte», so müßten gerade solche Propyläenlehrer einen besondern Cultus dankbarer Verehrung mit comment suspendu bekommen. Aber freilich, um einem ehemaligen Präceptor seine Verdienste lebenslang nachzutragen, müssen es Knaben sein, welche Männer werden können."

Der Landpfarrer am Fuße der Alb war in den literarischen Kreisen Stuttgarts nicht vergessen. Als der

Schillerverein, dessen thätiges Mitglied Schwab gewesen war, Anstalten traf, das endlich fertig gewordene Denkmal Schiller's aufzustellen und die Festfeier, die bei der Enthüllung stattfinden sollte, anzuordnen, wurde der einstimmige Wunsch laut, daß Schwab als der Geeignetste dazu die Festrede übernehmen möchte. Hofrath Reinbeck, als Vorstand des Schillervereins, schrieb ihm im März 1839 darüber und bat ihn, dieser Feier seine Mitwirkung zu gewähren. Sie war auf den 8. Mai festgesetzt, da auf den 9., den Todestag Schiller's, der alljährlich gefeiert wurde, das Himmelfahrtsfest fiel. Schwab sagte zu, nachdem auf seinen Wunsch zuvor mehrere andere zur Uebernahme der Rede aufgefordert worden waren, aber abgelehnt hatten. Die Feier wurde, von wolkenlosem Himmel begünstigt, unter Theilnahme von vielen Tausenden aus der Nähe und Ferne, in ungestörter Erhebung ausgeführt. Die Liederkränze zogen in festlichem Aufzug mit Musik und Fahnen auf den Festplatz und dort begann die Feier mit einer von Eduard Mörike gedichteten und von Lindpaintner componirten Cantate, welche der stuttgarter Liederkranz unter Begleitung der königlichen Hofkapelle vortrug. Mit den letzten vorbereitenden Tönen derselben hob der einzige Enkel des Gefeierten das Ende des Mantels in die Höhe, ein leiser Wind bewegte die flatternde Hülle, sie sank ohne sichtbare Beihülfe herab und das gelungene Meisterwerk Thorwaldsen's stand vor den Augen der begeisterten Menge. In demselben Augenblick ertönten die Glocken aller vier Pfarrkirchen, die volle Musik fiel ein und wurde von tausendstimmigem Jubel überhallt. Nachdem noch ein

Lied gesungen worden war, betrat Schwab die Stufen des Monuments und sprach mit der ganzen Kraft seines volltönenden Organs die Festrede so deutlich, daß selbst von den ferner Stehenden jedes Wort vernommen wurde. Ich theile die kurze, mit großem Beifall aufgenommene Rede hier mit:

„Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuern Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palast bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Grenzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimat seines Geistes zu schauen, unsers Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unserm huldreichen Könige, der unsere Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank dem größten Bildner unserer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jetzt, kunstreich im Erz festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüt' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

„Es sind welche unter uns, die den Verklärten gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblick: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns andern ist keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wiederfände.

„Ja, bei diesem Anblick wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns «das genialische Geheimniß» ahnen, wie man «der Welt willkommen und angenehm ist».

„Diese Stirn versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der «hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßi-

gung» entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirn schwebt «das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseins auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt». So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirn hat über der Bestimmung und dem Geschick der Menschheit gesonnen und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. «Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern» war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

„Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deswegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandere, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unsers Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als «eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt», der Mensch in seiner mannichfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch echte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll.

„Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirn, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Misbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmack zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

„Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns

ins Reich des Ideals flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: «Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht, was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst.»

„Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er «den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen».

„Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben.

Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesetzt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthum befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Roheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: en Sieg der wesentlichen S c h ö n h e i t im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: «Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen.» Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, fern von demjenigen gewesen sein, dessen

Wesen er — seine Worte bezeugen es — so klar erkannt, wenn auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist!

„Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jetzt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt haben, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so vieles im Gebiet des Werdens der stetigen Entwickelung überlassen bleiben, das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schiller's Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — ihr gibt er die Ehre."

Nach dem Festmahl, an dem neben andern hervorragenden Fremden auch die beiden Söhne Schiller's theilnahmen, versammelten sich die Liederkränze auf dem Schillersfeld, dem nach einem frühern Plan für das Denkmal angekauften Platze außerhalb der Stadt, wo Schwab, der

Anstrengung des Vormittags ungeachtet, ein für den Liederkranz verfaßtes Gedicht sprach. Der schöne Tag wurde beschlossen mit der Aufführung des „Wallenstein“ und mit Beleuchtung des Standbildes in bengalischem Feuer.

Der apologetische Theil von Schwab's Rede bezog sich auf den schon zum voraus dem Schillerverein gemachten Vorwurf eines götzendienerischen Geniencultus. Als nämlich das Festprogramm für den Moment der Enthüllung das Läuten aller Glocken angeordnet hatte, erhob die stuttgarter Geistlichkeit Einsprache dagegen, und wollte sich durch Anführung vieler Beispiele von einem weltlichen Gebrauch der Glocken nicht von der Berechtigung dazu im vorliegenden Fall überzeugen lassen. Das Consistorium aber, freier gesinnt, erlaubte das Läuten, und die allgemeine Stimme war, daß dem Dichter der „Glocke“ der Glockenklang gebühre.

Es knüpfte sich an jenen Vorwurf nun eine theologisch-ästhetische Erörterung „Ueber den Cultus des Genius“ an, welche mit einem gedruckten Sendschreiben Ullmann's an Schwab eröffnet wurde. Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu“, hatte in einem Aufsatz „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ geäußert: der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle übrig geblieben, sei der Cultus des Genius. Dies gab Ullmann Veranlassung, die Wahrheit und die Unwahrheit, die in diesem Satze liegt, näher zu beleuchten und zu zeigen, wie das Schillerfest allerdings als der erste große Act eines solchen Cultus in unserer Zeit genommen werden könne, wie derselbe aber auch gegenüber von dem Dienste

des Materiellen seine sittliche Berechtigung habe, und nur dann zu verdammen sei, wenn er Ersatz für die Religion werden wolle. Schwab's Antwort nimmt mehr Bezug auf die religiös-philosophischen Streitfragen der Gegenwart, die ihn ohnehin seit lange bewegten, und weist einen Angriff zurück, der im „Freihafen“ auf ihn als Schillerredner gemacht worden war, und der durchaus Schiller jede Beziehung zum Christenthum absprechen wollte. Er sucht auszuführen, daß der wahre Cultus des Genius auf dem Glauben an die Wunderkraft des lebendigen und persönlichen Urgeistes beruhe, der in jedem Genius durch Thaten der Freiheit den gestörten Entwickelungsgang der Welt durchbreche oder denselben riesig fördere, und daß daher die Pantheisten, welche nur einen in der Welt mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Gott kennen, für den schöpferischen Genius keine Stelle haben, daher auch den Cultus desselben am wenigsten mit gläubigem Herzen begehen können.

Eine Folge der neuerweckten Begeisterung für Schiller war der Entschluß Schwab's, ihm auch ein literarisches Denkmal zu setzen. Er begann die Biographie Schiller's zu schreiben, eine Arbeit, die trotz vieler vorangegangener Versuche nicht überflüssig schien, da besonders die beiden ausführlichsten Werke von Hinrichs und Hoffmeister hauptsächlich literarhistorische Commentare zu Schiller's Werken waren und diesen mehr vom philosophischen als vom dichterischen Standpunkt aus beurtheilten. Schwab dagegen wollte ihn nach seiner menschlichen und dichterischen Entwickelung schildern; er war überzeugt, daß man Schiller unrecht thue,

wenn man das altclassische und philosophische Element als den Kern seines Wesens ansehe und ihn von allen christlichen Beziehungen entkleide. Er bemühte sich daher, gegenüber von den Anfechtungen der Orthodoxen und von den Ansprüchen der Philosophen das hervorzuheben, worin Schiller mit dem Christenthum in Einklang stand, und es geschah ihm dabei, daß der oppositionelle Eifer ihn etwas zu weit führte, indem er mit tendenziöser Aengstlichkeit jede Spur der Christlichkeit Schiller's aufsuchte und damit seinem Buche mehr als für ein bleibendes Denkmal wünschenswerth ist, die Farbe der Zeitstimmung aufdrückte.

Schwab arbeitete an diesem Werke mit einer Lust, wie sie ihm wol keine andere Arbeit in Prosa je bereitet hat. Mit größter kritischer Sorgfalt prüfte er die vorhandenen Nachrichten und Vorarbeiten und verglich sie mit den mündlichen Ueberlieferungen. Wenn ihm von Boas in dessen sonst tüchtiger Schrift „Schiller's Jugendjahre" (Hannover, Rümpler, 1856) der Vorwurf gemacht wird, er sei zu leichtgläubig verfahren und sein Buch sei dadurch ein Potpourri von Wahrheit und Erfindung geworden, so ist dies im höchsten Grade ungerecht und unwahr. Er war weit davon entfernt, alles ohne Sichtung aufzunehmen, was ihm vorkam; aber es war ihm eine Hauptaufgabe bei der Ausarbeitung, die vielen mündlichen Ueberlieferungen, die ihm noch von glaubwürdigen Zeitgenossen Schiller's bekannt waren, nicht verloren gehen zu lassen; wenn er daher nicht für jede Notiz eine Autorität anführte, so geschah dies theils aus persönlichen Rücksichten, theils weil es zu umständ-

lich gewesen wäre für den Raum und die Anlage des Buchs. Daß der Leser keine wesentlichen Unrichtigkeiten daraus entnehmen wird, können wir heute noch versichern; aber allerdings ist seitdem manche Einzelheit berichtigt und festgestellt worden, und der jüngere Bearbeiter hatte es in mancher Beziehung leichter. Bei der Vergleichung wird man jedenfalls finden, daß die neuern Berichtigungen sich nur auf Nebenpunkte beziehen, welche die Gesammtauffassung Schiller's keineswegs verändern, sodaß nicht von „das entstellte Bild Schiller's reinigen wollen" die Rede sein kann.

Besonders günstig war für diese Forschungen das ländliche Stillleben, das Schwab mit seiner Familie im Winter 1839—40 führte. Der Gang der Amtsgeschäfte war ruhig geordnet, sodaß es ihm nicht an Zeit für diese Arbeit fehlte und er manchen Vor- oder Nachmittag ungestört sie weiter fördern konnte. Den größten Genuß für ihn und die Seinigen brachten dann die Abende, wo er vorzulesen pflegte, was den Tag über seinem Manuscript zugewachsen war, und wo in dem häuslichen Kreise, der öfters durch die Anwesenheit empfänglicher, Antheil nehmender Freundinnen erweitert war, die belebtesten Gespräche dem Gange seiner Studien folgten. Sehr behülflich zu der Arbeit war ihm der befreundete Verleger S. G. Liesching und dessen Sohn durch unermüdete Herbeischaffung von gedruckten und handschriftlichen Materialien zu Schiller's Geschichte. Diese Studien veranlaßten ihn, zwei Abfälle davon besonders zu veröffentlichen. Das eine war ein Urkundenbüchlein über Herkunft, Geburt und Jugendschicksale Schiller's, was alles

theils neu ermittelt, theils berichtigt wurde; das andere ein Aufsatz in Giehne's „Pandora": „Schiller's Bruder, ein Curiosum", Nachweisungen über einen Literaten namens Friedrich Schiller enthaltend, der hier und da als Doppelgänger seines berühmten Verwandten erscheint.

Im Frühjahre 1840 konnte der Druck beginnen und im August das Buch vollendet ausgegeben werden. Es wurde in zwei starken Ausgaben (in Duodez und Groß-Octav) verbreitet; daß es später nicht wiederholte Auflagen erlebte, mag seinen Grund theils in der oben angedeuteten Zeitfärbung, theils in der Concurrenz der nachher erschienenen, von Hoffmeister begonnenen und von Viehoff vollendeten Biographie Schiller's haben, welche mehr als das große Werk Hoffmeister's und in der gleichen Richtung wie Schwab das biographische Element berücksichtigte und dabei den Vortheil hatte, neu erschienene Beiträge wie „Schiller's Briefwechsel mit Körner" benutzen zu können. Welche Theilnahme Schwab's Buch damals fand, bezeugen übrigens zahlreiche anerkennende Briefe, und ich führe daraus nur das Urtheil eines gewiß competenten Richters, Varnhagen's von Ense, an, der am 23. Mai 1841 an Schwab schrieb: „Ihre Biographie Schiller's freut mich ungemein: sie ist genau und sorgsam und dabei klar und angenehm, eine liebevolle Wärme athmet darin, ein reiner, edler Sinn; sie will nichts vorstellen und leistet dadurch am meisten; sie ist aufrichtig und dadurch populär, sie entspricht meines Erachtens dem Verhältnisse, in welchem Schiller zur Nation steht. Ich meinerseits bin Ihnen herzlich dankbar!" — — Ebenso zustimmend und mit seiner Auf-

fassung einverstanden sprach sich Frau von Wolzogen, die Schwägerin Schiller's, die ihn gewiß von allen noch Lebenden am besten gekannt hatte, in mehreren Briefen gegen Schwab aus.

Das nächste, was unsern Schwab nach Vollendung von „Schiller's Leben" literarisch beschäftigte, war eine theologische Abhandlung für die „Deutsche Vierteljahrsschrift", „Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg", im Octoberheft 1840 abgedruckt. Das „Leben Jesu" von Strauß war im „Christenboten", einem der pietistischen Richtung angehörigen Volksblatt, von Wilhelm Hoffacker sehr scharf besprochen worden; dies gab den speculativen Freunden von Strauß Veranlassung zu wissenschaftlicher Polemik gegen den Pietismus, wobei dieser in den Vordergrund geschoben, aber im Grunde der kirchlich-biblische Glaube bekämpft wurde. An die in diesem Streit erschienene Hauptschrift von Chr. Märklin, „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" schlossen sich eine Anzahl kleinerer Schriften für und wider an. Diese ganze Literatur faßte Schwab nun in einem kritisch erörternden Bericht über die darin ausgeprägten Gegensätze zusammen. Auch ihm ist es nicht um eine Apologie des Pietismus zu thun, den er zwar unbefangen nach seinem geschichtlichen Ursprung und jetzigen Bestand schildert, den er aber bald verläßt, um sich dem Kampf mit der theologischen Speculation zuzuwenden und zu zeigen, wie ihr gegenüber der Rationalismus, Supranaturalismus und Pietismus an ihrem theistischen Gottesbegriff eine gemeinsame Grundlage haben. Es war dies das einzige

mal, daß Schwab sich öffentlich in den theologischen Streit mischte, der ihn doch persönlich so sehr bewegte.

XIV.

Tod des jüngsten Sohnes. Rückkehr nach Stuttgart.

1838—41.

In den Osterferien des Jahres 1838, wo die beiden ältern Söhne Schwab's nach Hause gekommen waren, fand sich die Familie zum letzten mal vollständig beisammen; denn der jüngere, Gustav, reiste bald darauf nach Bremen ab, um nach früherer Verabredung in seine kaufmännische Laufbahn einzutreten, und wurde dort aufs liebreichste aufgenommen und wie ein Sohn behandelt. Keines der Seinigen konnte ihn dahin begleiten, aber zur Entschädigung dafür erhielt er im darauffolgenden Jahre einen Besuch von der Mutter, die sich durch eigene Anschauung überzeugte, daß ihr Sohn sich in der von ihm selbst gewählten Laufbahn glücklich fühle und daß seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden seien. Zugleich verlebte sie genußreiche Tage auf dem Landsitz ihrer Freundin Meier und hoffte dieselbe zu einem längst versprochenen Besuch in Würtemberg mitnehmen zu dürfen. Leider aber wurde dieser Plan durch eine Krankheit

der Frau Meier vereitelt. Schwab's Gattin verließ sie anscheinend in der Besserung, aber statt der Erholung verschlimmerte sich das Uebel wieder, und schon nach einigen Monaten mußte Gustav seinen Aeltern die tiefbetrübende Nachricht von dem Tode der Freundin geben.

Schwab's älterer Sohn, Christoph, hatte inzwischen das Gymnasium in Stuttgart durchlaufen und trat im Herbste 1839 zum Studium der Theologie in das Seminar zu Tübingen ein. Von da aus konnte er fleißige Besuche im Vaterhause machen, und der Verkehr mit dem Studenten und seinen jungen Freunden trug nicht wenig zur Belebung und Erheiterung des Familienkreises bei. Später legte er auch in Gomaringen seine ersten Proben geistlicher Thätigkeit ab, indem er seinen Vater unterstützte, wenn die Geschäfte sich häuften. Ein Besuch Ullmann's und seiner zwei Söhne erfreute Schwab um diese Zeit sehr; die lange Verbundenen erquickten sich im Austausch ihrer Gedanken und Erlebnisse, und die Zeit des Beisammenseins entfloh unter heitern und ernsten Gesprächen. Es war das erste ruhige Zusammensein seit Ullmann's Rückberufung nach Heidelberg im Jahre 1836. Dort vermißte er nun zwar die ausgebreitete Wirksamkeit, welche er in Halle gehabt hatte, aber doch wurde es ihm in der süddeutschen Heimat behaglich, sodaß er sich jetzt ein eigenes Haus baute. Schon in Halle hatte er sich zum zweiten mal verheirathet mit einer Freundin seiner ersten Frau.

Schwab hatte nun auch die Freude, seiner jüngern Tochter Emilie selbst den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation zu ertheilen und sie im Frühling 1840 einzusegnen. Doch mußten sich die Aeltern nun abermals

zu einer Trennung entschließen, denn sie fanden es nöthig, diese Tochter zu deren weiterer Ausbildung auf längere Zeit ihrer Tante Kielmeyer in Stuttgart zu übergeben und sie eine dortige Lehranstalt besuchen zu lassen. Nachdem der Sommer 1840 unter den schon erwähnten Arbeiten und dem erfrischenden Verkehr mit benachbarten Freunden hingegangen war, trat Schwab am Ende Septembers mit seiner ältesten Tochter und seinem jüngsten Sohne eine längst beabsichtigte Reise nach Heidelberg an. Dieser Ausflug, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte, sollte ihm zu bitterm Schmerze werden, indem ihn am Schlusse der Reise ein Verlust traf, wie er noch keinen erfahren hatte. Noch im August hatte ein Freund, der Schwab in Gomaringen besuchte, Dr. J. C. Passavant aus Frankfurt, so sehr den Eindruck von Glück und Zufriedenheit erhalten, daß er beim Abschied gegen Schwab's Frau äußerte, er müßte sich sehr täuschen, wenn er, der als Arzt doch manche Häuser kenne, nicht hier eine der glücklichsten Familien gefunden hätte. Besondere Freude hatte Schwab an der geistigen Entwickelung seines Sohnes Ludwig, der, wie schon erwähnt, die Schule in Tübingen besuchte, und von dessen Fortschritten er sich daher nur je und je überzeugen konnte. Die Leitung seiner Arbeiten war für den Vater eine wahre Wonne, und er äußerte in der letzten Zeit öfters, daß Ludwig das begabteste seiner Kinder sei. Es lag auch wirklich in seinem jungen Geiste eine so seltene Harmonie, eine so liebenswürdige Mischung verschiedenartiger Gaben, daß man in spielenden Planen für die Zukunft ihn bald zum Dichter, bald zum Astronomen, bald zum

Historiker bestimmte. Nicht nur war er vom größten Lerneifer beseelt, sondern er hatte auch den Trieb, andern von seinen neugewonnenen Kenntnissen mitzutheilen, und er ließ es sich nicht verdrießen, bei seinen Sonntagsbesuchen sich mit schweren Büchern zu beladen, um der ältern Schwester die Anfangsgründe des Griechischen beizubringen.

Bei seinem Reiseplan freute sich Schwab ganz besonders, diesem lebendigen Kinde das herrliche Heidelberg zu zeigen, auch schien eine Ortsveränderung um so zweckmäßiger für Ludwig, als in dem Hause des Lehrers, bei dem er in Tübingen wohnte, kurz vorher das Nervenfieber ausgebrochen war, weshalb die ängstlichen Aeltern ihn vor dem Beginn der Ferien zu sich herausgeflüchtet hatten. Die Reise ging anfangs glücklich von statten, auf dem Wege wurden verschiedene Freunde besucht, besonders Kerner und Dillenius in Weinsberg und Drück in Kirchheim a. N. In Heidelberg wollte Schwab zunächst seine Kinder zurücklassen, um noch eine weitere Tour nach Trier und durch das Moselthal auszuführen, und erst für den Rückweg behielt er sich vor, die dortigen Freunde mit Behagen zu genießen. Doch bestieg er vor seiner Weiterreise mit jenen das Schloß und weidete sich am Entzücken seines Ludwig über die herrliche Gegend und Ruine. Zu Begleitern hatte er von jetzt an Uhland und dessen Frau, und sie brachten in Trier, wo man den beiden Dichtern mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegenkam, ein paar sehr glückliche Tage zu. Auch die höchst merkwürdigen römischen Alterthümer dieser Stadt, die ihnen von mehreren dortigen Offizieren aufs

zuvorkommendste und gründlichste gezeigt wurden, beschäftigten Schwab lebhaft. In Trier mietheten sie einen Kahn, um der Mosel auf ihren vielfachen Krümmungen zu folgen, und fuhren drei Tage lang durch das großartige Thal, das, von wald- und rebenbewachsenen Höhen eingeschlossen und durch mehrere bedeutende Burgen geziert, überaus wechselnde und romantische Ansichten darbietet. Es läßt sich denken, welchen Genuß unserm Schwab diese Natur in dieser Gesellschaft gewähren mußte! Daneben bewegte ihn fortwährend die Vergleichung des Angeschauten mit der Beschreibung, welche der römische Dichter Ausonius in seiner „Mosella" von dieser Gegend gibt, und er konnte sich nicht genug wundern, wie genau Ausonius gesehen und berichtet habe, und wie vieles einzelne jetzt, nach funfzehn Jahrhunderten, noch immer wahr sei. Selbst die Fische, die er aß, schmeckten ihm doppelt, wenn er fand, daß schon Ausonius sie beschrieben hatte. Von Koblenz aus wurde dann die Rückreise mit dem Dampfboot gemacht, und Schwab hoffte, in Heidelberg von den Strapazen der Reise ausruhen und mit seinen Kindern und Freunden den Nachgenuß theilen zu können. Aber leider fand er es hier ganz anders als er erwartete. Ludwig, der schon am ersten Tage in Heidelberg etwas über Kopfschmerzen geklagt hatte, war von einem Schleimfieber ergriffen worden, das gerade am Tage der Rückkunft des Vaters eine gefährliche Wendung nahm. Doch fand dieser den Knaben noch bei klarem Bewußtsein; Ludwig hörte mit Theilnahme des Vaters Erzählungen von der Reise zu und erfreute sich an einer schönen Zeichnung der trierschen Porta nigra, die er ihm mitbrachte.

Schwab war am Morgen des 7. Oct. in Heidelberg eingetroffen und in Ullmann's Hause abgestiegen. Als ihm dieser von der Krankheit seines Sohnes sagte, erschrak er sogleich heftig, und machte sich um so weniger Hoffnung auf die Rettung des Kindes, als er unterwegs mitten im fröhlichen Reisegefühl eine Ahnung gehabt hatte, die ihm, wie schon öfters in seinem Leben, ein schweres Ereigniß voraus verkündete. Müde in halbem Schlummer im Reisewagen sitzend, sah er einst plötzlich auf dem aufgeschlagen in seinem Schos liegenden Notizbuch (einem perlengestickten Geschenk der Frau Doctorin Passavant) die Worte verzeichnet: „Schwab † 14. Oct." Der Anblick rüttelte ihn auf, und bei näherer Besichtigung war das Blatt leer. Es kam ihm kein anderer Gedanke als der: sollte meinem Leben ein so nahes Ziel gesteckt sein? Doch er fühlte sich in voller Kraft und Gesundheit und dachte bald nicht mehr an das Unglückszeichen. Als aber nach den ersten Stunden seiner Rückkehr die Betäubung des Kranken immer zunahm, seine Phantasien heftiger wurden und fast jede Theilnahme an äußern Vorgängen schwand, da mußte jene Erinnerung und mit ihr eine andere Deutung sich aufdrängen. Die letzte schwache Hoffnung klammerte sich daran, daß der 14. Oct. nur der Gipfelpunkt der Lebensgefahr sein und durch eine glückliche Krisis dieselbe überwunden werden könnte. Aber an diesem Tage traten Erscheinungen ein, die alle Hoffnung abschnitten; schon Tags zuvor erkannte der Kranke seine auf die erste Nachricht herbeigeeilte Mutter nicht mehr, und verschied ohne Rückkehr des Bewußtseins am Vormittag des

15. Oct. Was an Pflege und aufopfernder Hingebung für ihn geschehen konnte, war ihm im Hause der theuern Verwandten, Leopold Gmelin's und der Seinen, zu Theil geworden, und auch der treue Arzt des Hauses, Hofrath Dr. Nebel, der im Rufe stand in Behandlung des Nervenfiebers besonders glücklich zu sein, widmete ihm die größte Sorgfalt. Die Hauptpflege aber hatte seine anwesende Schwester übernommen, der es ein schmerzlicher Trost war, sein Lager nicht zu verlassen, bis in den letzten Tagen sein Zustand es ihm gleichgültig machte, wer um ihn war. Der Schmerz der Aeltern um ihren Liebling war tief und dauernd, die Wunde, die ihrem Herzen geschlagen war, blutete lange; aber unmittelbar nach ihrem schweren Verlust erkannten sie doch auch das Tröstliche, das in dem Mitgefühl so treu bewährter Freunde liegt. Auch blieb es für Schwab immer ein erhebender Gedanke, daß sein Kind auf dem schönen alten Gottesacker Heidelbergs, auf den die Ruine ernst herniederschaut, der Auferstehung entgegenschlafe.

Aber es galt sich für das thätige Leben aufzuraffen. Schwab war auf den 19. Oct. nach Stuttgart zu den Gesangbuchsberathungen einberufen, die diesem Werke die letzte Vollendung geben sollten, und die ihn mehrere Wochen lang in angestrengte Thätigkeit versetzten. Er nahm dies als eine heilsame Nothwendigkeit auf, die ihn verhinderte, sich seinem Kummer zu sehr zu überlassen, zu der er aber auch durch die schmerzlichste Erfahrung seines Lebens erst die rechte Weihe mitbrachte. Frau und Tochter mußten nun allein in die verödete Heimat zurückkehren; doch begleitete sie der Verlobte der letztern,

um während Schwab's Abwesenheit sein Amt zu besorgen, was von diesem eben jetzt der Aushülfe von Fremden weit vorgezogen wurde. Für die Mutter in ihrem Schmerze blieb noch lange der Schluß der Woche, an welchem sie gewohnt war, den muntern Knaben zu empfangen oder ihm entgegenzugehen, eine Erneuerung ihres Leids, und auch Schwab, als er von der Gesangbuchsarbeit heimkehrte, hatte Mühe, den neu eindringenden Schmerz zu überwinden. Das um diese Zeit entstandene Gedicht „Die Linde" spricht seine damalige Stimmung aus, und noch im folgenden Jahre finden sich in seinem Tagebuche Aeußerungen wie:

Sprich, kann ein Heimweh bittrer quälen
Als Sehnsucht nach entschwundnen Seelen?

Im Amte nahm ihn aber doch auch wieder gleich zum Anfang eine erfreuliche Feier in Anspruch: die Einweihung der neuerbauten, eben vollendeten Kirche. Schon als Schwab nach Gomaringen kam, war der Plan entworfen gewesen, die alte Kirche, welche für die sich mehrende Gemeinde zu klein und überdies feucht und unfreundlich war, durch eine neue zu ersetzen. Im Frühling 1839 wurde sie abgebrochen und am 21. Mai der Grundstein zu der neuen Kirche feierlich gelegt, wobei Schwab ein Gedicht sprach. Anderthalb Jahre dauerte der Bau, und während dieser Zeit mußte der Gottesdienst in einer großen Zehntscheune gehalten werden. Dies that jedoch der Andacht keinen Eintrag, im Gegentheil hatte das Lokal, das in seiner einfachen Ländlichkeit unwillkürlich an die Versammlungsorte der ersten Christen erinnerte, etwas eigenthümlich

Anziehendes. Am 22. Nov. wurde nun das neue Gotteshaus dem Gebrauch übergeben. Die Feier eröffnete Dekan Baumeister, ein Universitätsfreund Schwab's, der erst seit kurzem sein Vorgesetzter geworden war, mit einem Gebet, und Schwab hielt die Predigt nach 1. Petri 2, 5 über die lebendigen Bausteine.

Die Behaglichkeit des gomaringer Lebens war seit Ludwig's Tod bedeutend getrübt, und so kam es, daß Gedanken an eine Ortsveränderung allmählich Eingang fanden. Schwab selbst erhielt sich zwar durch eifrige Thätigkeit in geistiger Frische, konnte aber nicht verhindern, daß seine Frau in ihrer Einsamkeit sich den schmerzlichen Erinnerungen zu viel hingab, und mußte für sie die Nähe der Verwandten wünschen. Als daher zu Anfang des Jahres 1841 die Stelle eines Stiftspredigers und Oberconsistorialraths in Stuttgart erledigt war und Schwab's Freunde ihm den Vorschlag machten, sich darum zu bewerben, so entschloß er sich zu der Meldung. Er erhielt jedoch die Stelle nicht, da der als Prediger sehr beliebte und auch ihm befreundete bisherige Stadtpfarrer an St.-Leonhard, Klemm, dazu vorrückte. Sich um dessen nun erledigte Stelle zu bewerben, hatte Schwab anfangs keine Neigung, denn es war damit das ziemlich geschäftsvolle Dekanat des großen stuttgarter Amtsbezirks verbunden. Aber alle Schwab Näherstehenden hatten sich nun schon zu sehr mit dem Gedanken seiner Wiederkehr vertraut gemacht, um sich bei seiner anfänglichen Ablehnung zu beruhigen. Namentlich war es sein alter Freund und früherer College am Gymnasium, Professor Schmid, der ihm die Vorzüge der Vaterstadt im hellsten Lichte dar-

zustellen und ihn zur Rückkehr in dieselbe zu bewegen bemüht war. Man stellte ihm vor, daß sein Wunsch, mit einer Wirksamkeit im Studienrath einst seine Laufbahn zu beschließen, weit mehr Aussicht zur Erfüllung habe, wenn er an Ort und Stelle sei, und dieser Grund entschied ihn vollends, dem Drängen der Freunde nachzugeben.

Schon im Winter hatte Schwab sich den Plan ausgedacht, im folgenden Sommer seinen Sohn Gustav in Bremen zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit noch irgendeine neue Gegend des Nordens kennen zu lernen. Er faßte dazu Stockholm und Kopenhagen ins Auge, nahm Urlaub und reiste Mitte Mai in Gesellschaft seines jüngern Freundes, Hermann Meier, eines der Principale seines Sohnes, der eben von Italien zurückkehrte, nach Bremen. In Stuttgart hielt er sich noch einige Tage auf und reichte sein Meldungsgesuch ein.

Nach einem genußreichen Aufenthalt in Bremen, wo ihn seine Freunde gern festgehalten hätten, und ihm den Vorschlag machten, sich auf dem Rückwege durch eine Probepredigt um eine eben erledigte Stelle am Dom zu bewerben, reiste Schwab nach Lübeck. Hier ergriff ihn das Wiedersehen Pauli's aufs freudigste, und er verweilte acht Tage bei demselben. Von da aus ging er mit dem Dampfschiff nach Stockholm. Er hatte eine sehr stürmische Fahrt, machte übrigens unter der Reisegesellschaft angenehme Bekanntschaften. Bei Calmar näherte sich dem Dampfboot ein kleiner Nachen mit zwei Reisenden, dessen schwankender Bewegung auf der hochgehenden See er mit Aengstlichkeit zusah. Als sie glücklich an Bord gekommen waren, erkannte er mit großer

Ueberraschung in den beiden Fremden befreundete Landsleute, Diakonus Abel aus Leonberg und dessen Neffen, Rechtsconsulent Hermann. Erfreut über das glückliche Zusammentreffen, schlossen sie sich für den Aufenthalt in Stockholm aneinander an; der Himmel hatte sich nach dem Sturm glänzend aufgehellt und Schwab war bei der Ankunft von der über Erwarten herrlichen Lage Stockholms zwischen den waldigen Inseln des Mälarsees sehr entzückt. Dort blieb er vier Tage, freundlich berathen und begleitet von einem jungen Kaufmann namens Strömberg, mit dem er gereist und dem er von Bremen aus empfohlen war. Unter dem vielen Interessanten, das er dort sah, war auch die Ritterholmskirche mit dem Grabe und den prächtigen Trophäen Gustav Adolf's und Karl's XII., und er schilderte den dort erhaltenen Eindruck einige Jahre später in dem zur Feier des Gustav-Adolfs-Vereins verfaßten Gedicht „Ein Kirchenbesuch in Stockholm". Eine sehr merkwürdige Festlichkeit konnte er auch in Stockholm mit ansehen: den Schluß des Reichstags, womit die Huldigung des königlichen Enkels verbunden war. Durch besondere Güte des Grafen Björnstierna, schwedischen Gesandten in London, den Schwab mit seiner Gemahlin, einer vertrauten Freundin der Lady Russell, auf dem Dampfboot kennen gelernt hatte, erhielt er noch ein Billet, während für andere schon seit vierzehn Tagen keine mehr zu haben waren, und schaute die ganze prachtvolle Feier mit an, sah und hörte drei Königsgenerationen, vom alten Bernadotte bis zu seinem fünfzehnjährigen Enkel. Unter den bedeutenden Menschen, die er hier kennen lernte, sind zu nennen: der Dichter

Tegnér, der Politiker Härda und die Schriftstellerin Friederike Bremer. Bei einem Ausflug nach Drottningholm erfreute ihn der Genuß der vollkommenen Tageshelle nachts um halb 11 Uhr, wo er noch im Freien die Zeitung lesen konnte. Von Stockholm reiste er auf den Kanälen nach Gothenburg und bewunderte die Naturschönheiten dieses Wegs, besonders den prachtvollen Trollhättawasserfall. Hier erlebte er gerade den elften Geburtstag seines schmerzlich vermißten Ludwig, und er sprach seine Gefühle in dem Gedicht „Geburtstagsfeier in Schweden" aus. In Gothenburg traf er einen Brief aus der Heimat, der ihm seine Ernennung zum Stadtpfarrer und Amtsdekan in Stuttgart meldete. Er wandte sich nun wieder südwärts, ging mit dem Dampfschiff nach Kopenhagen, bewunderte dort die Meisterwerke Thorwaldsen's, besuchte den Bischof Mynster und den Dichter Oehlenschläger und traf am 1. Juli wieder in Bremen ein. Zu Hause war einstweilen alles in voller Thätigkeit, um die Zurüstungen zum Abzug zu machen, der schneller erfolgen mußte als man anfangs gedacht hatte. Schwab kehrte etwa am 20. Juli in die Arme der Seinigen zurück, die ihn sehnlichst erwarteten, er konnte nur noch seine Abschiedspredigt halten und der schmerzlich überraschten Gemeinde erklären, wie es gekommen sei, daß er sie so schnell verlassen müsse. Am 29. Juli zog die Familie in Stuttgart ein, mit gemischten Gefühlen und der bangen Erwartung, wie sich die Verhältnisse im neuen Wirkungskreise Schwab's gestalten würden.

XV.

Amt und Verhältnisse in Stuttgart. Reisen. Epigramme.

1841—45.

In Stuttgart von alten Freunden und Bekannten freudig aufgenommen, fand sich Schwab bald in seinem Amte zurecht. Neben der geistlichen Thätigkeit, in die er sich in Gomaringen schon eingelebt hatte, brachte ihm die neue Stelle mancherlei formelle Schreibereigeschäfte, die aus der ausgedehnten Parochie und dem Dekanatamt erwuchsen. Nicht sowol durch die Masse der Arbeit als durch Zersplitterung der Zeit waren diese Geschäfte lästig, denn sie ließen ihn selten ein paar Stunden ohne Störung. Aber hier kam ihm wieder die Elasticität seines Geistes, verbunden mit einer Pflichttreue, die ihn auch die unangenehmen Obliegenheiten rasch und pünktlich erledigen ließ, zugute. Die Formalitäten nahmen seinen Geist nicht gefangen, und sobald er eine Ausfertigung besorgt hatte, war er wieder mit ganzer Seele bei dem geistigen Interesse, das ihn eben erfüllte. Immer waren ihm die Theile seines Berufs die liebsten, wo er persönlich wirken konnte. So machte ihm auch der Verkehr mit den Geistlichen seiner Diöcese viele Freude, und die alljährlichen Visitationsreisen waren ihm eine willkommene Erfrischung zwischen die Geschäfts-

ordnung der Stadt hinein. Auf seine Predigtweise hatte die neue Stellung einer Stadtgemeinde gegenüber einen modificirenden Einfluß. Während er in Gomaringen gewohnt gewesen, nur das Gerippe der Predigt und die Hauptgedanken zu dessen Ausfüllung niederzuschreiben, die wörtliche Ausführung aber der freien Rede zu überlassen, so hielt er jetzt darauf, die Predigt in allen ihren Theilen vollständig auszuarbeiten und sorgfältig zu memoriren. Das wörtliche Auswendiglernen einer Predigt kostete ihm — eine bei seinem vortrefflichen Gedächtniß sehr lange Zeit — neun Stunden. Er sann deshalb auf einen kürzern Weg und kam darauf, aus der fertig geschriebenen Predigt einen streng disponirten, vier enggeschriebene Seiten langen Auszug zu machen, in welchem die Wichtigkeit der verschiedenen Momente durch einfache oder mehrfache Unterstreichung bald in schwarzer, bald in rother Tinte angedeutet war. So ersparte er sich die Hälfte der Zeit und behielt den Vortrag dennoch beinahe wörtlich im Gedächtniß fest. Der Hauptcharakter seiner Vorträge: die biblische Grundlage, die ethisch-psychologische Richtung, die Benutzung des geschichtlichen Stoffes, blieb derselbe, und es kam noch dazu das Eingehen auf die Interessen der höhern Bildung und die Bekämpfung verneinender Zeitrichtungen. Er hielt es bei einem gebildeten und zum Urtheilen aufgelegten Hörerkreis für seine Pflicht, nur selbständig Gedachtes und mit gleichmäßiger Sorgfalt Ausgeführtes zu geben und rhetorische Ausfüllsel, die er sich bewußt war bei einem improvisirenden Vortrag nicht ganz entbehren zu können, zu vermeiden. Manchem Zuhörer

war es anfangs befremdend, den sonst so sprudelnden Schwab, dem die Gabe des freien Worts in ganz besonderm Maße verliehen schien, bei der Kanzelrede durch einen auswendig gelernten Vortrag gebunden zu sehen; mancher mochte in seinen Predigten die homiletische Salbung vermissen, die ihm von Natur nicht eigen war und die er auch nicht künstlich erstreben wollte. Ebenso wie Schwab bei aller religiösen Wärme und Ueberzeugung kein geistlicher Dichter wurde, so war auch seine natürliche Beredsamkeit nicht von der Art, wie sie die Kanzel verlangt oder erlaubt; kein Wunder also, daß seine Vorträge keine allgemein hinreißende Wirkung ausübten. Aber wenn auch die Kirche bei ihm nicht gedrängt voll war, so hatte er doch immer einen zahlreichen treuen Zuhörerkreis. Besonders waren es Männer und Frauen von tieferer Geistesbildung, die auch in der Erbauung ein wissenschaftliches Element verlangten und die gerade durch seine ruhig eindringende und die Erkenntniß fördernde Weise ihr Bedürfniß befriedigt fühlten. Ungemein lebendig und anregend war der Confirmandenunterricht, den Schwab den ihm anvertrauten Söhnen und Töchtern ertheilte; derselbe ist manchem in unauslöschlichem Andenken geblieben. Mit der schlichtesten Einfachheit sprach er seine lebendige christliche Ueberzeugung recht aus der Fülle eines von der Wahrheit ergriffenen Herzens aus: er wußte Verstand, Gemüth und Phantasie zugleich anzuregen. Darauf vor allem war — seiner eigenen Lebensanschauung gemäß — sein Bestreben gerichtet, seinen Schülern das Christenthum als die alle Verhältnisse, alle geistigen Kräfte veredelnde

und heiligende Macht, als den Mittelpunkt und die Quelle alles höhern Lebens zu zeigen, und darum gerade Religiosität nicht als eine einzelne, in vorübergehenden Momenten hervortretende Erregtheit, sondern als die bleibende Grundstimmung des ganzen Lebens darzustellen und zu fordern. Und so hat er insbesondere auch denen, die einer wissenschaftlichen Laufbahn entgegengingen, zuweilen nur mit einer beiläufigen Bemerkung, zum voraus den großen Zusammenhang angedeutet, in dem alles wahrhaft Menschliche mit dem Reiche Gottes steht, zum Bewußtsein gebracht, daß wahre Bildung und echte Humanität nur aus einem christlich geläuterten Charakter fließt.

Obgleich seine Zeit durch Amtsgeschäfte sehr ausgefüllt war, so mußte er doch zu einer literarischen Arbeit, die er schon in Gomaringen begonnen hatte, noch etwas davon erübrigen. Bald nachdem das „Leben Schiller's" erschienen war, hatte ihm der Verleger, Liesching, den Vorschlag gemacht, ob er nicht als Seitenstück zu seiner poetischen Mustersammlung eine Auswahl aus den besten Prosaisten desselben Zeitraums veranstalten wollte. Schwab ging gern auf diesen Plan ein und begann schon im Herbste 1840 die Literatur zu mustern und für seinen Zweck passende Stücke auszuwählen. Er wollte nicht blos Proben der Entwickelung des deutschen Stils aus den besten Schriftstellern geben, sondern zugleich eine Sammlung von Prosastücken, die dem Gehalt nach Kleinodien unserer Literatur sind, weswegen er seine Sammlung gern als weltliches Erbauungsbuch bezeichnete. Eine werthvolle Zugabe sind die mit einer

kurzen Charakteristik der Schriftsteller verbundenen biographischen Nachweisungen, wozu Schwab viele Daten erst neu ermittelte. Nicht unerwähnt darf der Antheil bleiben, welchen der Sohn des Verlegers, J. F. Liesching, durch Herbeischaffung von Büchern und Notizen sowie durch Mitwirkung an der Auswahl nahm. So wurde Schwab die Arbeit wesentlich erleichtert, um so mehr, da er in Stuttgart vieles durch persönliche Besprechung erledigen konnte. Das Buch erschien in zwei starken Bänden gegen Ende des Jahres 1842.

Die Amtswohnung, welche Schwab anfangs inne hatte, war dieselbe, in welcher der ehrwürdige Dann viele Jahre bis zu seinem Tode gelebt und gewirkt hatte. Es war aber ein altes unbequemes Haus, das einer gründlichen Herstellung nicht mehr werth schien. Die Finanzverwaltung verkaufte es daher im folgenden Jahre auf den Abbruch, und es wurde nun für die drei Geistlichen der Leonhardskirche in der Nähe ein schönes geräumiges Haus mit angenehmem Garten erworben. Schwab war mit dem Tausche sehr wohl zufrieden.

Schwab's älteste Tochter, deren Bräutigam endlich die ersehnte Anstellung als Universitätsbibliothekar in Tübingen erhalten hatte, begleitete indessen die Aeltern nicht mehr in die neue Wohnung. Am 21. Sept. 1841 vollzog Schwab selbst die Trauung und sprach in einer kurzen Rede mit einem Rückblick auf das bisherige Leben der Verlobten die Gefühle seines väterlichen Herzens aus. Die Hochzeit wurde jedoch in der Stille gefeiert, da der Vater des Bräutigams im vorhergehenden Monat gestorben war. Schwab freute sich herzlich, seine Kin-

der nach dem ihm so lieben Tübingen zu entlassen; noch vor Anfang des Winters besuchte er sie dort, und auch später brachte er gern Tage der Erholung bei ihnen zu. Im folgenden Sommer wurde ihm auch die Freude, seinen ersten Enkel dort selbst zu taufen.

Schwab's jüngerer Sohn kam im Januar 1843 von Bremen auf einige Wochen zum Besuch nach Hause, und so durften ihn die Seinigen nach fünfjähriger Abwesenheit tüchtig entwickelt wiedersehen. Das fröhliche Zusammensein wurde nur getrübt durch eine gefährliche Krankheit der jüngern Tochter Emilie. Diese war nun auch völlig herangewachsen und der Vater hatte ihr gleich anfangs in Stuttgart versprochen, sobald er sich in sein Amt eingearbeitet habe, sie und ihre Freundinnen in die Literaturgeschichte einzuführen, wie er es früher auch bei ihrer Schwester und einigen seiner Nichten gethan hatte. Im Winter von 1842—43 kam dieser Plan zur Ausführung, aber aus den anspruchslosen Literaturstunden für einige junge Mädchen entstanden unversehens Vorlesungen für einen Kreis von Zuhörerinnen, der sich immermehr erweiterte, sodaß der Raum endlich gebot eine Grenze zu setzen. Schwab nahm seinen Platz unter der Thür zwischen zwei großen Zimmern, in denen sein Publikum gedrängt beisammensaß. Seine lebendige, anschauliche Darstellung und treffende Charakteristik, wodurch er die besprochenen Dichter persönlich zu vergegenwärtigen wußte, sowie der gute Vortrag der mitgetheilten Proben gab diesen Vorlesungen einen großen Reiz, und sie wurden auch in den zwei nächstfolgenden Win-

tern fortgesetzt. Sie umfaßten die deutsche Literatur von ihrem ersten Ursprung bis auf Goethe und Schiller.

Im Herbste 1843 kehrte der älteste Sohn, der seine Studien in Tübingen vollendet hatte, ins älterliche Haus zurück und war ein halbes Jahr lang Amtsgehülfe seines Vaters, bis er im folgenden Frühjahr eine Hauslehrerstelle bei einem Kaufmann Uhlich in Triest antrat.

In frühern Zeiten waren Schwab öfters Anträge gemacht worden, fremde Kinder bei sich aufzunehmen und zu erziehen; er konnte sich aber nicht dazu entschließen, solange der eigene Kinderkreis vollzählig um ihn war. Jetzt aber, wo nur noch die eine Tochter zu Hause und durch den Verlust des jüngsten Sohnes eine große Lücke entstanden war, ging er gern auf den Wunsch des Freiherrn von Süskind ein, der ihm seine zwei verwaisten Enkel, Benno und Richard von Hermann, anvertrauen wollte. Es waren Knaben von sieben und neun Jahren, welche sich der Familie leicht anschlossen und vom Frühjahre 1843 an fünf Jahre lang als Glieder derselben in Stuttgart verweilten. Im Herbste desselben Jahres trat noch ein älterer Pflegling in das Haus ein, der Sohn eines der Geschäftsherren des jungen Gustav in Bremen, Hermann Adami, der um seiner Gesundheit willen das Klima wechseln und in Stuttgart das Gymnasium besuchen sollte. Auch dieser blieb bis zu seinem Abgang auf die Universität dritthalb Jahre, und an ihm hatten die jüngern Zöglinge das Vorbild eines sehr eifrigen und geordneten Schülers.

Im April 1844 wurde zu Heidelberg das Jubiläum des von Schwab so hochverehrten Creuzer gefeiert; er

reiste, obgleich er kaum ein paar Tage Zeit fand, dahin und wurde durch das gelungene Fest, wozu er auch seinen Beitrag mit einem Gedicht gab, sehr befriedigt.

Um diese Zeit war der letzte Band der berühmten Literaturgeschichte von Gervinus erschienen. Schwab, der von Anfang an das Werk mit großem Interesse verfolgt hatte, wurde von der Redaction der „Jenaischen Literaturzeitung" aufgefordert, eine eingehende Beurtheilung der zwei letzten Bände zu schreiben, und machte sich an diese Arbeit mit großem Eifer. Er hatte vieles gegen Gervinus auf dem Herzen; bei aller Anerkennung seiner Gelehrsamkeit, der geistigen Energie, mit welcher er den Stoff beherrscht, der nationalen Gesinnung, die sein Buch durchdringt, fand er doch, daß Gervinus häufig einen den Gegenständen fremden Maßstab der Beurtheilung angelegt, und daß er mit all seinem Geist, all seinem Wissen, all seinem Kunstsinn das innerste Geheimniß der Poesie, so nahe er ihm manchmal komme, zu durchdringen nicht vermocht habe. Den Beweis dafür suchte er in einer ganz ins einzelne gehenden Kritik auszuführen, unterließ aber seine Arbeit, die mir handschriftlich vorliegt, druckfertig abzuschließen, weil sie ihm schärfer gerathen war, als er eigentlich beabsichtigt hatte, und weil er sich nicht in eine Polemik einlassen wollte, die zu leidenschaftlichen Erwiderungen hätte Veranlassung geben können. Dies war Schwab's letzte ausführliche kritische Darstellung, da von nun an die Amtsgeschäfte seine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Dieselben wurden nämlich dadurch bedeutend vermehrt, daß er im Herbste 1844 zum Hülfsarbeiter in den Studienrath berufen wurde.

Das Dekanat gab er nun zwar provisorisch ab, behielt aber das Predigamt noch ein Jahr lang bei.

Ehe er jedoch in diese Thätigkeit eintrat, brachte ihm der Sommer 1844 wieder einmal erfrischende Reisegenüsse, die ihm um so wohlthuender wurden, da er diesmal seine Frau zur Begleiterin hatte. Der Wunsch, seinen Sohn in Triest zu besuchen, gab die Veranlassung zu einem Ausflug nach Oberitalien. Als dieser Plan schon gefaßt war, schien er doch noch vereitelt werden zu sollen. Zwei Freundinnen wollten sich zur Reisegesellschaft anschließen: die kunstsinnige Luise Keller und Schwab's Nichte, Lotte Gmelin. Diese waren eben mit der Familie in der Gartenlaube bei einer Tasse Kaffee versammelt, um den Reiseplan genau festzustellen; da kam ein Brief von dem jüngern Sohne mit der unerwarteten Bitte um eine Zusammenkunft am Rhein. Schon länger war davon die Rede gewesen, daß derselbe in ein von seinem bremer Hause in Newyork gegründetes Geschäft übertreten sollte; dies sollte nun schnell zur Ausführung kommen, und die Zeit reichte ihm nicht mehr zu einem Abschiedsbesuch in der Heimat. Die ganze Gesellschaft war etwas betroffen, ihren schönen Reiseplan so durchkreuzt zu sehen. Die Aeltern, welche sich danach sehnten, ihren Sohn vor der größern Trennung noch einmal zu sehen, wollten seine Bitte nicht abschlagen, ebenso wenig aber ihren frühern Plan aufgeben, und es entstand im ersten Augenblick eine große Rathlosigkeit. Schwab besonders kam in Aufregung, bis endlich seine ruhigere Frau einen Ausweg vorschlug, welcher beide Plane ausführbar erscheinen ließ. Es wurde beschlossen, die acht vor Antritt

der italienischen Reise liegenden Tage zur Rheinreise zu benutzen, zu der man sich denn auch sogleich rüstete. In Köln trafen die Seinigen mit Gustav zusammen, machten mit ihm noch einen Ausflug nach Aachen und genossen eines kurzen, aber schönen Zusammenseins. Der von dem Sohne bei Bingen genommene Abschied war ernst und thränenreich, und die ganze Schiffsgesellschaft nahm herzlichen Antheil daran. Nach der Zurückkunft blieb man nur einen einzigen Tag in Stuttgart und trat am 7. Juli die größere Reise an. Ueber Hohenschwangau, Landeck, Finstermünz ging es nach Meran und von dort durch das Etschthal über Verona, Vicenza und Padua nach Venedig. Hier fand die Reisegesellschaft an Heinrich Stieglitz einen liebenswürdigen und in der Dogenstadt einheimisch gewordenen Führer, der sich den Gästen fünf Tage hindurch ausschließlich widmete. Auch ein junger Maler und Dichter, Fink aus Kassel, schloß sich ihnen aufs freundlichste an. Der Anblick der herrlichen Paläste, Kirchen, Gemälde verfehlte nicht den tiefsten Eindruck auf die Reisenden zu machen. Die Stanzen Tasso's ließ man sich im Mondenschein von den Gondolieren singen. In einer hellen Sternennacht fuhr man, nachdem ein Gewitter die Luft wohlthätig abgekühlt, nach Triest. Durch die Gastfreundschaft mehrerer deutschen Familien wurde die Freude über das Wiedersehen des Sohnes erhöht, der nun seine Aeltern fröhlich durch die Stadt und ihre Umgebung begleitete. Nach wenigen Tagen war auf den Rath der Freunde ein Separatwagen von der Post erlangt worden und nun ging es die Berge hinauf landeinwärts über den öden Karst nach Villach, von da über den Radstädter Tauern nach Ischl

und Gmunden. Am letztern Orte wurden die Angehörigen des kurz zuvor verstorbenen Dichters Schleifer, eines Freundes von Lenau, besucht. In Salzburg wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht, die Umgebungen wurden besichtigt, um dann durchs Gebirge über Tegernsee nach München zu fahren, für welches aber nur noch ein Tag erübrigt werden konnte. Melchior Boisserée entwarf sogleich am Abend der Ankunft seinem alten Freunde einen Plan für die Eintheilung des andern Tags und begleitete ihn den nächsten Morgen in die Glyptothek. In der Gemäldesammlung traf Schwab zufällig mit Thiersch zusammen, der ihn für den Abend in Beschlag nahm und ihn, während die Damen bei seiner Familie verweilten, in die Gesellschaft der „Zwanglosen" führte und zu seiner großen Freude mit dem Grafen Pocci, Franz von Kobell und andern bekannt machte. Diese kurze und genußreiche Reise zählte Schwab bis an sein Lebensende zu seinen angenehmsten Erinnerungen.

Im Herbste brachte er noch acht Tage bei seinen Kindern in Tübingen zu, wo er sich an dem Gedeihen zweier Enkel herzlich erfreute. Dort traf er neben seinen alten Freunden auch Karl Mayer, der seit 1843 als Oberjustizrath in Tübingen lebte. Damals besprach er mit mir, seinem Schwiegersohne, die Ausführung eines literarischen Planes, den ihm der Buchhändler Gustav Mayer in Leipzig vorgelegt hatte. Derselbe wünschte nämlich einen Leitfaden zu Berathung der Gebildeten bei der Wahl ihrer Lectüre. Der Gedanke leuchtete Schwab ein, aber er mochte bei seinen vielen Geschäften die Ausarbeitung nicht allein übernehmen und forderte mich zur

Theilnahme auf, da meine Stellung an einer großen Bibliothek besonders günstig dazu schien. Am Ende des Jahres 1845 wurde das Ergebniß unserer gemeinschaftlichen Arbeit, der „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" veröffentlicht, der schon im folgenden Spätjahre eine zweite Auflage erlebte. Von Schwab stammt der größere Theil der Beurtheilungen der theologischen, philologischen, literaturgeschichtlichen und belletristischen Werke. Das Unternehmen wurde nach seinem Tode von mir fortgesetzt und es sind seitdem zwei Nachträge erschienen, in den Jahren 1853 und 1856. Bei dem ebenerwähnten Besuch indessen wurde nur die Einleitung zu diesem Buche getroffen, und Schwab kehrte nach Stuttgart zurück, um seine Function als Hülfsarbeiter beim Studienrathe zu beginnen. Im December schreibt er darüber an Ullmann: „Ich habe zu meiner außerordentlichen Hülfsarbeit im Studienrathe, die interessante und wichtige Materien umfaßt (einen neuen Lehrplan für sämmtliche gelehrte Schulen, inclusive die Gymnasien, Revision der Lehrbücher, das ganze Turnwesen 2c.), nun nach dem Tode meines Vetters und ältesten Jugendgespielen, des Prälaten Sigwart, auch noch dessen volles Referat (darunter das hiesige Gymnasium) auf die Schultern gelegt erhalten, dabei aber zwar das Dekanatamt provisorisch abgegeben, dagegen die Predigerstelle beibehalten, und bin noch nicht als ordentliches Mitglied in den Studienrath eingetreten, weil für diese Stelle bisjetzt keine unabhängige Besoldung existirt. Wie sich das mit der Zeit gestaltet, vermag ich noch nicht zu sagen. Sitzen am grünen Tische, Acten dreschen und Referiren ist mir

freilich eine neue Speise; dennoch mundet es mir besser als die zerhackte und zersplitternde Berufsarbeit im Dekanatamte, und ich werde auch in diesem Berufe für das Reich Gottes thätig sein dürfen und nach meinen geringen Kräften innerhalb desselben auch das classische Alterthum, die mir so liebe Heimat meines Geistes, wieder cultiviren können. — — Von Tübingen aus hören wir, daß Vischer in seiner Antrittsrede zum Pantheismus, als der einzig vernünftigen Religion, sich trotzig bekannt, dem Katholicismus wie Protestantismus vorgeworfen, daß sie nur das Häßliche im Christenthum ausgebildet, endlich seinen Feinden, über welche er — durch seine Beförderung zum Ordinarius — triumphirt habe, offen Haß und Verachtung zugeschworen." — —

Die hier berührte Antrittsrede des Professor Vischer machte im ganzen Lande und besonders in Stuttgart großes Aufsehen durch den kecken und herausfordernden Ton, mit dem er darin Dinge gesagt, welche die Genossen dieser Partei sonst eher zu verschleiern pflegten. Auch Schwab, der, wie schon oben auseinandergesetzt wurde, ein entschiedener Gegner der pantheistischen Richtung war, sprach sich überall, wo sich die Gelegenheit bot, mit Entrüstung darüber aus. Mehrere seiner Collegen brachten in ihren Predigten den Vorgang zur Sprache und bekämpften auf der Kanzel das falsche Prophetenthum der Philosophie. Hierauf von einem Freunde Vischer's in einem öffentlichen Blatt, dem „Beobachter", angeklagt, daß sie die Kanzel zur Fanatisirung des Volks gemisbraucht hätten, erwiderten sie mit einer Erklärung im „Schwäbischen Merkur", worin sie bekannten, daß

sie durch die Rede Vischer's bewogen worden seien, vor ihren Gemeinden ein schriftmäßiges Zeugniß für den Glauben der Kirche im Gegensatz gegen die zerstörenden Tendenzen des Unglaubens abzulegen, und Professor Vischer aufforderten, seine bisher nur durch das Gerücht verbreitete Rede drucken zu lassen, in welchem Fall sie auch ihre Predigten veröffentlichen würden. An dieser Erklärung nahm auch Schwab theil, obgleich er mehr durch seine übereinstimmende Gesinnung als durch eine polemische Predigt dazu veranlaßt wurde. Er hatte nämlich, allerdings im Gedanken an Vischer's Auftreten, doch ohne irgendeine directe Beziehung, über Unduldsamkeit und Selbstüberhebung gepredigt. Als Vischer's Rede im Druck erschienen war, ließen auch die betreffenden Prediger, nämlich Dettinger, Wilhelm Hoffacker, Albert Knapp und Schwab ihre Vorträge drucken, und Schwab schrieb eine Vorrede dazu, worin er die Gründe angab, aus welchen sie sich zu ihrem Verfahren berechtigt glaubten. Der Eindruck, den die ganze Sache machte, war natürlich je nach dem Standpunkt der Urtheilenden ein verschiedener; die einen freuten sich, daß Schwab sich öffentlich auf die Seite der Kämpfer gegen die ungläubige Philosophie gestellt habe, die andern verdachten ihm, daß er, der doch sonst geistig freier sei, mit Predigern pietistischer Richtung gemeinschaftliche Sache gemacht habe. Er aber war darüber vollkommen ruhig, denn er war nur seiner Ueberzeugung gefolgt.

Im Mai 1845 wurde die Familie Schwab in große Sorge versetzt durch die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Sohnes Christoph, der in Triest von einem

Nervenfieber befallen worden, mit dem Fremde so oft ihre Acclimatisirung erkaufen müssen. Nachdem die Aeltern mehrere Wochen in ängstlicher Spannung zugebracht, erhielten sie die frohe Botschaft beginnender Genesung, und beschlossen nun den Wiedergeschenkten sobald als möglich in Wien zu besuchen. Er stand nämlich schon vor seiner Krankheit in Unterhandlung mit dem Freiherrn Prokesch von Osten, österreichischem Gesandten in Athen, dessen Familie eben im Begriff war, für längere Zeit nach Deutschland zu reisen. Prokesch hatte früher in Triest seine Bekanntschaft gemacht und wünschte ihn zum Erzieher seiner Söhne zu gewinnen. Der junge Schwab ging gern darauf ein, um so mehr als ihn die Aussicht auf einen Aufenthalt in Griechenland sehr anzog; er veranlaßte einen Studiengenossen, seine Stelle im Uhlich'schen Hause zu übernehmen, und reiste, sobald er hinreichend hergestellt war, nach Wien zu seiner neuen Bestimmung. Im Juli erhielt er dann den Besuch seiner Aeltern; diese fuhren von Regensburg mit dem Dampfboot nach Wien und genossen mit vieler Befriedigung die Schönheiten des Donauthals und darauf in Gesellschaft ihres Sohnes, den sie zu ihrer großen Freude ganz genesen wiederfanden, die Sehenswürdigkeiten Wiens. Sie sahen in Baden seine Zöglinge und deren Mutter, die Christoph für die Zeit des Aufenthalts seiner Aeltern gern Urlaub gab, Schwab und seine Frau aufs freundlichste aufnahm und mit ihnen eine Spazierfahrt durch das romantische Helenenthal machte. Bei wiederholten Besuchen lernte Schwab auch den würdigen Vater der Frau von Prokesch, den durch seine musikalischen Werke be-

rühmten Hofrath von Kiesewetter kennen. Obgleich sie zu einer Zeit nach Wien kamen, wo die halbe Stadt auf dem Lande oder verreist war, trafen sie doch manche ältere Bekannte, die ihnen Freundliches erwiesen, und knüpften neue interessante Beziehungen an. Zuerst suchten sie ihren Landsmann, den berühmten Augenarzt Dr. Karl Jäger auf, der sie in allen Angelegenheiten berieth. Er empfahl sie einem jüngern Freunde, dem Dichter L. A. Frankl, der mit der bereitwilligsten Güte sich Schwab zum Führer anbot, und durch dessen Vermittelung den Reisenden mancher Natur- und Kunstgenuß sowie die Bekanntschaft mehrerer ausgezeichneter Männer zu Theil wurde. Von besonderm Werthe war ihnen die äußerst gütige Aufnahme in dem Hause des berühmten Botanikers Endlicher, bei dem sich wöchentlich an mehreren Abenden eine auserlesene Gesellschaft versammelte. Dort lernte Schwab unter andern Hammer-Purgstall kennen. Mit Feuchtersleben, der sich ihm brieflich schon früher genähert hatte, wurde im Prater ein stiller, an inhaltsvollen Gesprächen reicher Tag in der tiefsten Waldeinsamkeit verlebt, und der letzte Abend vereinigte die beiden Familien wieder in traulicher Weise bei Frankl. Auch die persönliche Bekanntschaft Johann Gabriel Seidl's, für den er sich längst als Dichter interessirte und mit dem er auch in brieflichem Verkehr stand, erfreute Schwab. Ein schon länger mit ihm befreundeter Gelehrter war der Rath Joseph Bergmann, Custos der Ambrasersammlung. Durch die Güte dieses und der andern genannten Gelehrten, sowie namentlich auch des Professors Th. G. von Karajan, stand ihnen der Zutritt zu

den öffentlichen Instituten offen, und besonders war es ihnen erwünscht, die Schätze des Belvedere, in dessen Nähe sie wohnten, zu jeder Stunde genießen zu dürfen. Ein wehmüthiges Interesse hatte Wien für Schwab und seine Frau als Heimat des unglücklichen Freundes Niembsch, der seit bald einem Jahre in trauriger Geisteskrankheit zu Winnenthal lebte. Die Familie seines Schwagers Schurz, welche von Schwab und den Seinen aufgesucht wurde, war auf dem Lande, doch gelang es ihnen, einmal Lenau's geliebte Schwester zu sehen, deren Gesichtszüge und Ausdruck sie lebhaft an den Freund erinnerten. Die Rückreise machten sie auf Umwegen über Presburg, Prag, Dresden, Leipzig und kehrten Mitte August wohlbehalten in die Heimat zurück. Das Andenken an diese schöne Reise wurde später wie mit einem Trauerflor verhüllt durch die beklagenswerthen Ereignisse, die in den Jahren 1848 und 1849 Wien heimsuchten, so manches Schöne zerstörten, an dem die Reisenden sich erfreut hatten, und namentlich den Tod zweier ihnen lieb gewordenen Männer, Feuchtersleben's und Endlicher's, herbeiführten.

Am Anfange des September versammelte sich in Stuttgart der Gustav-Adolf-Verein, an dem Schwab lebendigen Antheil nahm und bei dessen Festmahl er das schon erwähnte Gedicht sprach.

Seit der Rückkehr von Gomaringen hatte er nicht nur seine frühern Verbindungen wieder aufgenommen, sondern seine Beziehungen erweiterten sich auch nach manchen Seiten. Eine Gesellschaft, die sich Montag abends auf dem Museum versammelte, war schon in den zwanziger Jahren von ihm gestiftet worden und

besteht noch jetzt fort. Mehrere Jahre hindurch brachte er mit seiner Familie manchen angenehmen Abend in dem Hause des damaligen preußischen Gesandten, des Freiherrn von Thun, zu. Er las dort an den Winterabenden ein mal in der Woche classische Dramen, bald aus dem Alterthum, bald aus der neuern Zeit, vor, wodurch einem kleinen ausgewählten Kreise ein großer Genuß bereitet wurde. Der Geist wahrer Frömmigkeit und feiner Bildung, der in dieser Familie herrschte und dessen Seele die edle Mutter des Hauses war, mußte jeden Anwesenden wohlthuend berühren. Schwab stand mit der vortrefflichen Frau in vielfachem Verkehr, wozu ihre ausgebreitete Wohlthätigkeit Veranlassung gab, denn sie war unermüdet in Entwürfen für wohlthätige Zwecke. Eine andere gesellige Erfrischung bot ihm später die Vereinigung mehrerer Familien, worunter besonders die seines alten Freundes, Staatsrath Köstlin, zu einem Kränzchen, das während des Winters in den Häusern abwechselnd stattfand, und wo man sich bald mit Lectüre oder Musik, bald mit freien Gesprächen unterhielt.

Auch mit mehreren der jüngern Dichter stand Schwab in freundlichen Beziehungen. Im Winter von 1843 auf 1844 war Emanuel Geibel in Stuttgart und besuchte ihn manchmal; auch Franz Dingelstedt sah er zuweilen. Mit Emma Niendorf (Frau von Suckow) stand er in freundschaftlichem Verhältniß, in ihren Cirkeln traf er manches aufstrebende Talent und lernte dort öfters die neuesten Producte der poetischen Literatur kennen. Oskar von Redwitz schickte ihm 1846 Proben von seinem Ge-

dicht „Amaranth" im Manuscript und erbat sich zutrauensvoll seinen Rath darüber, sowie überhaupt Schwab's Urtheil über seine poetischen Anlagen; er kam auch zum Besuch nach Stuttgart und schloß sich mit Liebe an ihn an; doch scheint es Redwitz später beleidigt zu haben, daß Schwab seine „Amaranth" in der „Allgemeinen Zeitung" nur in einer Collectivrecension unter mehreren andern neuen poetischen Erscheinungen ohne Begeisterung anzeigte, denn von jetzt an schrieb er nicht mehr an Schwab. Herzliche Freude machten Schwab die damals in verschiedenen Zeitschriften erscheinenden Erzählungen von Ottilie Wildermuth, deren selbständige Herausgabe er indessen nicht mehr erlebte.

Ich füge hier noch eine Reihe von Sprüchen und Epigrammen bei (von Schwab zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Erfahrungen gedichtet), zu deren Einschaltung sich aber in der bisherigen Darstellung keine Veranlassung fand. Er selbst hielt eine Veröffentlichung der Epigramme nach seinem Tode für möglich; ich fand es aber geeigneter, nur eine Auswahl davon in seine Biographie einzuflechten, da manche derselben nur augenblickliches Zeitinteresse hatten, andere zu persönlich sind.

Fündlinge.

(Zum Titelwort der Epigramme.)

Fündlinge nennt in Schwaben
Das Volk die Felsenkiesel,
Die, lang' im Berg begraben,
Ablöset Flutgeriesel.

Im Thal zerstreut gefunden,
Doch werden sie zu Mauern
Von rüst'ger Hand verbunden,
Zu Schlössern, welche dauern.

Findlinge spült seit Jahren
Mein Lebensbach vom Grunde.
Was werth ist zu bewahren
Maur' ich hier ein vom Funde.

Herz und Geist.

Herz ohne Geist ist jämmerlich, und würdig nicht der Ehre,
Verächtlich wär' Geist ohne Herz, wenn er nicht furchtbar wäre,
Wo Herz und Geist zusammen schafft, wird Göttliches betrieben,
Und da ist's erst der Mühe werth, zu ehren und zu lieben!

Der neueste Sündenfall.
1830.

Du arme Menschheit! Wie mir graut
Vor deinem bösen Gestirne:
Kaum hast du den alten Apfel verdaut,
So beißest du in die Birne.

An die Staatsmänner in Deutschland.
1834.

„Was hämmert ihr? Was soll der Spaß
In diesen bedenklichen Zeiten?“
Wir zimmern an einem Pulverfaß!
„Wozu?“ — Um drauf zu reiten!

That.

Wer nur zerbröckelt, nur zerbricht,
Der that die rechte That noch nicht.
Den wahren Thäter preiset laut,
Der niederreißt und besser baut.

Astronomische Entdeckung.

Gott kann Gott allein auf Erden
Und allein im Menschen werden;
Uebriger Planetenplebs
Bringt es höchstens bis zum Krebs.

Swedenborg:

Im Gegentheil! Im feurigen Mercur
Kommt Gott sich erst auf seine rechte Spur;
Denn dort besondert sich in Kind und Kegel
Der Geist zu lauter absolutem Hegel.

Schlimmstes.

Manch Buch macht mir Verdruß; doch wird der Ekel groß,
Wenn eins, voll der Idee, ganz ist ideenlos.

Titel.

1.

Ein Titel ist nicht mehr als Hut, Rock, West', Hemd, Hosen;
Ein Wesenssurrogat für einen Wesenlosen!

Erfolg.

2.

Und wird von diesem Spruch ein einzig Herz beschämt,
So ist der Tyrannei schon eine Kraft gelähmt.

Amnestirter.

Wer aus tiefen Kasematten
Wird ans späte Licht entlassen,
Zwingherr, frag den bleichen Schatten:
Fürchten lernt' er nicht, nur *hassen*.

An einen Bekehrten.

Seit dir selber besser Brot ward,
Leugnest du des Volkes Noth.
Seit dein Knopfloch für dich roth ward,
Wirst du selber nicht mehr roth.

Prognostikon.

Wer, zu fallen bestimmt, mit Ehren zu fallen versäumt hat,
Fällt mit Schanden, ein Spott Feinden, und Freunden ein Graun.

Der verfolgte Speculative.

Ein Tropfen Blut an deinem Kleid?
Bist du schon Märt'rer worden?
„O nein, es ist noch nicht so weit!
Der Fleck ist — nur ein Orden!“

Für einen Speculativen.

Schlägt einst dein Wissen um ins Wollen,
Und formt sich dieses nach dem Sollen,
So werd' ich dir nicht weiter grollen!

Was will der Christ?

Was hofft von jener Welt der Christ?
Das Ew'ge, das lebendig ist!
Was liebt in dieser Welt der Christ?
Lebendiges, das ewig ist!

Bitte.

Ei, laßt die Müßiggänger nur,
Die Dichter, mir gewähren!
Sie überwuchern nicht die Flur —
Kornblumen in den Aehren!

Ein Kritiker.

So stolz er sich gerirt,
Der große Dilettant,
Wer Schönes ignorirt,
Ist eben ein — Ignorant.

Ausnahme.

Du wardst vom Orden ausgenommen,
Weil du von Gott ihn mitbekommen.

Uebertriebenes Lob.

Der Poesie ein Gott verspricht's:
Soll alles machen können aus nichts.
Doch die Kritik muß ich belachen,
Wenn die aus nichts will alles machen!

G-Saite.

Wo, der ich auch gereist,
Misfiel mir's im Gemüthe?
Wo Geld mehr galt als Geist;
Wo Geist mehr galt als Güte.

Poeten.

Grundradicale Poeten und conservative Poeten —
Daran fehlt's nicht der Zeit: — aber an Dichtern gebricht's.

Ein System.

Was ist's? Ein Hypothesenmodel,
In welchem unter viel Gebrodel
Die Welt ein Halbnarr wieder backt,
Nachdem er sie zu Brei zerhackt.

Stammbaum.

Spazier' mit mir zum Hochgericht und rechen':
Der Vater eines Stricks ist das Verbrechen,
Der Vater des Verbrechens das Vergehn,
Der Vater des Vergehens das Versehn,
Versehens Vater jeder Augenblick —
Jetzt rechne, sichre Seele, jetzt erschrick,
Und, willst du buhlen mit dem Augenblick —
So denk' an den Urenkelsohn, den Strick.

Naturgesetz.

Huldigung, Bewunderung,
Herrn- und Frauengunst und Orden

Pflücke mir kein Sänger jung,
Keiner, eh' er fertig worden.
Eine Dichterexistenz
Wachs' im Sonnenschein und Regen,
Steter Sommer schon im Lenz
Brachte nie der Blüte Segen.

Zeitmaß.

Willst du die Zeit in Tropfen schlürfen,
So mußt du nur etwas erwarten dürfen,
Doch soll sie werden ex pleno geleert,
Darf dir nur sein der Wunsch bescheert.

Jahrgang und Weinschöne.

Mein lieber, umgeschaffner Christ!
Wenn du ein siebenzehner bist,
So wirst, wenn auch geschönter Wein,
Du doch kein guter Jahrgang sein.

Und du, an Herz und Geist Genie,
Kam hinter dich die Schöne nie,
So wirst du, wenngleich Elferwein,
Am Ende doch nur — Essig sein.

Neueste Poesie.

Platz, Versemacher! Aus der Bahn!
Das wahre Lied ist der Roman;
Der, den mein Freund jetzt schmiert,
Wird als die höchste Poesie
Von einem Volksgesangsgenie
Vierstimmig componirt.

Sophistenrath.

Wenn du hinterrücks verleumdet, wenn du unverschämt gelogen,
Zeig' den Dolch und sprich: ich habe nur der Wahrheit Schwert gezogen.

Franklin.

Franklin entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen den Scepter.
Glaubt mir, das war von je ein und dasselbe Geschäft!

Der Superfeine.

Die Thür steht offen, wagenweit; und doch
Schlüpft er beiseit' herein durchs Katzenloch.

Der Kopfhänger.

Ich bin ein sanftes Gotteskind,
Der Heil'ge Geist ist Sieger,
All' meine Leidenschaften sind
Nun katzenwordne Tiger.

Lang' in den Käfig, spiel' damit,
Streichl' auch zum Zeitvertreibe!
Nur beißen — kommt der Appetit —
Sie dir die Hand vom Leibe.

Deutscher Radical.

Weil er nicht das Unmögliche, das Beste sieht entstehen,
So wird er jedesmal ergrimmt, wenn Gutes ist geschehen.

Uhland.

Uhland schweigt in der thatlosen Zeit. Es entsagen die Besten
Um das verlorne Geschlecht einer verlorenen Müh'.
Männer erzog er sich nicht zu dem Hochwuchs seiner Gedanken,
Und für die müßige Welt sang er Romanzen genug.

Dichterpflicht.

Je mehr beschränkt ist deiner Dichtung Feld,
Um so vollkommener sei es bestellt;
Ein Epos duldet wol ein müßig Wort,
Das Epigramm nicht Einen leeren Ort.

Ça ira.

„E pur si muove“ sei's Panier,
Sie dreht sich eben doch herum:
Da hilft euch weder bairisch Bier
Noch preußisch Christenthum!

Die Hassenswerthen.

Wär' Haß erlaubt, wen möcht' ich hassen?
Die Falschen, die man trefflich nennt,
Die von dem Lob der Menge prassen,
Und die der Kluge selbst nicht kennt;
Die heimlich lieben, heimlich grollen
Die graben, wenn man meint, sie ruhn
Und wenn sie je das Gute wollen,
Nur hinterrücks das Gute thun.

Ein Fragment.

Nicht blos der Hyder wächst ihr giftig Haupt,
Auch wer das Echte seines Schmucks beraubt,
Dem wächst es neu entgegen, weichet nicht,
Und blüht ihm strafend in das Angesicht.
Drum laß die Rosen, laß die Lilien stehn,
Die weich und hoch in unsern Gärten wehn;
Durchschnitt' ein Stahl den zarten Stengel auch,
Sie blieben aufrecht von der Dichtung Hauch,
Ihr weiß und rothes Feuer strömet hell
Und nie versiegend aus der Schönheit Quell:
Dem Arm, der nach der Flamme frevelnd schlägt,
Hat sie ein ätzend Brandmal eingeprägt.

Romanzenpoesie.

Find' ein poetisch Korn
Auf, unter Schutt und Dorn,
Drauf mit dem plumpen Schritt
Sonst der Philister tritt;
Pflanz' es in deine Stirn,
Heg' es und pfleg's im Hirn,
Bis es im Sonnenlicht
Aufgeht, ein klar Gedicht;
Kaum ist es aus dem Kopf,
Nimmt einer dich beim Schopf,
Knicket die Blume hold,
Riechet dran, niest und grollt:
„Dir gehört nichts davon,
Freund, als die Diction!“

Auf einen Kritiker.

Seit zehen Jahren meint der Thor,
Er spreche zu der Welt als Chor;
Der Widerhall der Wand betrog
Ihn bei dem langen Monolog.

Im Hörsaal.

Du arm System! aus einem Götterhirn
Hervorstolzirt! Nun sollst du dich bequemen,
Bei schiefen Köpfen, unter niedrer Stirn,
In winziger Dachkammer Platz zu nehmen!

Stolz der Muse.

Auf den Thronen hat sie Freunde, deine Muse? Freund, ich wette,
Stolzer fühlte sie sich, wenn sie Freunde in den Hütten hätte.

Verwandlung.

Blätter kantig, Blüten goldig; hoffend pflegt' ich dich, du Schurke!
Wartet' auf Melonenfrüchte. Doch du wardst nur eine Gurke.

Haarscharfe Kritik.

„Ich will ein Schelm sein, wenn ich nicht
Ein Haar in jeder Suppe finde!“
Drum schmälzest du dir dein Gericht:
Das Haar fiel stets aus deinem Grinde.

Auf eine Selbstbiographie.

Daß er, von hochberühmten Lieben
Umringt, berühmten Umgang pflog,
Erzählt er, unberühmt geblieben,
Im selbstverfaßten Nekrolog.

Eine bewunderte Liedersammlung.

Sammetüberzognes Kissen,
Innen bist du doch nur ledern;
Und die Zeit hat abgerissen
Manchem schon die Krähenfedern.

An einen Gelehrten.

Zu Reiseschuhen wünsch' ich mir dein Wissen,
Doch deinen Glauben nicht zum Sterbekissen.

Pontifex Maximus.

Mich ergreift fürwahr ein Schauer,
Denk' ich dran, daß Petri Sohn,
Ist der große Brückenbauer
Für die Revolution.

An die Austromanen.

„Zum Henker Preußen! Oestreich lebe!“ Doch wozu soll der Jubel führen?
Ihr werdet Oestreichs Corporalsstock auf breitester Grundlage spüren!

Diätfehler.

Wer trinkt siedenden Thee, wählt gährenden Most sich zum
Tischwein?
Du nur, im Aufstand, Volk, löschest dir täglich den Durst.

XVI.

Wirksamkeit im Studienrath und Consistorium. Letzte Lebenszeit.

1845—50.

Im Herbste 1845 wurde Schwab zum Oberconsistorialrath und Oberstudienrath ernannt und trat als ordentliches Mitglied in diese beiden Collegien ein. Sein schönes, ihm lieb gewordenes Pfarrhaus mußte er nun freilich verlassen und sich mit einer beschränktern Miethwohnung begnügen; aber im ganzen war ihm die Aenderung seiner Stellung doch willkommen, denn das Predigen strengte ihn an und kostete ihm unverhältnißmäßig viele Zeit, während er fühlte, daß der neue Wirkungskreis, der hauptsächlich in der Leitung der vaterländischen Gelehrtenschulen bestand, ganz seinen Fähigkeiten und Erfahrungen angemessen sei. Mit mehreren seiner Collegen war er von lange her befreundet, so mit Grüneisen und Klaiber. Den letztern nannte er oft das Lagerbuch des Collegiums, denn Klaiber trug seit vielen Jahren die

Angelegenheiten desselben beständig in Kopf und Herzen, er besaß die gründlichste Kenntniß des würtembergischen Schulwesens, eine bis ins einzelste gehende Uebersicht über alle Verhältnisse und Persönlichkeiten, eine tiefe classische Bildung, ernsten religiösen Sinn und einen klaren durchdringenden Verstand. So verschieden Schwab's offene und mittheilende Natur von der klug zurückhaltenden Klaiber's war, so erkannten doch beide sich gegenseitig an und wirkten in Einer Richtung zusammen.

Schwab genügte seinem Berufe vollkommen; wer in seiner Amtsführung Gleichgültigkeit, wenigstens gegen äußere Pünktlichkeit, zu finden erwartete, täuschte sich vollkommen. Nicht leicht kann ein Amt mit mehr Fleiß und Genauigkeit verwaltet werden, als es bei ihm der Fall war. Indessen hatte die Aufgabe, sich mit den Regeln des Geschäftsganges in dem neuen Collegium bekannt zu machen, wenigstens für den Anfang manche Schwierigkeiten, und dies um so mehr als der Vorstand desselben, ein Mann von großer praktischer Gewandtheit, seine Stärke in der Handhabung der Administration hatte und vorzugsweise von diesem Gesichtspunkt aus die Wirksamkeit der Mitglieder beurtheilte. Nach Verlauf einiger Zeit war Schwab in den äußern Formen seiner Arbeit vollkommen zu Hause, er kam seiner Hauptaufgabe, der Leitung und Beaufsichtigung der Gymnasien, Lyceen und lateinischen Schulen mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit nach, wovon seine mit seltener Genauigkeit geführten Tagebücher Zeugniß geben. Zu seinen besten Arbeiten auf dem amtlichen Gebiet gehörten seine Berichte über die Visitationen der ihm untergebenen ge-

lehrten Anstalten, namentlich seine den Acten beigelegten persönlichen Bemerkungen über den Eindruck, den ihm Verhältnisse und Personen gemacht hatten; die edlere, gewählte, allgemein menschliche, nicht kanzleimäßige Sprache, durch die sich jene Darstellungen auszeichneten, schien zugleich eine feinere Beobachtung der Zustände und Individuen herbeizuführen. Ein vieljähriges, hervorragendes Mitglied des Studienraths äußerte sich später dahin, Schwab's Wirksamkeit in diesem Collegium sei in jeder Beziehung eine ausgezeichnete gewesen; sein gesundes Urtheil und seine gründlichen philologischen Kenntnisse seien hier vor allem hervorgetreten und dem Colegium vom größten Nutzen gewesen. Schwab's Rathsstelle im Consistorium war mehr Nebenamt, er wohnte den Sitzungen des Collegiums bei, hatte aber nur selten ein Referat.

Um diese Zeit wurde Schwab eine besondere Ehre zu Theil, indem ihn die theologische Facultät zu Tübingen bei Gelegenheit der festlichen Einweihung des neuen Universitätsgebäudes, am 31. Oct. 1845, zum Doctor der Theologie creirte, wobei sie ihn als poetam inter Germanos celeberrimum, theologorum cordatissimum bezeichnete.

Im folgenden Sommer mußten seine Frau und Tochter wegen der öfters leidenden Gesundheit der letztern nach Schwalbach reisen, und Schwab holte sie bei der Rückkehr in Heidelberg ab. Nach der Heimkunft schrieb er an Ullmann am 11. Aug. 1846: „Geliebter Freund! Gleich am andern Tage nach meiner Ankunft dachte ich Dir meinen Herzensdank für die viele Liebe, die ich bei und von euch genossen, auszusprechen; aber

eine tiefe Gemüthserschütterung, die uns hier erwartete, durchkreuzte hemmend unsere Gefühle. Unser lieber theurer Freund Schmid (der hiesige), mein Freund seit sechsunddreißig Jahren, der Deinige seit dreißig, ist in der letzten Nacht, die wir diesmal in Heidelberg zubrachten, nicht fern von uns allen, zu Künzelsau bei einem Vetter, auf dem Heimwege von Mergentheim, wohin (was wir nicht wußten) der Arzt ihn geschickt hatte, plötzlich an der Lungenlähmung gestorben. Die treue, redliche, hülfreiche, anfopfernde Seele, der wahre Patriot, der treffliche Jugendlehrer! Wir tragen schweres Leid und rechtes Herzweh um ihn herum! Wie sorglos fröhlich sprachen wir noch von dem Guten bei euch, und nahm ich Deine Grüße an ihn mit! Mahnung für uns Zurückbleibende, treu und lebendig, solange uns Gott das Leben gönnt, zusammenzuhalten! Gestern Mittag ist er beerdigt worden." — —

Auf dieses Leid folgte für Schwab bald eine Freude durch den Besuch seines Sohnes Christoph. Derselbe hatte den Sommer mit seinen Zöglingen, die ihm durch ihre Talente und ihre Anhänglichkeit an ihn gleich lieb geworden, in Baden bei Wien zugebracht und kam nun mit dem ältern von ihnen und einem ihrer Verwandten nach Stuttgart, um die Seinen vor der bevorstehenden Abreise nach Griechenland noch zu sehen, auch traf er hier die letzten Anstalten zur Herausgabe von Hölderlin's Werken, die bald darauf erschienen. Nachdem Lehrer und Schüler mehrere Wochen im Schwab'schen Hause verweilt hatten, wurden sie von Herrn von Prokesch und seiner Frau, welche von einer größern Reise durch Eng-

land und Frankreich zurückkehrten, abgeholt und wieder nach Wien gebracht, das die Prokesch'sche Familie erst im nächsten Jahre verließ, um sich wieder nach Griechenland zu verpflanzen. Die persönliche Bekanntschaft des berühmten Diplomaten war für Schwab sehr interessant und genußreich.

Zu kleinen Reisen innerhalb des Landes gaben Schwab die erwähnten amtlichen Visitationen der bedeutendern Gelehrtenschulen und der niedern theologischen Seminarien den Sommer über öfters Gelegenheit. Diese Wanderungen waren ihm um so willkommener, wenn sie ihn in die Nähe der Alb oder zu seinen Kindern und Enkeln nach Tübingen führten. Besonders beschäftigte ihn aber in diesem und dem folgenden Jahre eine neue Studienordnung für die Gelehrtenschulen. Er erhielt die Aufgabe, den Entwurf dazu auszuarbeiten, und wurde während der Ausführung dieser Arbeit von der Theilnahme an den Sitzungen des Consistoriums dispensirt. In öffentlichen Blättern war darüber geklagt worden, daß es in Würtemberg an einer gleichförmigen Einrichtung des Studienwesens gänzlich fehle. Der Minister forderte Klaiber zur Aeußerung über diesen Vorwurf auf. Klaiber legte auf jenen Mangel kein großes Gewicht: Einförmigkeit im Studienwesen, meinte er, sei weder möglich noch wünschenswerth, sie sei auch in andern Staaten, wie in Preußen, wo sich gleichfalls keine allgemeine Studienordnung finde, nicht vorhanden. Soviel Einheit, als im Gange der Studien unumgänglich nothwendig sei, könne durch die Prüfungen, wie das Maturitätsexamen, das Landexamen u. dgl., worin sich die centrale Leitung leicht

äußern könne, erreicht werden. Bei dem Minister drang aber die andere Ansicht durch, welcher der neuen Organisationen geneigte Vorstand des Studienraths beipflichtete. Noch ehe Schwab in den Studienrath eingetreten, war Klumpp zur Ausarbeitung eines Entwurfs der Studienordnung für die Gelehrtenschulen Würtembergs beauftragt worden, eine Commission ausgezeichneter Schulmänner arbeitete jenen Entwurf nochmals um, endlich erhielt er eine neue und letzte Fassung durch Schwab, in welcher er veröffentlicht wurde.

Schwab schreibt darüber an Ullmann am 14. Mai 1847: „Die Schulordnung nimmt mich nun schon lange ausschließlich in Anspruch. Den ganzen Winter arbeitete ich sie aus. Dann wurde eine Lehrercommission, aus Ephoren, Rectoren, Professoren und Präceptoren, den tüchtigsten Philologen unsers Landes bestehend, zusammenberufen, mit der ich in vierundzwanzig Tagen dreiundzwanzig Sitzungen hielt und die meinem Entwurfe Paragraph für Paragraph ihre Sorgfalt angedeihen ließ. Jetzt muß ich die Motive zusammenstellen und am Ende Juni werde ich auch im Consistorium wieder meinen Sitz einnehmen.“ — —

Mit der größten Gewissenhaftigkeit sammelte Schwab nach der Publication des Werkes die Urtheile, die öffentlich geäußert wurden, und trug sie kurz gefaßt in sein durchschossenes Amtsexemplar ein. Ehe er den über die verschiedenen Beurtheilungen zusammenzustellenden Vortrag ausgearbeitet hatte, überraschte ihn der Tod, und es blieb dem Nachfolger im Amt vorbehalten, die Arbeit, zu der ihm Schwab's Material die schätzbarsten

Beiträge lieferte, auszuführen. Der letzte Erfolg war indessen kein anderer, als auch Schwab vorausgesehen hatte, es wurde zwar einzelnes aus dem Entwurf ins Werk gesetzt, niemals aber derselbe als ein Ganzes ins Leben eingeführt.

An seinen frühern Lebensberuf, das Lehrfach, wurde Schwab jetzt nur noch durch eine wöchentliche Literaturstunde erinnert, die er im Katharinenstift bei den Mädchen der obersten Klasse zu geben hatte, und die ihm viele Freude machte. Ueberdies war es ihm erwünscht, an dieser Anstalt mit einer längst von ihm verehrten Freundin, der verwitweten Generalin von Varnbüler, zusammenwirken zu können, die als Vorsteherin derselben ihrem durch den Verlust mehrerer erwachsener Kinder verödeten Leben ein neues Interesse verlieh und sich mit aufopfernder Liebe ihren Zöglingen hingab. Der Rector des Katharinenstifts, Wolff, mit einer Nichte Schwab's verheirathet, stand diesem ebenfalls nahe.

Im Januar 1847 starb nach kurzer Krankheit Schwab's geliebter einziger Bruder. Er schreibt über ihn an Dillenius am 27. Jan.: „Nimm meinen herzlichsten Dank für Deine warme und wohlthuende Theilnahme! Du hast den lieben Bruder noch in seinen jugendlichen Mannestagen, ehe ihn das Leben mannichfach (so hoch er in demselben stieg) ἐτεταπεινώκει, um mit Aristoteles zu reden, gekannt, und kannst ermessen, welch ein guter, liebevoller Führer meiner Jugend er war. Nun waren wir miteinander alt geworden, und so sehr die

Laufbahn ihn dahin und mich dort hinaus trieb, so waren wir doch in den wesentlichsten Punkten, Natur, Liebe und Glauben uns innig nahe geblieben und schlungen diese Saiten in zusammenklingenden Accorden an, so oft wir uns länger genießen konnten." — —

Im Juli 1847 machte Schwab mit seiner Frau und Tochter und einer Freundin der letztern einen Ausflug in die Schweiz. Sie brachten in Meersburg bei dem alten Gönner, Herrn von Laßberg, einige glückliche Stunden zu, und lernten bei ihm seine Schwägerin, die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, kennen, deren reiche geistige Begabung Schwab in hohem Grade anzog; dann bestiegen sie den Rigi, folgten der Gotthardstraße bis zum Urnerloch, sahen Thun und Interlaken und kehrten über Basel und Strasburg nach Hause zurück. Bei der Besteigung des Rigi, wo ein drohendes Gewitter sie zur Eile nöthigte, fühlte sich Schwab, der sonst immer so rüstige Bergsteiger, durch Athembeengung auf ungewohnte Weise gehemmt, und seine Frau wurde durch dieses Zeichen eines drohenden Uebels, so vorübergehend auch die Beschwerlichkeit war', sehr erschreckt. Auf dem Thunersee schallte ihnen beim Landen des Dampfboots vom Ufer Gesang und Hochruf entgegen, und sie erfuhren, daß ein eben abziehendes Schiff Felix Mendelssohn-Bartholdy an Bord habe und diesem der Jubelruf gelte. Schwab bedauerte, den genialen Künstler nicht mehr zu treffen, der ihm schon im Jahre 1832 bei seiner Rückkehr aus Italien in Stuttgart, wo er einen Abend im Schwab'schen Hause zugebracht hatte, so lieb geworden war. Mit Interesse war Schwab dem Ton-

dichter auf seinem Ruhmeswege gefolgt, und beklagte dieses Verfehlen um so mehr, als er nach wenigen Monaten Mendelssohn's frühen Tod erfuhr. Bei der Todtenfeier, die in Stuttgart für Mendelssohn gehalten wurde, sprach Schwab ein Gedicht, das den Eindruck jenes Besuchs schildert und auch dieser Begegnung gedenkt.

Die Ereignisse des Jahres 1848 kamen Schwab nicht unerwartet; denn er sprach oft von der Möglichkeit solcher Dinge, nicht etwa kannegießernd politische Wahrscheinlichkeiten hin und her wägend, sondern in erregten Momenten mit prophetischer Anschauung und Ahnung die Zukunft erfassend. Manches von dem, was er schon vor zehn Jahren vorhergesagt, ging in dieser Zeit des überraschendsten Wechsels der Personen und Verhältnisse in Erfüllung. Der Ausbruch der Februarrevolution wurde ihm auf eine seltsame und unverstandene Weise angekündigt. Seine Tochter Emilie, von einem Fieber befallen, das sich nachher zu einer bedeutenden Krankheit entwickelte, erzählte am Morgen des 24. Febr., wie sie die Nacht über in Fieberträumen gelegen, die sie nach Paris mitten in Revolutionsscenen versetzt hätten. Sie hörte plötzliches Schießen, sah große Verwirrung, Rennen und Laufen, Fliehende und Händeringende, dann das Herausreißen von Staketen, die Errichtung von Barrikaden, alles so deutlich in den dunkeln, engen Straßen von Paris, als ob sie es mit erlebte. Die Schilderung wurde natürlich als eine Reminiscenz aus der Revolution von 1789 angesehen, was Emilie aber bestritt, da sie sich gar nicht mit jenen Begebenheiten beschäftigt, auch alles einen modernen Anstrich gehabt habe. Als nun einige

Tage darauf die Zeitungen die Berichte über den ersten Ausbruch der Revolution brachten, so paßte nicht nur die Zeit, sondern auch das einzelne am Anfang der Bewegung genau zu den Erlebnissen des Traums. Mit Begierde verfolgte nun Schwab die weitere Entwickelung, seine Theilnahme an dem Geschick und den Bestrebungen des französischen Volks trat auch hier wieder hervor, und es gereichte ihm zu einer wahren Befriedigung, daß der Dichter Lamartine durch die Macht des Wortes und den imponirenden Eindruck einer edeln Persönlichkeit im Stande war, die Massen zu lenken. Für Deutschland überwog ihm die Besorgniß, daß, wenn einmal die Leidenschaften entfesselt seien, die Anarchie die Oberhand gewinnen und die Gesittung auf lange hinaus zerstört werden möchte. Er erfaßte zwar die deutschen Hoffnungen mit Freudigkeit, begrüßte jede Spur von fester nationaler Gestaltung, jedes besonnene Streben nach einer deutschen Verfassung mit Begeisterung; aber bei jeder Störung des Werks kehrten auch die alten Befürchtungen zurück, und ein Hauptgrund seines Mistrauens war die Ueberzeugung, daß infolge der verneinenden Tendenzen der neuern Literatur, wie sie einerseits durch die Emancipationsideen der Belletristen, andererseits durch die popularisirte Philosophie tiefer als je in das Volk eingedrungen waren, die socialen Grundlagen der Gesellschaft abhanden gekommen seien, auf denen ein gesunder Zustand wieder aufgebaut werden könnte. Mit freudigem Stolz vernahm er die Ernennung Paul Pfizer's zum Minister, und es war ihm eine erhebende Genugthuung, daß jetzt in der kritischen Zeit

der Mann zum Handeln berufen wurde, der schon vor Jahrzehnden der Nation in dem Anschluß an Preußen den Weg gezeigt hatte, von dem auch Schwab mit so vielen jetzt hoffte, daß er zu einer heilsamen Neugestaltung des deutschen Vaterlandes führen sollte. Nicht minder erfreute ihn die Sendung Uhland's als Vertrauensmann nach Frankfurt; im spätern Verlauf der Dinge wichen indessen allerdings die Ansichten beider in manchen Punkten voneinander ab, und Schwab war mit Uhland's politischer Stellung, so sehr ihm der Freund in allen andern Beziehungen derselbe blieb, nicht mehr ganz einverstanden. Mit Römer's Erhebung zum Ministerpräsidenten ging etwas in Erfüllung, was Schwab zu Zeiten vorausgesagt hatte, in welchen eine solche Behauptung fast lächerlich erschien. Seine Hoffnungen für die deutsche Sache sanken indeß sehr bald wieder, noch vor dem Malmöer Waffenstillstand und der Ermordung der Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky. Zu dieser Herabstimmung trug ein Besuch in Frankfurt am Anfang des August 1848 bei, wo er einige sehr stürmische Sitzungen der Nationalversammlung erlebte. Es handelte sich um die Amnestirung Hecker's, welche die Linke mit leidenschaftlichem Ungestüm verlangte, und es fielen dabei Scenen vor, die ihn wie ein Vorspiel des drohenden Bürgerkriegs gemahnten. Ein ausführlicher Brief an seine Frau berichtet über diese Eindrücke; er schreibt darin unter anderm: „Heute wohnten wir der kurzen aber stürmischsten Sitzung bei, die je die Nationalversammlung gehalten hat. Die Sache drehte sich um einen an Brentano zu richtenden Ordnungsruf, den Soiron als Vicepräsident durchsetzen

wollte. Aber das wahre Schakalgeheul der Linken und das Brüllen der Galerien wurde so groß, daß er die Sitzung von 10 bis 11 Uhr suspendiren mußte. Wiedereröffnet, ging der Skandal wieder los; Brentano wurde nun (wegen eines gestrigen Ausfalls auf den Prinzen von Preußen) vom Präsidenten, nachdem auch Gagern herrlich gesprochen, zur Ordnung verwiesen, aber nun brüllte die Galerie ein schamloses: Hecker hoch! Und — das erste mal, seit die Nationalversammlung beisammen war — der Präsident gab Befehl zur Räumung der Galerien, was von unserer Seite sehr willig, von oben sehr unwillig geschah. Draußen haranguirte nun der Exlieutenant und Freischärler Willich das Volk: «Die drinnen sind Knechte, ihr, freie Männer, seid die wahre Nationalversammlung!» bis das Bürgermilitär sie auseinander trieb. — Mit uns trat ein feiner, ergrauter Mann mit Schnurrbart, Thränen in den Augen, aus der Paulskirche, und, als er hörte, wie wir untereinander auch entrüstet sprachen, konnte er es nicht lassen, sein Herz als ein dreißigjähriger Landstand Badens und Würtembergs gegen uns auszusprechen, er wurde immer wärmer, und als ich einen Austausch unserer Namen vorschlug, sagte er freundlich und anspruchslos: «Fürst von Fürstenberg». Er erzählte uns nun ausführlich, wie es ihm die Donaueschinger gemacht u. s. w. Wir sprachen ehrerbietig und offen mit ihm noch lange fort.'' — —

Die im September folgenden Scenen betrübten unsern Schwab tief, waren ihm aber nach dem, was er selbst gesehen und gehört, nicht unerwartet. Seine Hoffnungen waren geknickt, doch machte er die Schwankungen in der

Stimmung mit durch, welche die Dauer der Nationalversammlung und der darauf folgenden Unionsversuche begleiteten. Oft malte sich seine Phantasie die Greuel aus, die infolge des Obsiegens der einen oder andern äußersten Partei in Deutschland hereinbrechen könnten; er pries dann seine Söhne in Athen und Newyork glücklich und dachte für so schlimme Fälle selbst daran, in Amerika eine Zuflucht zu suchen. Als in Baden im Mai 1849 der Aufstand ausbrach, kam Ullmann, der sich mit seiner Frau aus Heidelberg nach Wimpfen geflüchtet hatte und von dort durch den Einzug der Freischärler vertrieben worden war, in später Nacht bei Schwab an; aber es war ein unruhvolles Zusammensein, und die endliche Auflösung des nach Stuttgart übersiedelten Restes des Parlaments brachte auch nur wehmüthige Eindrücke hervor.

Schon im Jahre 1848 betheiligte sich Schwab bei einem Vaterländischen Verein, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die deutsche Bewegung im constitutionellen Sinne zu leiten und das Märzministerium gegenüber von der radicalen Opposition zu unterstützen. Schwab's Name wurde auch genannt bei den Vorschlägen für das Parlament wie für die zu berufende constituirende würtembergische Landesversammlung, und noch, nachdem die deutschen Hoffnungen in der Hauptsache gescheitert waren, wäre er bereit gewesen, sich in die würtembergische Ständeversammlung, für welche er von einem Comité vorgeschlagen war, wählen zu lassen, aber glücklicherweise blieb er mit einer Wahl verschont. Als es sich darum handelte, der Verbreitung der im Jahre 1849 in Baden begonnenen

Revolution Einhalt zu thun und durch Anschließen an die preußisch-deutsche Union von dem Plan eines deutschen Bundesstaats noch zu retten, was möglich war, nahm er lebhaften Antheil an einem Christlich-politischen Verein, der sich zu jener Zeit bildete und für seine Ansichten ein literarisches Organ zu begründen suchte. Er war Mitglied des Redactionscomité, das zu diesem Behuf gewählt wurde, und gab sich viele Mühe einen geeigneten Redacteur zu finden. Nach mehreren mißlungenen Versuchen kam endlich unter der Redaction von Pfarrer Hausmann ein Volksblatt unter dem Titel „Die neue Zeit" zu Stande. Die Ausführung entsprach aber dem beabsichtigten Zwecke nicht ganz, da das Blatt zwar eine christliche, aber keine feste politische Haltung hatte, sodaß die politisch gebildeten Mitarbeiter bald ausblieben und die erbaulichen allein das Feld behielten, worauf der Verein sich auflöste.

Inzwischen war im Herbste 1849 Schwab's ältester Sohn nach Deutschland zurückgekehrt und mit den Aeltern seiner Zöglinge, ohne die Heimat zu berühren, nach Berlin übergesiedelt. Seine Briefe aus Griechenland hatten dem Vater immer großen Genuß bereitet. Da Christoph mehrfach Gelegenheit hatte, in Gesellschaft des geistreichen, mit dem Alterthum vertrauten Herrn von Prokesch Reisen durch verschiedene Theile Griechenlands zu machen, gab er den Seinigen die lebendigsten Schilderungen von der Natur und dem jetzigen Zustande des Landes sowie von den Resten des Alterthums, welche Beschreibungen natürlich den in der altgriechischen Welt heimischen Vater sehr beglückten. Einen Theil dieser Reise-

anschauungen legte Christoph später nieder in einer kleinen Schrift über Arkadien (Stuttgart, Cotta, 1852). Schwab's Verlangen, sich mündlich noch genauer von Griechenland erzählen zu lassen, konnte aber erst im Sommer 1850 erfüllt werden, wo sich beide Söhne wieder im Vaterhause treffen sollten. Der jüngere, Gustav, hatte sich nämlich in Newyork selbständig niedergelassen, indem er in ein schon bestehendes Drogueriegeschäft als Associé eingetreten war. Seit er in Newyork lebte, war er in dem Hause der Frau Meier, einer Schwägerin von Lucie Meier in Bremen, wie ein Verwandter aufgenommen, und verlobte sich nun mit einer Enkeltochter derselben, Eliza von Post, die, früh älternlos, in Bremen erzogen worden und zum Besuch bei der Großmutter nach Newyork gekommen war. Schwab war über diese Verbindung hocherfreut und sah ein glückliches Zusammentreffen in dem Umstande, daß sein Sohn eine Amerikanerin zur Lebensgefährtin gefunden, die doch von deutscher Bildung sei und einer längst befreundeten Familie angehöre, und deren Aeltern er auch persönlich gekannt und geschätzt hatte. Das junge Paar machte im Sommer 1850 seine Hochzeitsreise nach Europa, und Schwab verkürzte sich die Zeit der Erwartung durch einen Aufsatz über die Voreltern seiner neuen Schwiegertochter, eine Skizze, die er unter dem Titel „Konrad Weiser und sein Geschlecht in Nordamerika“ für das Hallberger'sche „Jugendalbum“ ausarbeitete. Es hatte ihm nämlich große Freude gemacht zu entdecken, daß seine Schwiegertochter eine nahe Anverwandte des Predigers und im amerikanischen Freiheitskampfe berühmt gewordenen Generals Peter Mühlen-

berg, des vertrauten Freundes von Washington, und mit ihm eine Abkömmlingin des aus Schwaben ausgewanderten Konrad Weiser sei, der schon als Knabe lange bei den Mohikanern gelebt und zu einem sehr einflußreichen Missionar unter den Indianern herangewachsen war.

Doch beinahe wäre die freudige Erwartung aufs schmerzlichste getrübt worden durch einen plötzlichen Krankheitsanfall, der Schwab dem Tode nahe brachte. Am 4. Juni nämlich hatte er abends nach einer langen Consistorialsitzung und einem auch sonst geschäftevollen Tage auf Zuspruch eines Freundes noch einen einsamen Spaziergang gemacht und in Häslach im Wirthsgarten zwei Gläser kühles Bier getrunken. Auf dem Heimwege fühlte er eine quälende Beengung und konnte nur mit Mühe und langsam vorwärts kommen; doch hoffte er noch seine Wohnung zu erreichen. Aber, schon in der Nähe derselben, konnte er nicht mehr weiter und wurde nur durch den Beistand der Vorübergehenden vor dem Umsinken bewahrt und in ein Haus gebracht, wo ihm schnell die Hülfe mehrerer Aerzte verschafft wurde. Die Störung ging ohne weitere Folgen vorüber, allein er nahm den Anfall als eine Mahnung, daß seine Lebenstage gezählt seien, und war auf eine Wiederholung desselben gefaßt, die, wie er bestimmt glaubte, ihm den Tod bringen würde. Das Vorgefühl, daß er kein hohes Alter erreichen würde, hatte er schon seit einigen Jahren gehabt und einmal gegen seine Frau geäußert, sie müsse sich darauf gefaßt machen, ihn bald zu verlieren, er hoffe aber, daß sie mit ihren Kindern doch noch mehrere Jahre lang sich des Lebens erfreuen könne.

Nach wenigen Tagen, am 10. Juni, schrieb Schwab an Ullmann: „Als ich Deinen lieben Brief erhalten, wollte ich mich in den nächsten Tagen hinsetzen, Dir, mein Lieber, recht herzlich danken und, wie ich es jetzt thue, Dich und Deine liebe verehrte Frau auf den Kirchentag im September, was sich eigentlich von selbst verstand, unter unser Dach schon jetzt herzlich und unwidersprechlich einladen. Aber die Hand des Herrn trat dazwischen und führte mich am 4. Juni, Dienstag Abend, durch eine plötzliche Herzaffection jählings an den Rand des Grabes. Von Umstehenden umringt, Gottlob der Besinnung keinen Augenblick verlustig, endlich von fünf Aerzten, einem Chirurgen, Freunden und meiner herbeigeschreckten lieben Sophie tröstlich umgeben und durch einen schnellen Aderlaß vor einem Herzschlag bewahrt, konnte ich zu Wagen gegen 10 Uhr aus Professor Klaiber's Hausflur nach Hause gebracht, gepflegt und schnell völlig wiederhergestellt werden. Ich hatte aufs Leben verzichtet und meine Seele der Barmherzigkeit Gottes empfohlen. Und dies im Augenblick, wo ich der Abfahrt meiner neuvermählten Kinder aus Newyork und ihrer Ankunft in sechs Wochen entgegensehe! Gott sei gepriesen und mir in seiner Langmuth und Geduld gnädig! — — Doch alles Weitere, so Gott will, mündlich, denn wir rechnen darauf, euch anfangs September bei uns zu sehen, und ich freue mich unaussprechlich darauf. Vom 19. bis 29. Juni visitire ich in Maulbronn, Brackenheim und Heilbronn. An Peter und Paul wollte ich Dir vorschlagen, in Wimpfen zusammenzukommen. Die vorsichtigste Diät, der ich mich unterwerfen muß, läßt mich aber keinen

solchen Gedanken fassen, und so sparen wir das Wiedersehen auf den September. Sophie grüßt aufs herzlichste und ich bin mit alter Liebe Dein wiedererstandener Freund

G. S."

Die Theilnahme der Freunde und Bekannten an Schwab's plötzlichem Krankheitsanfall war groß und that ihm wohl. Doch war es ihm willkommen, als er sich wieder ganz kräftig fühlte, dem vielen Reden darüber zu entgehen und seine Visitationen vorzunehmen. Er fand an den Lehrern und Beamten der zu besuchenden Anstalten zum Theil alte Freunde und Bekannte, die sich auf seine Ankunft freuten. Ueberhaupt war er bei solchen Gelegenheiten weniger ein gefürchteter Visitator als ein erwünschter Gast. Denn bei aller gewissenhaften Aufmerksamkeit auf die Zustände einer Lehranstalt rügte er etwaige Mängel auf die humanste Weise und zollte jeder tüchtigen Leistung die herzlichste Anerkennung. Viele Lehrer und Schüler erzählen noch jetzt, es sei ihnen gewesen als ob er ihnen helfen wollte, sobald er hereingetreten sei. Nach vollbrachter Arbeit nahm er abends an den geselligen Kreisen, die er vorfand, ungezwungen theil, und wirkte auf dieselben erfrischend und belebend. Von der letzten Station in Heilbronn aus besuchte er auch die Freunde in Weinsberg. Dillenius, der seit 1836 dort Dekan war, überraschte ihn auf die Erzählung von dem glücklich überstandenen Anfall durch folgendes Distichon:

Non morbus tetigit tibi cor, sed Phoebus Apollo,
Ut vera ex scisso carmina porro fluant.

Am 30. Juni kehrte Schwab nach Hause zurück und bemühte sich wegzuarbeiten, was nur möglich war, um für die Anwesenheit seiner Kinder etwas Muße zu gewinnen. Am 5. Aug. traf das junge Paar nach einem kurzen Aufenthalt zu Bremen in Stuttgart ein, begleitet von einer jüngern Schwester der Frau. Die neue Tochter, die nicht wie eine Fremde in den Familienkreis eintrat, sondern durch ihre bremer Verwandten schon vielfache Beziehungen zu demselben hatte, gewann durch ihre Anmuth schnell alle Herzen und schloß sich mit inniger Liebe an Aeltern und Geschwister an. Nachdem die Gäste ein paar Tage in Stuttgart ausgeruht hatten, kamen alle zusammen nach Tübingen, um auch in der Familie der Schwester, wo sie von Alt und Jung mit Jubel empfangen wurden, einige Tage zu verleben. Die Verwandten in Reutlingen und Rottenburg wurden besucht und damit Ausflüge auf den Lichtenstein und nach Niedernau verbunden; auch dem frühern Pfarrsitz Gomaringen, wo ein alter Freund und Verwandter, Dekan Hochstetter, Schwab's Nachfolger geworden war, wurden einige Stunden gewidmet. Da der junge Schwab seiner Frau auch etwas von der Schweiz zu zeigen wünschte, so beschlossen die Aeltern, diesen Genuß mit ihnen zu theilen, und auch die Schwester in Tübingen machte die Reise mit.

Am 17. Aug. traten sie frohen Muthes ihren Weg an, der sie über den Bodensee und das Rheinthal nach Ragatz und Pfäfers, dann über den Wallenstätter- und Zürichersee auf den Rigi führte. Schwab war bei

diesem ganzen Ausfluge jugendlich frisch und munter, und bestieg den Rigi ohne alle Beschwerde. Oben wurden sie durch einen herrlichen Sonnenaufgang, der ihnen die Alpenwelt in reinster Klarheit zeigte, begünstigt. Nach einer Fahrt über den Vierwaldstättersee machten sie den Weg über den Brünig zu Fuß, sahen noch zusammen den Gießbach und trennten sich dann in Brienz. Schwab ließ seine Angehörigen ihre Reise ins Berner Oberland allein fortsetzen und eilte, theils Geschäfte halber, theils um seinen ältern Sohn, der mit seinen beiden Zöglingen bereits in Stuttgart angekommen war, zu begrüßen, über Solothurn und den Weißenstein nach Hause. Acht Tage nach ihm traf auch die übrige Reisegesellschaft wieder in Stuttgart ein, und alle freuten sich, jetzt für einige Wochen vereinigt zu sein. Schwab hatte die Anstrengungen der Reise ohne irgendeinen Anstoß glücklich bestanden, und seine Frau und Kinder, denen doch etwas bange dabei gewesen war, waren darüber doppelt froh in dem Glauben, daß er ihnen nun wieder für längere Zeit in voller Kraft geschenkt sei. Er selbst freilich war durch diese Proben nicht sicher gemacht, er genoß alles Gute, das ihm in dieser Zeit noch zu Theil wurde, nur wie ein unverhofft ihm zugefallenes Geschenk, sein Inneres wurde mehr und mehr in sich gesammelt und der Gedanke verließ ihn nicht, daß er bereit sein müsse, schnell abgerufen zu werden. Doch lähmte diese Meinung keineswegs seine freudige Theilnahme an der Gegenwart, er war fern von jeder trüben Stimmung und gab sich dem Umgange mit seinen Söhnen und allem Erfreulichen, was aus ihrer Anwesenheit erwuchs, mit in-

niger Befriedigung hin. Die Unterhaltung wurde gewürzt durch die Schilderungen, die der eine Sohn aus Griechenland und aus Berlin, der andere aus Newyork und von seinen Ausflügen an den Niagara und in die Neuenglandsstaaten zum besten gab. Christoph widmete seiner Schwägerin herzlichen Antheil, der bald auch auf deren Schwester überging, und in dem Vater stieg die Ahnung auf, daß eine keimende Neigung hier ein neues Band knüpfen könnte. Nach Jahren erfüllte sich diese Ahnung.

Der Kirchentag, welcher gegen das Ende Septembers in Stuttgart gehalten wurde, führte Schwab manche Freunde zu. Ullmann war ein paar Tage anwesend, und obgleich es ein durch die vielen Fremden unruhig bewegtes Treiben war, so fanden sich doch auch Stunden traulicher Unterhaltung. Gleichzeitig besuchte ihn ein Universitätsfreund, Medicinalrath Hasse aus Salzuffeln, mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, Regierungsrath von Campe aus Bückeburg; er war mit jenem fortwährend in Verbindung geblieben und freute sich außerordentlich über das Wiedersehen.

In den letzten Tagen des September mußten die Söhne wieder abreisen und die Aeltern begleiteten sie noch ein Stück Wegs auf der Eisenbahn. Die Wehmuth des Abschieds wurde gemildert durch den frohen, dankbaren Rückblick auf das ohne Störung genossene Zusammenleben. Doch trennte sich Schwab von seinen amerikanischen Kindern mit dem bestimmten Vorgefühl, das er auch aussprach, daß er sie nicht wiedersehen würde. Die Brüder reisten zusammen bis Berlin, wo der

ältere dort schon einheimische Christoph der Führer der übrigen wurde.

Da es im Hause wieder still geworden war, erledigte Schwab eine Reihe von amtlichen Arbeiten. Das Gefühl, daß sein Leben sich dem Abschluß nähere, drückte sich in manchen gelegentlichen Aeußerungen aus. So schrieb er am 6. Oct. den Vers nieder:

Bekenntniß.

Du fragst, von welcher Dichtersort' ich sei?
Ich bin, wie viele, halt ein morscher Knochen,
Vom Alter in das Mittelreich gesprochen.
Die Gegenwart ist längst für mich vorbei,
Und die Vergangenheit nicht angebrochen!

Nach der Mitte Octobers machte er zur Erholung mit seiner Frau noch einen Besuch bei seinen Kindern in Tübingen. Hier fühlte er sich wohl und heiter auf Spaziergängen, im Umgang mit Freunden wie Christian Gmelin, Karl Mayer und besonders Uhland. Eine Freude war es ihm auch, mit den heranwachsenden Enkeln, deren es nun vier waren, sich abzugeben. Jede Spur des erwachenden geistigen Lebens war ihm interessant; niemand konnte mehr Sinn für jede originelle Aeußerung eines Kindes haben als er, und er vergaß auch nichts derart wieder. In den letzten Jahren hatte er meistens einen der Enkel auf längere Zeit bei sich in Stuttgart gehabt und ihre Erziehung aufs liebevollste gefördert. An dem Sonntage (20. Oct.), den er in Tübingen zubrachte, hörte er mit seiner Frau

eine gehaltvolle Predigt des Professors Beck über die Auferweckung des Lazarus, die beiden zu besonderer Erbauung diente. Das einzige, was den Seinigen bei diesem Besuch an Schwab auffiel, war seine bläuliche Gesichtsfarbe, die noch zunahm, als er an einem kühlen Tage nach Hause reiste. Doch blieb er wohl und rüstig und ging gern auf die Bitte einer Gesellschaft ein, den Prolog zu einem Concert zu verfassen, das zum besten der Schleswig-Holsteiner veranstaltet werden sollte. Die Stimmung dafür kam ihm ungesucht aus seinem tiefen, lebhaft erregten Gefühl für den edeln Volksstamm, der mit so heldenmüthiger Ausdauer am deutschen Vaterlande festhielt, und aus dem Schmerz darüber, daß Deutschland in seiner Zerrissenheit keine Mittel finden sollte, seine treuen Söhne zu schützen. Er äußerte, daß ihm dies eine willkommene Veranlassung sei, an seinem Lebensabend noch ein öffentliches Zeugniß von seiner politischen Gesinnung abzulegen. Das Concert wurde Sonnabend den 2. Nov. im Saal der Bürgergesellschaft gegeben und Schwab eröffnete es mit dem Vortrag seines Gedichts. Er läßt darin die trauernde Germania vor dem Throne des olympischen Zeus erscheinen und um Schutz für Schleswig-Holstein flehen.*) Schwab's Frau erschien seine Stimme etwas schwächer als sonst, die zur Seite gebeugte Haltung und das silberglänzende Haar erfüllte sie mit ahnungsvoller Wehmuth; andere jedoch wurden erhoben durch das edle Pathos, mit wel-

*) Gedichte, vierte Auflage, S. 158.

chem der Redner dem nationalen Gefühl der Versammlung einen so kraftvoll männlichen Ausdruck gab.

Den darauf folgenden Sonntag verbrachte Schwab ruhig in seiner Familie, besuchte vormittags die Kirche, und der Abend versammelte um ihn einen kleinen Kreis nahestehender Verwandten, worunter auch Gustav Pfizer, denen er sein Gedicht noch einmal vortrug. Das Gespräch, wie gewöhnlich von ihm belebt, wandte sich von dem Nächstliegenden auf Entfernteres und berührte, wie um noch ein mal die Anwesenden den ganzen Werth eines solchen Zusammenseins fühlen zu lassen, die höchsten Interessen und Beziehungen des menschlichen Geistes. Schwab's Nichten erinnerten sich ihrer Kindheit und sprachen mit dankbarer Anerkennung aus, welchen Einfluß er auf ihre geistige Entwickelung geübt und wie namentlich dieses und jenes seiner Gedichte von bleibender Wichtigkeit für sie geworden sei. Nach 10 Uhr ging er ganz wohl und frei von aller Aufregung zu Bett, schlief ruhig ein, wachte aber um halb 3 Uhr mit Beengung auf und rief ängstlich um Hülfe. Seine Frau und Tochter machten Licht und eilten an sein Bett, konnten aber nur noch seinen letzten Seufzer vernehmen; mit einem innigen Lebewohl an sie und dem Ausruf: „Herr Jesu Christe, erbarme dich!“ war er verschieden. Die Versuche des schnell herbeigeholten Arztes, das entflohene Leben zurückzurufen, blieben erfolglos, und so lag er auf seinem Bett mit dem Ausdruck der Ruhe wie ein friedlich Schlafender, ohne entstellende Spuren eines Todeskampfes. Er hatte sein Leben nur auf achtundfunfzig Jahre und vier Monate gebracht. Eine beginnende Unpäßlich-

Hoppenlau-Friedhof

keit seiner Gattin hatte ihm noch am letzten Tage seines Lebens Sorge gemacht, sie war häufigen Anfällen von Gesichtsrose unterworfen, die ihn jedesmal mit großer Aengstlichkeit erfüllten. Jetzt brach nun auch diese Krankheit mit Heftigkeit bei ihr aus und sie mußte sich, vom Fieber überwältigt, gegen Mittag von der theuren Leiche trennen, um mehrere Wochen das Krankenlager nicht zu verlassen. Die fast unglaublich scheinende Nachricht von Schwab's plötzlichem Tode erregte in der ganzen Stadt eine große Bestürzung, und die Theilnahme nicht nur der nächsten, sondern auch entfernterer Bekannten äußerte sich auf mannichfache Weise. Zu der Beerdigung, die am Mittwoch, 6. Nov., stattfand, kamen viele auswärts wohnende Freunde, worunter auch Uhland, und ein unermeßlicher Trauerzug folgte dem lorberbekränzten Sarge. Von den nächsten Angehörigen war nur der Schwiegersohn anwesend, da die Söhne nicht schnell genug von der Todesbotschaft erreicht werden konnten, und erst nachher (der eine von Berlin, der andere aus Holland, wo er den Tod seines Vaters in einem Zeitungsblatte gelesen hatte) herbeieilten und zum Trost der Mutter noch einige Tage bei ihr verweilten. Die Rede am Grabe hielt Stadtdekan Mehl, er verwob in dieselbe einen kurzen Lebenslauf des Verstorbenen, und Hofprediger Grüneisen rief ihm im Namen der Freunde und Collegen ein Wort herzlicher Würdigung nach.

Etwas später, 23. Nov., wurde noch eine besondere Trauerfeier auf dem Museum veranstaltet. Der Verein für classische Kirchenmusik führte dabei mehrere alte Choräle nebst einigen für die Veranlassung passenden Stücken

von Sebastian Bach und Mendelssohn-Bartholdy in ausgezeichneter Weise auf, und dazwischen sprachen zwei Freunde, Professor Gustav Pfizer und Staatsrath von Köstlin. Der erstere stellte aus Schwab's Dichtungen die Züge zu seinem persönlichen Lebensbilde zusammen, während der zweite Redner ihn mehr als Jugendfreund nach seinen Freundestugenden schilderte. Hofschauspieler Dr. Grunert, der mit dem Verstorbenen gerade in der letzten Zeit bekannt geworden war, trug mehrere seiner Gedichte meisterhaft vor.

Schon vorher hatte Gustav Pfizer im „Schwäbischen Mercur“ einen ausführlichen Nekrolog veröffentlicht, der Schwab's Leben und Wirken mit liebevoller Treue schildert; etwas später gab Ullmann in der „Allgemeinen Zeitung“ einen durch fünf Blätter (Beilage vom 1. bis 5. Jan. 1851) gehenden Aufsatz unter dem Titel „Gustav Schwab; Züge zu seinem Bilde von Freundeshand“. Das schöne Denkmal, welches auch dieser Freund dem Verewigten damit setzte, hat um so höhern Werth, als Ullmann durch den seit den Studienjahren bis in die letzte Zeit fortdauernden vertrauten Verkehr mit ihm sowie durch seine Gabe der Darstellung ganz besonders geeignet war, es wahrheitstreu und inhaltreich zu machen.

Zum Schluß möge hier die treffende Charakteristik stehen, die Grüneisen in seinem Nachruf am Grabe von dem Verewigten gegeben hat:

„Worüber vor etlichen Jahren aus einer entfernten Ecke Deutschlands in unartigem Reim gescherzt worden war, dessen rühmen wir uns alles Ernstes heute. Unser Schwab war, was er hieß; wie der Name seines Ge-

schlechts dem Namen unsers Volksstamms gleich lautet, so war der Mann selbst von oben bis unten ein echter Sohn des Schwabenlandes, dessen eigenthümliche Gemüths- und Sinnesart wol in keinem unter uns auf so entschiedene, so vollständige und darum so anheimelnde Weise sich ausgeprägt hat, wie sie es in diesem war. Sein Leben liegt hinter uns, durchsichtig bis auf den Grund. Wie war er gutmüthig und arglos; aufgeräumt und zugleich sinnend; erregbar durch die Eindrücke des Daseins und doch festhaltend an dem Bewährten; eine Seele ohne Falsch, sodaß gewiß niemand größeres Unrecht geschah, wenn man ihn einer auch nur flüchtigen Absicht, andern zu schaden oder sie zu kränken, geziehen hätte; vielmehr freundlich und gefällig gegen jedermann, hülfreich mit Wort und That, wie denn auch seine Dienstfertigkeit überall bekannt, stets gesucht und oft misbraucht, sein Haus lange her das gastlichste war in dieser Stadt; er selbst ein Mittelpunkt edler Geselligkeit, von unerschöpflichem Gedächtniß und glücklichster Laune in dem nicht kleinen Kreise seiner Freunde; schon als Jüngling und noch als Mann das Vorbild reiner Sitten und eines unter den Mustern des Alterthums herangewachsenen und aus dem Born der christlichen Wahrheit genährten Geistes; ein Patriot von Gemüth, ohne sich selbst voranzustellen, aber stets den Besonnenen und Uneigennützigen, ob sie in der Geltung des Tages hoch oder tief stehen mochten, zugeneigt, und noch in dieser letzten Zeit die Schmach des zerrissenen Vaterlandes auf besorgtem Herzen tragend.

„In dieses reiche, weiche, reine und fromme Ge-

müth hatte der Himmel seine schönste Gabe, den Geist der Dichtung, niedergelegt, und hat dadurch seinem Leben einen Wirkungskreis, der weit über die Grenzen unserer Heimat sich erstreckt, angewiesen, und seinem Namen rings, wo deutsche Sprache und Bildung wohnt, einen Ruhm gestiftet. Aber auch in den Liedern, in welchen bald die Zeugnisse seiner innern Welt, bald die Eindrücke der Natur, bald die Kunden der Vorzeit unsers Volks leben, ist er der schwäbische Dichter gewesen, der den heimatlichen Sinn in unverkünstelter Kunst walten ließ und, nur dem Zuge des Genius folgsam, nie um den Beifall weder der Großen noch der Geringen buhlte, nie, auch nicht ein einzig mal, zu dem schnöden Dienst oder zügellosen Spiel unsittlicher Gefühle herabsank. Vielmehr, was eines edeln Menschen würdig ist, erfüllte, wie seine Brust, so sein Gedicht, und er geht als keuscher Priester mit unentweihter Schale zurück in das Heiligthum der ewigen Schönheit."

Schwab's irdische Ueberreste ruhen auf dem Hoppelaukirchhof, umgeben von den Gräbern mehrerer vorangegangener Freunde. Ein nach der Zeichnung des nun auch verstorbenen Professors Mauch schön ausgehauener röthlicher Sandstein schmückt sein Grab und trägt nebst seinem Namen, Geburts- und Todestag nur die Inschrift: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben" und „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn."

Anhang.

Gustav's Schwab's Werke und sonstige literarische Arbeiten.

Antheil an der Herausgabe des „Deutscher Dichterwald“ (Tübingen, Osiander, 1813).

Neues allgemein deutsches Commers- und Liederbuch (Tübingen, Osiander, 1815; dritte Aufl. 1820).

Rollenhagen, Der Froschmäuseler. Mit den nöthigen Abkürzungen neu herausgegeben (Tübingen, Osiander, 1819).

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's von Würtemberg, mit geschichtlichen Belegen (Stuttgart, Cotta, 1819).

Quaeritur num quod Areopagus in plebiscita aut confirmanda aut rejicienda jus exercuerit (Stuttgart 1818).

Quaestionis de religione Sophoclis rationali pars I. (Stuttgart 1820).

Paul Flemming, Erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemming's Leben begleitet (Stuttgart, Cotta, 1820).

Die Legende von den Heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim, aus einer von Goethe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet (Stuttgart, Cotta, 1822).

Uhland, De constituenda republica carmina. Lateinisch von Schwab. (Stuttgart 1823).

Die Neckarseite der schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben (Stuttgart, Metzler, 1823).

Eine Abhandlung über Ludwig Uhland als Dichter, in Menzel's Taschenbuch „Moosrosen" auf das Jahr 1826 (Stuttgart, Metzler).

Lamartine, Poetische Gedanken, metrisch übersetzt (Stuttgart, Cotta, 1826).

Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St.-Luciensteig bis Rheinegg (Stuttgart, Cotta, 1827; zweite Aufl. 1840).

Gedichte (2 Bde., Stuttgart, Cotta, 1828—29; Neue Auswahl 1838; dritte Aufl. 1846; vierte Aufl. 1851).

Barthélemy und Méry, Napoleon in Aegypten. Metrisch übersetzt (Stuttgart, Cotta, 1829).

Mitherausgabe der Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter (Stuttgart, Metzler, 1827 fg.).

Redaction des poetischen Theils des „Morgenblatt" (Stuttgart, Cotta), 1827—37.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Herausgegeben von Schwab (3 Bde., Chur, Dalp, 1828—39).

Schwab's Antheil besteht in der Beigabe von Gedichten, welche nicht in seine Sammlung aufgenommen sind.

Wilhelm Müller, Vermischte Schriften, herausgegeben und mit einer Biographie begleitet (5 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1830).

Wilhelm Hauff, Sämmtliche Schriften, geordnet und mit Vorwort versehen (36 Bdchn., Stuttgart, Brodhag, 1830—31).

Griseldis, Volkssage in zehn Romanzen. In der „Urania" auf das Jahr 1830 (Leipzig, Brockhaus).

Redaction des „Deutschen Musenalmanach" mit Adalbert von Chamisso, in den Jahren 1833—36 und 1838 (Leipzig, Weidmann).

Disputatio de Livio et Timagene historiarum scriptoribus aemulis (Stuttgart 1834).

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung (Leipzig, Weidmann, 1835; vierte Aufl. 1857).

Die deutschen Volksbücher, auch unter dem Titel: Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt (2 Bde., Stuttgart, S. G. Liesching, 1835; vierte Aufl. 1858).

Die vierte Auflage dieses Werks, mit 180 Illustrationen nach Zeichnungen von Wilhelm Camphausen, Anton Dietrich, Adolf Ehrhardt, Theodor Grosse, Joseph Mancs, Theobald von Oër, Oskar Pletsch und Emil Sachse, in Holzschnitt ausgeführt durch Hugo Bürkner, wird bis Herbst 1858 vollständig erscheinen.

Die schönsten Sagen des classischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern (3 Bde., Stuttgart, S. G. Liesching 1838—40; vierte Aufl. 1858).

Das malerische und romantische Deutschland. Erster Band. Schwaben (Leipzig, G. Wigand, 1837). In dritter Auflage umgearbeitet von Karl Klüpfel, unter dem Titel: Wanderungen durch Schwaben, ein Wegweiser durch Würtemberg und Baden (Leipzig, Händel, 1851).

Schiller's Leben (Stuttgart, S. G. Liesching, 1840, 12.; Ausgabe in 8. 1841).

Der Cultus des Genius, von Karl Ullmann und Gustav Schwab (Hamburg, F. Perthes, 1840).

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlaß herausgegeben mit Friedrich Förster (3 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1841).

Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von Gustav Schwab und Karl Klüpfel (Leipzig, G. Mayer, 1846; zweite Aufl. 1847).

Einzelne Beiträge lieferte Schwab in folgende Zeitschriften und periodische Werke:

„Literarisches Conversationsblatt" (Leipzig, Brockhaus); vom Juli 1826 an unter dem Titel „Blätter für literarische Unterhaltung".

In dieses Blatt lieferte Schwab vom Jahre 1825 an bis zum Jahre 1845, am reichlichsten in den Jahren 1830—36, Kritiken, namentlich über die neuen Erscheinungen in der poetischen Literatur. Er besprach darin unter andern die Dichter Hölderlin, Uhland, Rückert (1838, Nr. 305—309, 350 und

351), Kerner, Wilhelm Müller, Platen, Ebert, König Ludwig von Baiern, Lenau, Karl Mayer, Julius Mosen, Gustav Pfizer, Mörike, Sternberg, Zedlitz, Albert Knapp, Grüneisen, und recensirte in ausführlichen Artikeln folgende Werke in Prosa: Klumpp, «Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des Humanismus 2c.» (1830, Nr. 32—34); «Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe» (1830, Nr. 278—280); Karoline von Wolzogen, «Schiller's Leben» (1831, Nr. 43—45 und 96, 97); «Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt» (1831, Nr. 137—139); Paul Pfizer, «Briefwechsel zweier Deutschen» (1831, Nr. 175—178, 355—358; 1832, Nr. 352).

„Conversations-Lexikon", achte Aufl. (Leipzig, Brockhaus, 1833—36).

Schwab lieferte die Artikel: Boisserée, Cotta, Dannecker, Gmelin, Kielmeyer, Mebold, Pahl, Pfister und einige andere.

„Kritische Blätter der hamburger Börsenhalle" (Hamburg, Herold), Jahrgang 1834.

In Nr. 190 und 191 Recensionen über Immermann's «Reisejournal» und dessen «Merlin»; in Nr. 199 über Varnhagen's «Rahel» nebst einigen andern Beiträgen.

„Heidelberger Jahrbücher" (Heidelberg, Mohr), Jahrgang 1834—42.

Auch in diese Zeitschrift lieferte Schwab theils Kritiken einzelner bedeutenderer Werke, theils zusammenfassende Uebersichten neuerer Erzeugnisse der lyrischen Poesie. Es erscheinen dabei zum Theil die bei den „Blättern für literarische Unterhaltung" genannten Namen, außer ihnen heben wir noch folgende hervor: Anastasius Grün, Simrock, W. Wackernagel, Gaudy, Gruppe, Rehfues, Freiligrath, Matzerath, Hermann Kurz, Friedrich Vischer, Peters.

„Das Morgenblatt" (Stuttgart, Cotta).

Neben einer Reihe von Gedichten, welche in diese Periode seiner Wirksamkeit fallen, veröffentlichte Schwab in demselben

folgende größern prosaischen Aufsätze: «Deutschland zu Anfang des 17. Jahrhunderts» (1828, Nr. 60—64); «Meine Sammlung alter Leute» (1828, Nr. 229—235 und 1829, Nr. 103); «Gedanken über die classische Literatur der Alten» (1829, Nr. 55—59); «G. B. Bilfinger und seine Correspondenz» (1830, Nr. 131—138).

Auch in dem dazu gehörigen, von Menzel redigirten „Literaturblatt" erschienen im Jahrgang 1829 einige Beiträge von ihm, wie z. B. in Nr. 8 und 9 über die zwei ersten Bände des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels.

„Deutsche Vierteljahrsschrift" (Stuttgart, Cotta), 1840, Heft 4.

«Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg.»

„Studien und Kritiken, herausgegeben von Ullmann und Umbreit" (Hamburg, F. Perthes).

In den Jahrgängen 1842 und 1843 die Anzeigen folgender Werke: Mynster, «Betrachtungen über die christliche Glaubenslehre»; «Zeugnisse evangelischer Wahrheit, herausgegeben von Schmid und Hofacker» (3 Jahrgänge); Grüneisen, «Predigten».

Personenverzeichniß.

Berichtigung.

S. 191, Z. 8 v. u., statt Heinrich Kurz, lies: Hermann Kurz

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Schwab.

Sein Leben und Wirken

geschildert

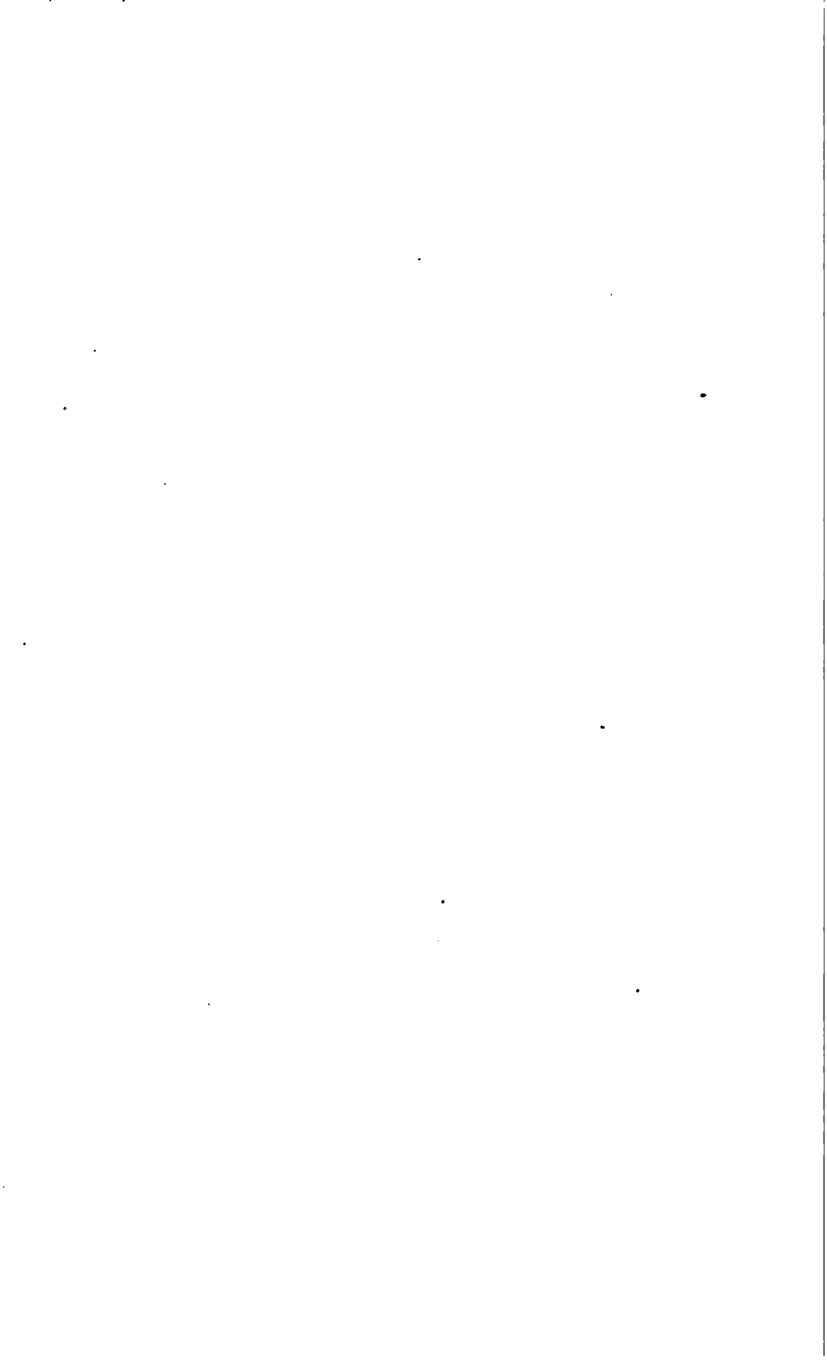
von

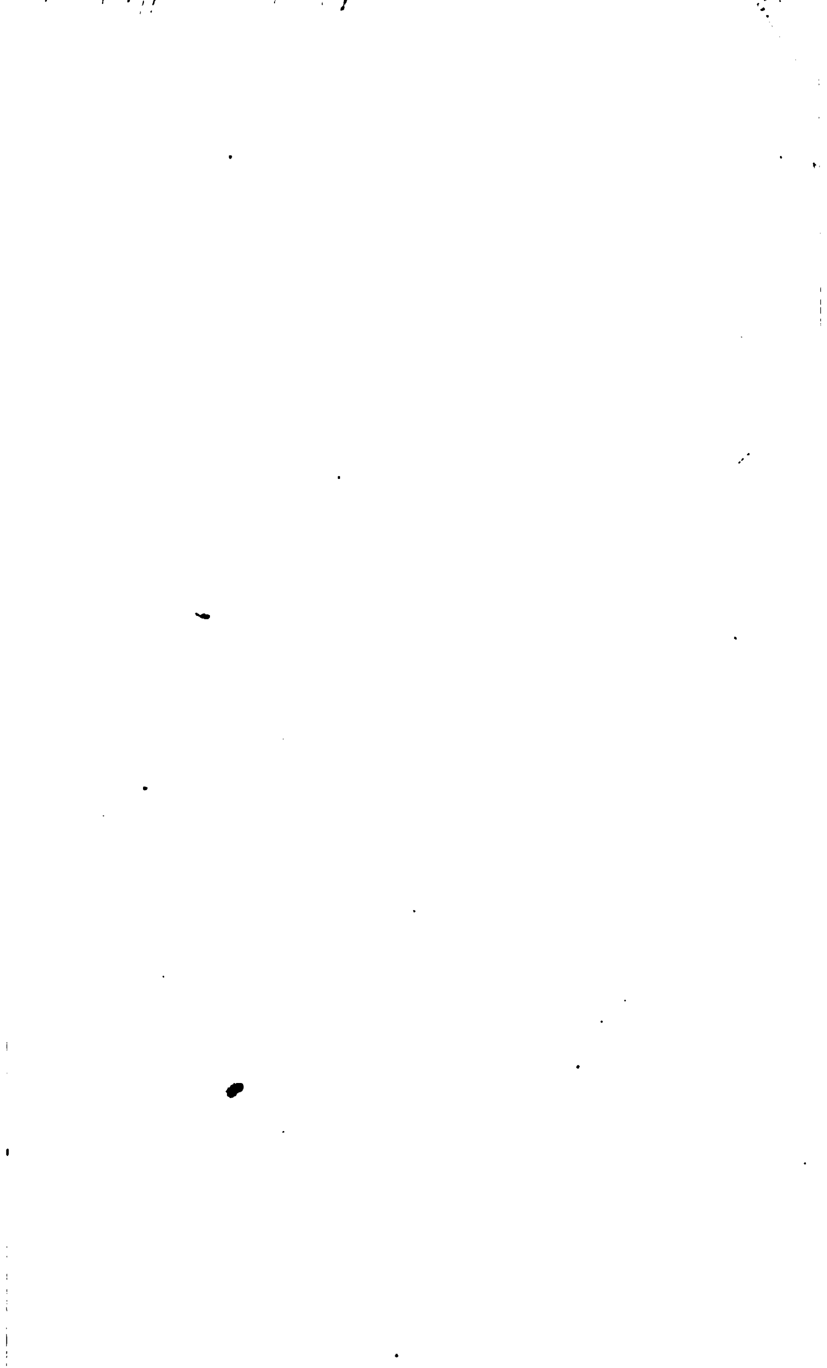
Karl Klüpfel.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.





Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







